



DIE GELBEN SPIIONE



Wie China deutsche
Technologie ausspäht

Hausmitteilung

27. August 2007

Betr.: Spionage, Fußball, Gift

Der Tipp kam aus einem Berliner Ministerium. Man habe auf deutschen Regierungscomputern, unter anderem im Wirtschaftsressort, Spionageprogramme entdeckt – offenbar ein Computerangriff aus China. Dem Hinweis folgte eine aufwendige Recherche: Fünf Monate lang waren die SPIEGEL-Redakteure Jürgen Dahlkamp, 42, Marcel Rosenbach, 35, Jörg Schmitt, 39, Holger Stark, 37, und Wieland Wagner, 48, in Deutschland wie auch in China unterwegs – bis sie nachzeichnen konnten, wie die Volksrepublik China Know-how aus Deutschland abzusaugen versucht. Als Dahlkamp den chinesischen Botschafter in Berlin mit den Ergebnissen konfrontieren wollte, bekam er zwar keinen Interviewtermin, dafür aber ein Antwortschreiben. Darin wird die chinesische Auffassung von Pressefreiheit dargelegt: „Die chinesische Botschaft ist der Auffassung, dass es auch dem deutschen Interesse entspricht ... den freundschaftlichen Kontakt zwischen chinesischem und deutschem Volk auszubauen, und erwartet, dass deutsche Medien auch dazu beitragen werden.“ Fragen zur Wirtschaftsspionage wurden pauschal abgetan. „Ideenklau“, so Dahlkamp, „ist ein wichtiger Treibsatz für den steilen Aufstieg der Volksrepublik“ (Seite 18).

Es war englischer Fußball vom Feinsten, ein Prestige-Duell, und Thaksin Shinawatra, 58, der gestürzte thailändische Regierungschef, verfolgte, gemeinsam mit SPIEGEL-Redakteur Michael Wulzinger, 42, das Spiel von der VIP-Tribüne aus – als Eigentümer. Auch Thaksin, Ex-Politiker und schwerreicher Geschäftsmann, hat sich, wie vor ihm der Russe Roman Abramowitsch, einen englischen Fußballclub zugelegt, Manchester City. Die Investition, rund 120 Millionen Euro, soll sich lohnen: Thaksin, der in seiner Heimat wegen Korruption vor Gericht kommen soll, will vom Glamour des Spitzenfußballs profitieren, „sein Image“, so Wulzinger, „soll durch den Sport eingewaschen werden“. Fürs Erste ist dies geglückt: „Nach dem Sieg gegen den Lokalrivalen Manchester United“, sagt Wulzinger, „wurde Thaksin von den Fans als Erlöser bejubelt“ (Seite 114).



Wulzinger, Thaksin



Osang

Vor sechs Jahren lenkten Mohammed Atta und seine Gefolgsleute zwei Flugzeuge ins World Trade Center. Fast 3000 Menschen starben an jenem Tag, und für manche kam der Tod später. Eine Wolke wurde freigesetzt, aus giftigem Staub. Viele tausend Menschen leiden bis heute an den Folgen, einige starben erst Monate oder Jahre nach dem Anschlag: wie etwa die Anwältin Felicia Dunn Jones, das erste offiziell anerkannte Opfer. SPIEGEL-Redakteur Alexander Osang, 45, erzählt

ihre Leidensgeschichte und vom Kampf der Anwälte um Entschädigung, einem Kampf, der im Vorfeld der Präsidentschaftswahlen eine Rolle spielen könnte. Rudolph Giuliani, möglicher Kandidat und damals Bürgermeister von New York, habe nicht klar genug vor den Folgen der Wolke gewarnt, so seine Gegner. Osang, 2001 SPIEGEL-Korrespondent in New York, kamen während der Recherche schmerzliche Erinnerungen: Er war in Manhattan – und selbst minutenlang eingehüllt in die Giftwolke (Seite 84).

Titel

Wie China deutsches Know-how ausspäht 18
Interview mit Baden-Württembergs
Verfassungsschutzchef Johannes Schmalzl über
die Spionage aus Fernost 28
Für die aktuellen Produktkandale sind nicht nur
chinesische Fabriken verantwortlich 32

Deutschland

Panorama: Bundeswehroffiziere wollen
Afghanistan-Einsatz ausweiten /
Kanzleramt protestiert in Washington /
Berlin will schnelle Transrapid-Entscheidung 14
Extremismus: Die fremdenfeindlichen
Übergriffe von Müglern entfachen eine Debatte
über Konzepte für die Zivilgesellschaft 36
Interview mit Familienministerin
Ursula von der Leyen über Rechtsextremismus
in Ostdeutschland 37
Kabinett: Kanzlerin Angela Merkel sieht in
Außenminister Frank-Walter Steinmeier
einen Rivalen für die nächste Bundestagswahl 40
Parteien: Der rätselhafte Übertritt
der saarländischen Grünen-Abgeordneten
Barbara Spaniol zur Linken 44
Koalition: SPD und Union fürchten
um Wählerstimmen bei den Alten 46
Justiz: Ein Terrorismusverfahren gegen linke
Brandstifter löst einen Grundsatzstreit aus 48
Finanzen: Interview mit SPD-Vize
Jens Bullerjahn über Sanktionen für Länder,
die Schulden machen 49
Zeitgeschichte: Die Ex-Frau des
früheren Topterroristen „Carlos“ hat eine
Autobiografie geschrieben 50
Lehrer: Eine Germanistin über ihren Einsatz
als Aushilfe 52
Schulen: Eltern beschummeln
die Behörden, um ihre Kinder an besseren
Grundschulen unterzubringen 54

Wirtschaft

Trends: Deutschlandfonds bringt nichts /
Telekom geht auf Konkurrenten zu /
Razzia bei Ex-Rewe-Manager 57
Geld: Agrarwerte versprechen satte Renditen /
Medienfonds bedroht 59
Banken: Die Probleme der Sachsen LB waren den
Aufsichtsbehörden schon seit Jahren bekannt 60
Investoren: Russische Schlägertrupps kapern
Unternehmen mit allen Tricks 64
Arbeitsmarkt: Im weltweiten Wettlauf um
Fachkräfte gerät Deutschland ins Hintertreffen 66
Motivation: Immer mehr Bürger nutzen
ihren Urlaub, um Gutes zu tun 70
Tourismus: Wie Bergorte ihre Gipfel
aufmotzen möchten 72

Medien

Trends: ZDF-Chefredakteur kritisiert
Informationspolitik der Bundesregierung /
N24 im Visier der Medienwächter 75
Fernsehen: Vorschau / Rückblick 76
TV-Shows: Den neuen TV-Kochstars macht nun
das eigene Laienpublikum Konkurrenz 78

Gesellschaft

Szene: Bildband über das alte Kino / Die Liebe
der Araber zu israelischen Porno-Websites 82
Eine Meldung und ihre Geschichte – über die
Millionenklage gegen einen Blumenhändler 83
Katastrophen: Die späten Toten des
11. September und ihre Rolle im amerikanischen
Präsidentenwahlkampf 84
Ortstermin: Im Duisburger Trainingscamp halten
sich arbeitslose Profi-Fußballer fit für den Markt ... 90

Finanzdesaster mit Ansage

Seite 60

Dass in der Sachsen LB Milliardenrisiken lauerten, fiel Prüfern schon vor zwei Jahren auf. Doch die Finanzaufsicht reagierte verhalten. Auch die Bundesbank unter Axel Weber kannte den Bericht. Klar ist: Die alte Herrlichkeit der Landesbanken ist vorbei. Auch Finanzminister Peer Steinbrück fordert Reformen.



Weber, Steinbrück



Sachsen LB (in Leipzig)

EU: Schwarze Kassen, dunkle Kanäle

Seite 106

Täglich fast eine Million Euro verschwanden voriges Jahr aus EU-Kassen in dubiose Kanäle, über 400 Ermittlungsverfahren sind derzeit in Brüssel anhängig – die Europa-Zentrale ist immer noch ein Hort der Selbstbedienung und Korruption.

Die mörderische Wolke

Seite 84

Als das World Trade Center einstürzte, wälzte sich eine giftige Staublawine durch Manhattan – viele Menschen leiden an den Spätfolgen, manche starben. Hat Rudolph Giuliani, damals Bürgermeister, die Gefahren verharmlost? Der Streit könnte Folgen haben für den Präsidentschaftswahlkampf.



Staublawine in Manhattan

Kochshows – das Rezept des Erfolgs

Seite 78



Mälzer

Die Hauptakteure des TV-Kochshow-Booms sind mittlerweile echte Stars. Millionen schauen zu, wenn Tim Mälzer, Johann Lafer oder Sarah Wiener am Herd stehen. Noch erfolgreicher ist „Das perfekte Dinner“, bei dem die Amateure kontern. Um Rezepte geht es gar nicht mehr. Das Spektakel steht im Mittelpunkt – wie die Bereitschaft der Dampf-Plauderer, sich auch mal zu blamieren.



Irak-Krieger Myers, Rumsfeld, Bush (2005)

Ein zweites Vietnam?

Seite 96

George W. Bush beschwört seine Landsleute, ein zweites Vietnam zu vermeiden: Ein Abzug aus Bagdad führe zu einem Desaster wie damals in Saigon. Doch genau wie vor einer Generation tobt heute ein Konflikt über die Schuld am Fiasko. Die Israel-Lobby sei verantwortlich, steht in einem neuen Buch, das Amerika aufwühlt.

Quallen für die Medizin

Seite 120

Kieler Meeresbiologen haben eine neue Methode entwickelt, um aus Quallen Rohstoffe für die Arzneimittel- und Kosmetikindustrie zu gewinnen. Speziell das Bio-Kollagen der Glibbertiere kann bei der Zucht künstlichen Knorpels oder bei der Wundbehandlung helfen. Offen ist nur, wie sich die Tentakelwesen möglichst schonend töten lassen.



Quallen

Comeback eines Vertriebenen

Seite 114

Vor knapp einem Jahr putschten Militärs Thailands Regierungschef Thaksin Shinawatra aus dem Amt. Als Besitzer des englischen Fußballclubs Manchester City sonnt er sich mit seinem Gefolge im Glanz der Premier League – die Fans sind erst einmal amüsiert.



Die schöne Nomadin

Seite 138

Angelina Jolie ist einer der größten Hollywood-Stars und reist als Sonderbotschafterin der Uno durch Krisengebiete. Im Interview erzählt sie, warum Schauspieler in der Politik oft überfordert sind, wie sie mit ihrem Lebenspartner Brad Pitt ihre Kinder zu Weltbürgern erzieht und weshalb sie in ihrem neuen Film „Ein mutiger Weg“ weint.

Jolie

Ausland

- Panorama:** Terror gegen Teheran / Interpol sucht Saddams Tochter / Damaskus verweigert Dissidenten ärztliche Hilfe 93
USA: Schlammschlacht um ein Buch über die Israel-Lobby 96
Frankreich: Die Schriftstellerin Yasmina Reza porträtiert Präsident Nicolas Sarkozy 99
Korea: Entspannung zwischen Seoul und Pjöngjang 100
Thailand: Sezessionskrieg im Süden 102
Europa: Korruption und kein Ende 106
Südafrika: Kapriolen der Gesundheitsministerin ... 109
Global Village: Bei Mailand ermitteln die Minigolfer der Welt ihren Meister 110

Sport

- Szene:** Erste Farbfotos eines deutschen Fußball-Länderspiels / Imagekampagnen im Handball 113
Fußball: Thailands Ex-Regierungschef Thaksin Shinawatra – die neue schillernde Figur in Englands Premier League 114
Kunstturnen: Das suspendierte Talent Matthias Fahrig kämpft um seine Olympiachance 117

Wissenschaft · Technik

- Prisma:** Menschheitsarchiv auf dem Mond / Deutsches U-Boot stört den Schiffsverkehr im Ärmelkanal 118
Tiere: Eine Kieler Firma gewinnt aus Quallen Bio-Kollagen für Medikamente und Kosmetika ... 120
Automobile: Der neue Jaguar XF 123
Psychologie: SPIEGEL-Gespräch mit dem Hirnforscher Gerhard Roth über die Unmöglichkeit, sich und andere zu ändern 124
Germanen: Wie redeten die Goten? 128

Kultur

- Szene:** Hollywood-Studios melden Rekordzahlen / Susanne Tamaros neuer Roman 131
Mafia: Mit seinem Reportageband „Gomorra“ hat der italienische Autor Roberto Saviano die realistische Literatur neu erfunden 134
Saviano über die Morde von Duisburg 136
Kino: Interview mit der US-Filmdiva Angelina Jolie über ihren neuen Film „Ein mutiger Weg“ 138
Geistesgrößen (VI): Der Soziologe Dirk Baecker erforscht die Rätsel der Kommunikation 140
Autoren: Maxim Biller über Woody Allens erste Buchveröffentlichung seit 20 Jahren 142
Bestseller 145
Legenden: Hommage an Maria Callas anlässlich ihres 30. Todestages 146
Nahaufnahme: Paris Hilton versucht sich in der Modebranche 148

- Briefe** 6
Impressum, Leserservice 150
Chronik 151
Register 152
Personalien 154
Hohlspiegel/Rückspiegel 156

Titelbild: Illustration Jean-Pierre Kunkel für den SPIEGEL

Prädikat wertvoll

Der KulturSPIEGEL widmet sich ganz dem Thema Kultur und Geld: Bildhauer Maurizio Cattelan über die Preisexplosion in der Kunst; Boom des Kultursponsoring; Debatte: Wie teuer muss Theater sein?





SPIEGEL-Titel 34/2007

„Bin Abonnent. Bin Hamburger. Habe meinem Briefträger mitgeteilt, dass sonntags jetzt SPIEGEL-Tag ist. Fand der cool.“

Christoph Schröder aus Wohltorf in Schleswig Holstein zum Titel „Vergesst London und Paris! Europas coole Städte ... sind Amsterdam, Barcelona, Dublin, Kopenhagen, Tallinn, Hamburg ...“

Bei den Reichen und Schönen

Nr. 34/2007, Titel: Vergesst London und Paris!
Europas coole Städte ... sind Amsterdam,
Barcelona, Dublin, Kopenhagen, Tallinn, Hamburg ...
SPIEGEL extra „Global City Hamburg“

Schon während meiner Jugend in Braunschweig habe ich über den Hamburg-Dünkel des damals noch konkurrenzlosen NDR gestaunt. Mittlerweile lebe ich seit zwei Jahrzehnten hier und habe einiges dazu gelernt. Zum Beispiel, dass es einen SPD-Klüngel gab und dass die nachfolgende „Regierungspartei“ dieses Modell eins zu eins übernommen hat. Das ist das Traditionelle der Stadt. Oder das Pfeffersackphänomen, das bedeutet, dass hier niemand von seinen Pfründen rückt. Das ist das Wertkonservative dieser Stadt. Und dann noch die Kreativität, vor allem die der Immobilieninvestoren, die in die von den Jungkreativen attraktiv gemachten Viertel einrücken und aus Atmosphäre Hipsterschrott machen. Das ist das Coole an dieser Stadt. Bleiben das eigentlich gar nicht so schlechte Wetter, die kurzen Wege, das viele Wasser und die vielen hübschen Ecken der Stadt. Ansonsten hat Harald Martenstein recht, Berlin ist wirklich cool und Hamburg dagegen ziemlich piefig!

HAMBURG

ARNIM DAHLEN

Berlin war jahrzehntelang der deutsche Zoo: umgittert und gefangen, bestaunt, belächelt, bedauert. Aber keine Stadt der Welt ist so aus seinem Dornröschenschlaf erwacht wie Berlin, wo es alles jetzt mindestens doppelt gibt: zwei Fernsehtürme, drei Universitäten, drei Opernhäuser, wo sich die weltbesten Dirigenten positionieren und so weiter. Nur eines haben wir, zu gegeben, nicht, die SPIEGEL-Zentrale.

BERLIN

HEINZ GAFFRON

Der SPIEGEL scheint angekommen, wo er schon lange hin will: bei den Reichen und Schönen. Der größte Hohn ist das unkritische Interview mit Senator Dräger, dessen Parole „Studenten auf die Veddel“ keineswegs dem Standort geschuldet ist,

sondern nach Einführung der Studiengebühren die einzige finanzielle Alternative für uns Studenten bleibt.

HAMBURG

JAN FRÖMMING

Das ist sie also, die Dubliner, Barceloner, Amsterdamer, Hamburger, Tallinner Schickimicki-Welt. Wer denkt da noch an die



Elbphilharmonie in Hamburg (Computermode) Pfeffersackphänomen?

Hunderttausende der Abgehängten und Arbeitslosen dieser Städte.

HAMBURG

HANS-PETER MÖLLER

Meine Wut darüber, neulich auf St. Pauli fast in eine Messerstecherei verwickelt worden zu sein, verflog erst, als ich Ihr Interview mit Herrn Dräger las. Da war ich doch froh, dass es in dieser Stadt in Gestalt kleiner nerviger Pseudogangster noch etwas gibt, das nicht als „starke Marke“ genutzt werden kann von jemandem wie Dräger, der zwar wohl nicht richtig gefährlich ist, aber eben doch ein Marketing-Hanswurst, bei dem einem – auch als so-

nanntem Kreativen – einfach nur schlecht werden muss. Vielen Dank hingegen für Harald Martensteins angenehm nüchternen Kommentar zur „Super Global Mega City“ Hamburg.

HAMBURG

JAKOB VON SCHUBERT

Aus europäischer Sicht hat Berlin meiner Ansicht nach einen wesentlich höheren Stellenwert als Hamburg. Dies ist auch erkennbar an den steigenden Übernachtungszahlen, insbesondere aus dem Ausland. Warum Berlin hier wieder einmal vom SPIEGEL übersehen wurde, ist mir schleierhaft. Oder liegt es daran, dass sich Ihr Stammsitz zu-fälligerweise in Hamburg befindet?

BERLIN

KARL-HEINZ VOGT

Paris und London zu vergessen und dafür Hamburg hochleben zu lassen ist einfach nur lächerlich. Sie stellen hier einen Vergleich her zwischen zwei Hauptstädten mit sieben bis zehn Millionen Einwohnern, die über Weltmuseen verfügen, kulturell und historisch so viel zu bieten haben, dass man sich fragen muss – Hamburg, bitte was ist Hamburg? Wir reden hier von Weltstädten – wenn Sie überhaupt vergleichen wollen, dann bitte mit Berlin, aber doch nicht mit Hamburg.

HAMBURG

OLAF VOSS

Seien wir mal ganz ehrlich: Es ist doch eine Wohltat, dass unsere ständig hochgejubelte Subventionshauptstadt in diesem Vergleich mal nicht zur übercoolen Metropole gemacht wird.

MÖNCHENGLADBACH

GREGOR ORTMAYER

Die SPIEGEL-Reportage beweist einmal mehr, dass Ökonomen Lebensqualität nicht richtig erklären können. Eine Stadt von Welt zeichnet viel mehr aus als das Wachstum ihrer Wirtschaft. Was zählt, ist eine unvoreingenommene Atmosphäre der einheimischen Bevölkerung Zugereisten gegenüber sowie die große Kunst des Genießens, wie sie etwa täglich im mediterranen Raum stattfindet. Beides Punkte, mit denen zumindest das deutsche Beispiel Hamburg bei all seinem Reichtum nicht gerade glänzen kann!

HAMBURG

RASMUS PH. HELT

Hier in unserer Region, dem Limousin, verschwinden jetzt pro Jahr rund 700 kleine



Titel: Diamanten-Präsident Sir Ernest Oppenheimer

Vor 50 Jahren

DER SPIEGEL vom 28. August 1957

Bundesregierung setzt Repatriierungsverhandlungen mit Moskau bis nach der Wahl aus Eingeschränkte Forderungen an Sowjets geplant.
Tochter eines Ex-US-Botschafters als sowjetische Spionin angeklagt Adolf Hitler widerstand ihr. **US-Luftwaffe will Luftkrieg revolutionieren.** „Wunder-Düsenbomber“ lenkt Atombomben ins Ziel. **US-Pädagogen testen Fernsehunterricht** Schüler folgen Bildschirmunterricht besser.
Wörterbuch zur Nazi-Propaganda Wie spricht der Unmensch?
Diese Artikel sind im Internet abzurufen unter www.spiegel.de oder im Original-Heft unter Tel. 08106-6604 zu erwerben.

Bauernhöfe von der Landkarte. Die Zukunft ist sicher eine riesige Landwirtschaftsindustrie. Und da sollen wir uns für „sexy“ und „coole“ Riesenstädte entzücken, in denen doch jede „Kreativität“ nur noch ein Ziel kennt: Money?!

SAINT-BONNET-DE-BELLAC (FRANKREICH)

DAGMAR GALIN

Besser als in diesen beiden unmittelbar folgenden SPIEGEL-Artikeln – die Titelgeschichte „Was Städte sexy macht“ und „Irak – Die zwei Millionen Besten“ – könnte man die Spannungen und die Widersprüche zwischen der freien, westlichen Welt einerseits und der von Zwängen jeglicher Art beherrschten islamischen Welt andererseits kaum darstellen!

FREISING (BAYERN)

ECKHARDT KIWITT

Dass Berlin nicht zu den „coolen“ Städten gehört, überrascht nicht; die Gründe dafür sind vielfältig und weitgehend bekannt (zwar sexy, aber leider arm). Nur, wenn in vielleicht hundert Jahren (oder früher?) durch das Abschmelzen der Polkappen, resultierend aus der Erwärmung des Erdklimas, der Meeresspiegel weltweit um etliche Meter ansteigt, werden all die von Ihnen als sexy apostrophierten (Küsten-)Städte wahrscheinlich im Meer versinken. Und dann wird Berlin (vielleicht als Küstenstadt?) seine Vorteile in die Waagschale werfen können.

BERLIN

HANS-ULRICH HARTINGER

Der Hurra-Artikel über Barcelona schmeckt sauer. Barcelona erstickt im Autoverkehr, der akustische Smog wächst, der Flughafen und die Stadt sollen in den nächsten zehn Jahren die fast dreifache Passagier- und Besucherzahl schlucken. Der Billigtourismus sucht die Stadt heim. Korruption und Geldwäsche nehmen zu, Spekulation und Bauboom stehen in direktem Zusammenhang.

VALLDORREIX (SPANIEN)

GÜNTER G. RODEWALD

Totalversagen der CDU

Nr. 33/2007, Sozialdemokratie: Die Führungsprobleme des Kurt Beck

Deutschland bewegt sich nach links – nur die SPD nicht. Anscheinend finden die SPD-Oberen sehr viel masochistischen Gefallen daran, Mitglieder, Wähler und Einfluss zu verlieren. Der beste Wahlhelfer für die Linkspartei ist die SPD-Führung.

STUTTGART

WERNER SEELIGER

Kurt Beck wird maßlos überschätzt. Die sehr guten Wahlergebnisse der SPD in Mainz sind nicht das Ergebnis politischer Leistungsfähigkeit in Form von zukunftsweisenden Konzepten und entsprechender Gestaltung der sozialen und wirtschaftlichen Situation in Rheinland-Pfalz, sondern



SPD-Chef Beck

Bester Wahlhelfer für die Linkspartei?

beruhen einzig und allein auf dem Totalversagen der CDU. Die CDU bringt seit dem von Hinterbänklern initiierten Sturz von Bernhard Vogel im Jahre 1988 nicht einmal mehr ansatzweise Leute in den Landtag, denen man auch nur drei Minuten zuhören kann.

TRIER

PETER LORENZ

Sollte Beck wirklich Kanzlerkandidat seiner Partei werden und auch die Wahl gewinnen, müsste er die Richtlinien der Politik bestimmen. Als Parteivorsitzender hätte er dies seit mehr als einem Jahr üben können.

HEILIGENHAUS (NRDRH.-WESTF.)

PETER BERGER

Auf der Suche nach neuen Formen

Nr. 33/2007, Arbeitskämpfe: Je kleiner eine Gewerkschaft, desto lauter agiert sie – und desto umstrittener ist ihr Streikrecht

Was dürfen wir von einer Schlichtung durch alte Männer erwarten, die von der spezifischen Tätigkeit eines Lokführers keine Ahnung haben?

WALLDORF (HESSEN)

PETER VOGELANG

Herr Schell soll seine vermeintlichen Ansprüche gegenüber seinem Arbeitgeber gern durchsetzen dürfen, die Bevölkerung für seine Ziele in Anspruch zu nehmen steht ihm aber nicht zu. Das Nürnberger Gericht hat also nicht nur Recht gesprochen, sondern tatsächlich auch mal gerecht gesprochen.

NIENBURG/WESER (NIEDERS.)

FRIEDRICH-WILHELM GRATENAU

Der Dienstleister arbeitet für den Kunden/Gast. Nicht für die Deutsche Bahn AG. Die Arbeitnehmer sollten lernen, dass ein Streik zuerst die Gäste trifft und dann den Betrieb. Das Ergebnis wird sein, dass immer weniger Menschen Bahn fahren. In einem halben Jahr schreien wieder alle, wenn die Bahn AG Stellen streichen muss.

AROSA (SCHWEIZ)

ANDREAS BÖSS

Weimar ist wieder da! Die schlechten Erfahrungen aus der Weimarer Republik sind vergessen. Wie gehabt: arbeitgeberfreundliche, christliche, beruflich orientierte, am Stand orientierte Gewerkschaften. Das Prinzip „Ein Betrieb, eine Gewerkschaft, ein Ta-

rifvertrag“ hat Deutschland nach dem Krieg mit zu dem unerwarteten Aufschwung verholfen. Jetzt geht es munter gegeneinander und durcheinander.

KÖLN

VEIT HENNEMANN

Wer an der Rüstungsspirale dreht, hat doch keinen Grund, sich über Querschläger aufzuregen. Recht wurde doch nicht geschaffen, um Gewinne für Aktionäre zu sichern, sondern um die Schwächeren in der Gemeinschaft vor den Gierigen zu schützen.

HAMBURG

MANFRED ALBERTI

Jetzt ruft Dieter Hundt nach gesetzlichen Regelungen, wo die Herren Arbeitgeber und Ökonomen doch sonst jede gesetzliche Regelung (zum Beispiel Mindestlohn) grundsätzlich ablehnen. Soll's doch auch diesmal der „freie Markt“ regeln.

BOCHUM

REINHARD QUERE

Ich habe nicht das geringste Verständnis für diesen Arbeitskampf. Man steht auf dem Bahnsteig und wird mit all den anderen wartenden Fahrgästen kollektiv zur Geisel einer kleinen Berufsgruppe, die ihre egoistischen Interessen auf dem Rücken anderer durchsetzen will. Kein kleiner Handwerker, keine Friseurin oder auch Supermarktverkäuferin kann sich das erlauben, obwohl die es sicher nötiger hätten.



Bestreikter S-Bahnhof (in Hamburg)
Betroffen sind zuerst die Gäste

Verantwortungsvolle Berufe sind das auch. Ein Lokführer braucht meines Wissens weder einen Hochschulabschluss, noch muss er mehrere Fremdsprachen beherrschen. Von daher ist der Vergleich mit dem Streik der Piloten unangemessen.

BERLIN

DIRK ZAHN

Belustigungen durch Clowns

Nr. 33/2007, Pflege: Wie Billigbetreuer aus dem Osten überforderten Familien helfen

Dem SPIEGEL sei Dank, dass er das Thema Altenpflege aus Anlass des gescheiterten McPflege-Projekts aufgegriffen hat. Im Hinblick auf die anstehende Reform wäre ein „Fortsetzung folgt“ absolut wünschenswert und interessant. Schließlich handelt es sich bei der Altenpflege dank Pflegeversicherung um eine sehr lukrative, sichere Einnahmequelle. Der Boom bei

Pflegeeinrichtungen und ambulanten Diensten bestätigt dies. Wenn Gewerkschafts- und Verbandsfunktionäre glauben, sich über moderne Sklaverei beklagen zu müssen, geht es ihnen wohl eher um den Schutz von Pfründen und um die Abwehr unliebsamer Konkurrenz. Diese Helferinnen fühlen sich bei uns zweifelsfrei als Glückskinder und nicht als Sklavinnen.

BREMEN

REINHARD FIES

Ich habe zwei alte Leute gepflegt und bin noch mit meiner Frau zusammen für ihre Mutter als Betreuer tätig. Leider lässt sich aus Kostengründen (Pflegeplatz in der Nähe bei Pflegestufe I über 2600 Euro monatlich) eine Unterbringung nur schwer finanzieren. In dem mir bekannten Altenheim wird den Bewohnern von den Pflegekräften und dem sonstigen Personal viel geboten. Es finden statt: Frühlings-, Sommer-, Herbst- und Winterfeste, Gottesdienst an drei Tagen in der Woche, Jazz-Frühschoppen, Belustigungen durch Clowns und vieles mehr. Sicher können nicht alle Wünsche der Bewohner erfüllt werden, aber wer kann das schon von sich behaupten.

METTINGEN (NRDRH.-WESTF.)

WERNER KELLINGHAUS

Ihr negatives Urteil über Altenheime kann ich nicht bestätigen. Das Heim ist nicht teurer als eine Pflegekraft in der eigenen Wohnung. Unser Anteil von 1198,40 Euro wird ja nicht nur für die Betreuung, sondern auch



GERHARD HAGEN / VISUM

Heimbewohnerinnen (in Bayern)
Lukrative Einnahmequelle

für die Unterkunft und die tägliche Versorgung bezahlt, also für das Essen, Trinken und so weiter. Meine Mutter sagt: „Ich bin zufrieden“, raucht ihre Zigaretten und genießt den großen parkartigen Garten. An den regelmäßigen Unterhaltungsveranstaltungen könnte sie teilnehmen, wichtiger sind ihr aber der Friseur und die Pediküre.

BEVERUNGEN (NRDRH.-WESTF.) ALBERT SCHRIEFER

Beeinflussung der Psyche

Nr. 33/2007, Medizin: Die Wirkung der Psychotherapie auf das Überleben von Krebspatienten

Danke für die zwar leise, aber dennoch hörbare Werbetrommel, die Sie für begleitende Psychotherapien rühren. Der Mensch stirbt oft nicht am Krebs, sondern an der

Hoffnungslosigkeit. Eine Hoffnungslosigkeit, die vom Berufsethos der Mediziner unterstützt wird, dem Patienten schonungslos die „Wahrheit“ sagen zu müssen (welche Wahrheit?), die von den Dogmen der klassischen Schulmedizin manifestiert wird, die ausschließlich klassische (oft palliative) Therapieverfahren gelten lässt, die durch die ausnahmslose Rückversicherung der Ärzte auf (oft negative) statistische Verlaufsprognosen betoniert wird, die durch „Kranken“-häuser gefördert wird, die den Patienten auf Distanz halten, ihn als „Krankheitsfall“ behandeln, nicht als Menschen, die (viel trauriger noch) von Angehörigen und Gesellschaft genährt wird, welche den Patienten schonen wollen, ihn aber tatsächlich ausgrenzen. Wenn der Patient diese fünf Stadien durchlaufen hat, und viele haben das, was bleibt denn dann außer dem Gefühl von Demütigung, Einsamkeit und Hoffnungslosigkeit?

DÜSSELDORF

DETLEF HAPPEL

Persönliche Erfahrung veranlasst mich, bei Krebserkrankungen auf die Stärkung der Psyche hinzuweisen. In meinem Falle half die positive Beeinflussung durch die Autosuggestion nach Coué. Coué entwickelte dafür die Formel „Es geht mir von Tag zu Tag in jeder Beziehung besser und besser“. Diesen Satz, den man nicht verändern sollte, muss man etwa 20-mal hintereinander und 3-mal am Tag halblaut vor sich her sagen. Man braucht sich nicht darauf zu konzentrieren, kann dabei denken und tun, was man will; entscheidend ist, dass man hört, was man sagt. Viele haben eine Aversion gegen die Autosuggestion; ihnen hilft die Fremdsuggestion genauso. Leider kann es lange dauern, bis der Erfolg eintritt. Die positive Beeinflussung der Psyche, die nicht nur hier und auch vorbeugend hilft, ist jedoch nicht zu überschätzen.

UNKEL (RHLD.-PF.)

WERNER BÜRGE

Persönliche Defizite im vertrauensvollen Umgang mit Menschen müssen besonders in der Medizin weiter abgebaut werden, indem etwa „Gesprächsführung mit Patienten und auch Angehörigen“ verbindliches Pflichtfach in der Ausbildung von Medizinerinnen wird und so auch die Seite der Betroffenen mehr in den Mittelpunkt gestellt wird. Es gilt, eine am Menschen orientierte Medizin für alle Betroffenen zu verwirklichen.

ALTENHOLZ (SCHL.-HOLST.)

FRAUKE MILTKAU-REINACK

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe – bitte mit Anschrift und Telefonnummer – gekürzt zu veröffentlichen. Die E-Mail-Anschrift lautet: leserbriefe@spiegel.de

In einer Teilaufgabe dieser SPIEGEL-Ausgabe ist um den Titel ein Umhefter des SPIEGEL-Verlags, Hamburg, gelegt. In einer Teilaufgabe befinden sich Beilagen der Firmen EWE TEL, Oldenburg, comdirect bank, Quickborn, sowie die Verlegerbeilage SPIEGEL-Verlag/KulturSPIEGEL, Hamburg.

AFGHANISTAN-EINSATZ

Mehr Truppen zum Hindukusch?

Um Forderungen aus der Nato zum Einsatz deutscher Soldaten in den Kriegsgebieten Afghanistans abzuwehren, soll die Bundeswehr im relativ ruhigen Norden des Landes zusätzliche Aufgaben übernehmen. Ausweiten will das Verteidigungsressort vor allem die Ausbildung der afghanischen Armee. So bietet Berlin jetzt unter anderem Trainer für eine neue Kampfbrigade an, die Anfang kommenden Jahres in Kabul gegründet werden soll. Die Aufbauteams in Kundus und Faisabad sollen zudem Außenstellen in anderen Städten einrichten. Zusätzliche Kräfte werden im Norden auch benötigt, weil Dänemark, Tschechien und Ungarn planen, ihre Soldaten von dort abzuziehen. Sorge bereiten der Bundeswehr obendrein Geheimdienstberichte, wonach derzeit zahlreiche Taliban-Kämpfer aus dem Osten und aus der Kriegsprovinz Helmand in das deutsche Einsatzgebiet eindringen. Um Reserven bilden zu können, möchten führende Militärs die Truppenstärke deshalb auf „mindestens“ 4000 Soldaten erhöhen.



MICHAEL KAPPELER / DDP

Panzergrenadier (nördlich von Kabul)

Obwohl SPD-Spitzenpolitiker wie Außenminister Frank-Walter Steinmeier und Fraktionschef Peter Struck schon Zustimmung signalisiert haben, will Verteidigungsminister Franz Josef Jung (CDU) jedoch an der Obergrenze von 3500 Soldaten festhalten. Sie gilt für den Beitrag zur Stabilisierungstruppe Isaf und die Stationierung von sechs „Tornado“-Aufklärungsjets. Die bislang getrennten Mandate sollen bei der im September anstehenden Verlängerung zusammengefasst werden, wie die Spitzen der Großen Koalition vergangene Woche verabredeten.

ELTERNGELD

Langsame Schwaben

Wie rasch junge Eltern das von Familienministerin Ursula von der Leyen (CDU) eingeführte Elterngeld ausgezahlt bekommen, hängt offenbar stark davon ab, wo sie wohnen. Nach einer repräsentativen Studie des Allensbach-Instituts lobten 69 Prozent der befragten Bezieher von Elterngeld die flotte Bearbeitung ihrer Anträge. Auffällig ist aber, dass diejenigen, bei denen die Bearbeitung besonders lange dauerte – rund sieben Prozent –, überwiegend aus dem Saarland, Berlin und Baden-Württemberg kommen.



JOCHEN LÜBKE

Von der Leyen, Kinder

Während die Antragsteller in der Regel nach vier bis sechs Wochen die erste Zahlung erhielten, klagten Eltern aus den drei Ländern teilweise über Wartezeiten von acht Wochen oder länger. „Die Probleme sind offenbar hausgemacht – zum Beispiel durch falsch eingekaufte Software“, heißt es im Bundesfamilienministerium. Eine Sprecherin des baden-württembergischen Sozialministeriums bestätigte „Startprobleme“ bei der Auszahlung des Elterngeldes, die inzwischen aber weitgehend behoben worden seien. Eine größere Gruppe von Eltern gab außerdem an, es falle schwer, alle Unterlagen für den Antrag zusammenzubekommen – unter anderem eine Verdienstbescheinigung über zwölf Monate. Mehrere Länder setzen sich nun dafür ein, insbesondere die Prüfung der Eltern-Einkommen zu vereinfachen. Eine schnelle Bearbeitung der Anträge ist für viele Familien wichtig, weil zwei Monate nach der Geburt das von den Krankenkassen gezahlte Mutterschaftsgeld endet.

KLIMASCHUTZ

Berliner Protest

Eine von US-Präsident George W. Bush für Ende September geplante internationale Konferenz zum Klimaschutz sorgt zwischen Berlin und Washington für Verstimmung. Gerangel gibt es vor allem um die Frage, wer genau an der Konferenz teilnehmen soll. Nach Angaben aus Berliner Regierungskreisen wollen die Amerikaner aus Deutschland und anderen europäischen Staaten lediglich Beamte „aus der zweiten oder dritten Reihe“ nach Washington bitten, um über Maßnahmen zum Kampf gegen den Klimawandel zu beraten. Nun fühlen sich die Deutschen schlecht behandelt. Wie andere EU-Regierungen hat Berlin in Washington protestiert und die Einladung von Ministern angelehnt. Denkbar wäre, dass Außenminister Frank-Walter Steinmeier oder Umweltminister Sigmar Gabriel (beide SPD) teilnehmen. Berliner Regierungsvertreter haben den Verdacht, die Bush-Regierung wolle durch die Einladungs-politik verhindern, dass bei der Konferenz weitreichende politische Entscheidungen getroffen werden könnten.



MICHAEL KAPPELER / AP

Gabriel (in Grönland)

KOALITION

Umstrittene Mindestlöhne

Im Streit der Großen Koalition um die Einführung von Mindestlöhnen ist kein Ende in Sicht. Jüngster Anlass ist ein Schreiben, mit dem die Bundesregierung in den nächsten Wochen Arbeitgeber und Gewerkschaften verschiedener Branchen zum Aushandeln tariflicher Verdienstgrenzen auffordern will. Arbeitsminister Franz Müntefering (SPD) plant, das Angebot an alle Wirtschaftszweige zu richten, in denen mehr als 50 Prozent der Beschäftigten tarifgebunden sind. Das Kanzleramt dagegen will den Adressatenkreis deutlich beschränken. So bestehen die Fachleute von Angela Merkel (CDU) auf gesonderte Regelungen für Wirtschaftszweige, in denen die Beschäftigten konkurrierenden Tarifverträgen angehören. Das betrifft etwa die Zeitarbeitsbranche, wo der Deutsche wie auch der Christliche Gewerkschaftsbund unterschiedliche Tarifverträge abgeschlossen haben. Zugleich gibt es eine neue Kon-

troverse über den geplanten Mindestlohn für Postdienste, auf den sich die Koalition verständigt hat. Während Müntefering die Lohngrenze abschließen will, ohne sie zuvor im Tarifausschuss von Arbeitgebern und Gewerkschaften absegnen zu lassen, besteht der Wirtschaftsflügel der Union auf dem entsprechenden Verfahren. So sollen die Interessen der neuen Dienstleistungsunternehmen gewahrt werden, die der Post auf dem Briefmarkt Konkurrenz machen wollen. „Es kann nicht sein, dass ein abgewandelter Haustarifvertrag der Post für allgemeinverbindlich erklärt wird“, sagt Unionswirtschaftssprecher Laurenz Meyer. Unterdessen wollen Konkurrenten der Deutschen Post AG notfalls gerichtlich gegen Mindestlöhne in ihrer Branche vorgehen. Das von der Regierung geplante Verfahren hebele das Tarifrecht aus, kritisiert der Bundesverband Internationaler Express- und Kurierdienste.



Neonazi-Umzug

sungsgericht 2003 gestoppt, nachdem bekanntgeworden war, dass zahlreiche V-Leute des Verfassungsschutzes auf zum Teil einflussreichen NPD-Posten saßen. SPD-Chef Kurt Beck will aber keinesfalls auf den Einsatz von Agenten verzichten. Es wäre „unverantwortlich“, die Beobachtung der NPD durch V-Leute einzustellen, sagte er dem SPIEGEL. Um den Anforderungen des Verfassungsgerichts nachzukommen, reiche es möglicher-

NPD-VERBOT

V-Leute sollen bleiben

Die SPD-Spitze sucht intensiv nach einer Möglichkeit, die NPD verbieten zu lassen, ohne gleichzeitig die staatlichen V-Leute aus der rechtsextremen Partei abziehen zu müssen. Am vergangenen Montag hatte der SPD-Vorstand in Berlin einstimmig einen Antrag für den Bundestag im Oktober beschlossen, in dem ein neues Verbotverfahren gefordert wird. Den ersten Versuch hatte das Bundesverfas-

ungsweise aus, die Spitzel künftig zurückhaltender agieren zu lassen, so Beck: „Sie dürfen zum Beispiel nicht als Agent provocateur auftreten“ – also etwa Parteimitglieder zu ungesetzlichen Handlungen anstacheln. Wie das in der Praxis funktionieren soll, ohne die Tarnung aufzuheben, ist aber noch völlig unklar: „Darüber müssen sich jetzt die Sicherheitsleute konkrete Gedanken machen“, sagte Beck. Der Innenminister seiner rheinland-pfälzischen Landesregierung, Karl Peter Bruch, will sich nun mit seinen SPD-Amtskollegen treffen, um Lösungswege auszuknobeln.



Marine-Soldaten auf Schiffsbrücke

MATTHIAS SCHRADER / PICTURE-ALLIANCE / DPA

MARINE

Einsatz willkommen

Der Beschluss der Bundesregierung, den Marine-Einsatz vor der libanesischen Küste um gut ein Jahr zu verlängern, findet ein positives Echo in Israel. Die Uno-Flottille (Unifil) unter deutscher Leitung, die auf See den Waffenschmuggel für die Hisbollah unterbinden soll, mache „einen guten Job“, lobt der ehemalige Geheimdienstchef und jetzige Knesset-Abgeordnete der Arbeitspartei, Dani Jatomi, das deutsche Engagement. Ein Sprecher des Außenministeriums („Wir unterstützen die Verlängerung des Mandats“) forderte aber noch „weitere Schritte“, um den „illegalen Waffentransfer von Syrien an die Hisbollah“ über die Landgrenze zu stoppen. Dort haben deutsche Zöllner und Grenzschützer libanesischen Kräfte im Umgang mit Durchleuchtungs-



Bundeswehrfregatte

BMVG / ACTION PRESS

geräten geschult – und die Israelis würden gern mehr solcher Projekte sehen. Aussagen des Hisbollah-Führers Hassan Nasrallah, die Organisation habe ihre Waffenarsenale wieder gut aufgefüllt, gelten in Berlin allerdings als „pure Propaganda“. Die Marine ist derzeit mit rund tausend Mann auf Fregatten, Booten und Nachschubschiffen vor dem Libanon unterwegs – und lehrt libanesischen Seeleute, Patrouillenboote zu fahren. Im Februar nächsten Jahres möchte Berlin die Führung der Unifil-Flotte abgeben. Gespräche werden bereits mit den Niederlanden sowie den Mittelmeeranrainern Frankreich und Italien geführt. Danach soll das deutsche Engagement, das die Regierung mit der „historischen Verantwortung gegenüber Israel“ begründet, auf ein Schiff verringert werden.

TRANSRAPID

Schnelle Entscheidung

Noch in der Amtszeit des bayerischen Ministerpräsidenten Edmund Stoiber will die Bundesregierung über den Bau einer Transrapidstrecke entscheiden. In der Umgebung von Bundeskanzlerin Angela Merkel hieß es, die Frage solle schnell geklärt werden. Anders als von der CSU dargestellt, gebe es aber noch keine Entscheidung für den Bau der Magnetschwebbahnstrecke zwischen dem Münchner Hauptbahnhof



JULIUS BILD / DPA

Stoiber

und dem Flughafen. Stoiber, der Ende September sein Amt niederlegt, hatte vergangene Woche nach einem Koalitionsgipfel erklären lassen, der politische Wille, die Strecke zu bauen, sei eindeutig. Dagegen hieß es in der Bundesregierung, Bayern müsse seinen Anteil an der Finanzierung der veranschlagten 1,85 Milliarden Euro deutlich erhöhen. Im Verkehrsministerium ist von mindestens 700 Millionen Euro die Rede. Auch könne der Bund nicht für die Risiken haften, wenn der Bau teurer als geplant werde. Bislang hat Stoiber lediglich 460 Millionen Euro zugesagt, der Bund will laut Verkehrsministerium maximal 900 Millionen Euro übernehmen.

TERRORISMUS

Rückkehr aus Pakistan

Aleem N., deutscher Staatsbürger aus Gernersheim, der Mitte Juni in Pakistan unter Terrorverdacht festgenommen wurde, hat laut pakistanischem Geheimdienst zugegeben, als Kurier für al-Qaida Geld transportiert zu haben. Entsprechende Aussagen des 45-Jährigen hat die pakistanische Regierung deutschen Sicherheitsbehörden übermittelt. Der in Pakistan geborene Halbedelstein-Händler wurde vergangene Woche überraschend aus der Haft entlassen und wartete bislang vergebens darauf, dass ihm die Behörden seinen

deutschen Reisepass zurückgeben. Er habe sich nichts vorzuwerfen und „keine Angst vor den deutschen Behörden“, sagte N. Das Geständnis habe der pakistanische Geheimdienst erfunden, um ihn zu belasten. Für deutsche Ermittler ist die Rückkehr problematisch: Weil die unter fragwürdigen Umständen zustande gekommenen Aussagen hierzulande kaum gerichtsverwertbar sind, reichen die Vorwürfe wohl nicht für einen Haftbefehl. N. steht wie der Neu-Ulmer Tolga D., der vor vergangene Woche in Deutschland eintraf, auf einer Liste mit etwa einem Dutzend Namen von Pakistan-Reisenden, die Bundesinnenminister Wolfgang Schäuble (CDU) als Terrorverdächtige einstuft.

Nachgefragt

Pflicht oder nicht?

„Sollte in Deutschland der Wehrdienst abgeschafft werden?“

JA 48%

Anhänger CDU/CSU SPD FDP Linke B'90/Grüne

von: **37 49 45 69 65**

NEIN 48%

TNS Forschung für den SPIEGEL vom 21. und 22. August; 1000 Befragte; an 100 fehlende Prozent: „weiß nicht“

Prinzip Sandkorn

Mit einem Spitzel-Heer gehen Chinas Geheimdienste auf die Jagd nach dem wichtigsten Rohstoff von Exportweltmeister Deutschland:

Know-how. Sogar Berliner Ministerien werden Opfer von Hacker-Angriffen. Die Bundesregierung ist entsetzt – und machtlos.

Es war an einem Dienstag im Mai, als die Bundesregierung vom Angriff auf Deutschland erfuhr. Im Lagezentrum des Kanzleramts, vierte Etage, saßen an diesem Morgen die Staatssekretäre der wichtigsten Ressorts: Innen, Außen, Justiz und Verteidigung. Kanzleramtschef Thomas de Maizière eröffnete die nachrichtendienstliche Lage, so wie

jeden Dienstag um 10 Uhr – eine Art wöchentliche Sicherheitsratssitzung der Regierung.

Diesmal aber stand ein Mann im Raum, eisgrauer Kinnbart, fester Blick, der nichts über islamistische Schläferzellen oder militante G-8-Gegner zu berichten hatte. Hans-Elmar Remberg, Vizepräsident des für Spionageabwehr zuständigen Bundes-



Chinas Ministerpräsident Wen mit Kanzlerin





Merkel (beim Staatsbesuch im Mai 2006 in Peking), Bundeskanzleramt: Chinesische Armee im Berliner Regierungsviertel



amts für Verfassungsschutz, legte einen Satz Folien auf den Projektor, und seine Erklärungen waren für die Runde ein Schock.

Eine Computerattacke also. Der Feind, schilderte Remberg, kam fast jeden Tag aus Lanzhou in Nordwest-China, aus Kanton im Süden und aus Peking. Er tarnte sich als Word-Datei oder als Powerpoint-Vortrag; wenn man ihn anklickte, infizierte er den Rechner. Und: Der Feind war hier, er war ins Berliner Regierungsviertel eingedrungen.

Die digitale Armee bestand aus Trojanern, unsichtbaren Computerspähprogrammen. Dahinter steckte offenbar der chinesische Staat, eine Gruppe von Hackern, die Remberg der chinesischen Volksbefreiungsarmee zurechnete; eine Umleitung über Computer in Südkorea sollte die Herkunft verwischen.

Deshalb hatte Rembergs Verfassungsschutz schon vor Wochen mit dem Bundesamt für Sicherheit in der Informationstechnik die größte digitale Abwehrschlacht der Republik gestartet. In mehreren Ministerien filzten die Sicherheitsbehörden alle Rechner, sie klemmten sich in die Leitungen und beobachteten, welche Daten eingingen, vor allem: welche die Regierung verließen.

Die Aktion läuft bis heute. Rund 160 Gigabyte aus deutschen Regierungsrechnern konnte die Abwehr gerade noch vor dem Abgang nach Fernost retten. Sie fand die chinesischen Spionageprogramme im Kanzleramt und im Auswärtigen Amt, im Wirtschaftsministerium und im Forschungsministerium. „Keiner weiß aber“, sagt ein deutscher Spitzenbeamter, „was schon alles abgefloßen ist.“ Und schlim-

mer: Wo die Chinesen sonst noch unerkannt ihre Trojaner geparkt haben.

Wenn ihre Agenten nämlich bisher etwas notorisch an Deutschland interessiert hatte, dann deutsche Spitzentechnologie – alles, was China selbst brauchen kann, um noch schneller an die Spitze der Weltwirtschaft zu stürmen. Haben ihre Trojaner also auch unerkannt Tausende deutsche Unternehmensrechner verseucht? Der Angriff auf Wirtschafts- und Forschungsministerium lässt die Fachleute das Schlimmste befürchten. „Dranbleiben“, forderte also Thomas de Maizière; der Verfassungsschutz will auch Unternehmen bei der Jagd nach Trojanern helfen.

Der Angriff aus China ist für die Bundesregierung mehr als ein Sicherheitsproblem. Er ist eine schwere Enttäuschung. Nach Kräften hatten sich in der Vergangenheit erst Kanzler Gerhard Schröder, dann seine Nachfolgerin Angela Merkel um die chinesische Freundschaft bemüht, bei mehr oder weniger pflichtschuldiger Kritik an Menschenrechtsverletzungen und Ökosünden.

Auch in dieser Woche will Merkel bei ihrem Staatsbesuch in China zwar den Klimawandel und den chinesischen Beitrag dazu ansprechen, ansonsten aber vor allem das deutsch-chinesische Beziehungsklima preisen, fördern, „auf eine neue Stufe klettern lassen“, wie chinesische Zeitungen im Vorfeld säuseln. Und als Folge dieser wohltemperierten Beziehungen legt die deutsche Wirtschaft schon seit Jahren steil ansteigende Bilanzkurven im China-Geschäft hin, investiert Milliarden in China, importiert für Milliarden aus China. Umso härter trifft da der dreiste Versuch der chinesischen Geheimdienste, den Partner auszuplündern, den angeblichen Freund.

Er raubt dabei nicht nur Regierungsgeheimnisse – das allein wäre schon

Nationaler Volkskongress in Peking
Sturm an die Spitze der Weltwirtschaft

Gebaut wie geklaut?

Unternehmen aus der Volksrepublik greifen Hochtechnologie-Produkte aus Deutschland an



Chinesischer Regionaljet ARJ 21 (Feier zum Montagestart im März in Shanghai)



Kleinwagen aus China



In China nachgebaute

schlimm genug. Er raubt auch gleich noch das Volksvermögen: deutsches Know-how. Den einzigen nennenswerten Rohstoff, den die Bundesrepublik im internationalen Wettbewerb um Wohlstand zu bieten hat.

Die Attacke führt daher selbst Gute-Miene-Vertretern der deutschen China-Politik vor Augen, dass der rasante Aufstieg in Fernost zur viertgrößten Wirtschaftsmacht vor allem eines ist: ein rabiater Aufstieg, der auf Befindlichkeiten oder Empfindlichkeiten kaum Rücksicht nimmt, der sich weder um bilaterale Verhältnisse noch um internationale Verträge schert. Seit fünf Jahren seien die Chinesen jetzt schon in der Welthandelsorganisation (WTO), doch das Land tue immer noch so, als stehe es gerade mal am Rand des Systems, klagte erst im vergangenen Oktober mal wieder EU-Handelskommissar Peter Mandelson.

Stattdessen, so der Verfassungsschutz, greifen die Chinesen an, indem sie abgreifen. Sie stehlen: Laptops von deutschen Messständen, Datensätze aus deutschen Firmenrechnern. Sie erpressen: Konstruktionspläne, die Ausländer abliefern müssen, bevor sie Zugang zum China-Markt bekommen. Sie kopieren: nicht nur die Verpackung, sondern gleich die komplette Verpackungsanlage. Sie klauen so schamlos, so systematisch, so selbstverständlich das geistige Eigentum des Westens, dass dieses Kriegen um jeden Preis längst den Charakter eines Krieges um den höchsten

Preis angenommen hat: die Weltmarktführung auch im Hochtechnologie-Bereich.

Ein Masterplan des Politbüros gibt die Richtung vor, Tausende Betriebe setzen ihn um: Vorbei die Zeiten, als chinesische Firmen nur billige Massenprodukte auf den Weltmarkt warfen. Nun geht es um Grundlagenforschung und Schlüsseltechniken, um Elektronik und Software – von Nano bis Giga. Alles hochbegehrt, alles schwer erhältlich.

Zum großen Plan gehört deshalb auch, was zwar vermutlich alle Industriestaaten tun, aber keiner so penetrant: staatliche Wirtschaftsspionage. Sie wird von Chinas Geheimdiensten nicht als Spezial-, sondern als Standardwaffe im Kampf ums Know-how eingesetzt. Kein anderer hat nach Erkenntnissen der Verfassungsschützer solch ein dichtes Graswurzelwerk gesät, keiner fordert so selbstverständlich seine in aller Welt verstreuten Landsmänner und Landsfrauen auf, zu kopieren und zu fotografieren, zum Ruhm und Vorteil der eigenen Volkswirtschaft.

„Die chinesische Spionage im Technologiebereich macht mir große Sorgen“, klagt deshalb der Parlamentarische Staatssekretär Hartmut Schauerte, China-Experte im Bundeswirtschaftsministerium. Und Johannes Schmalzl, Verfassungsschutzchef in Baden-Württemberg, bestätigt für den Bereich Wirtschaftsspionage: „60 Prozent unserer Verdachtsfälle

haben inzwischen mit China zu tun“ (siehe Seite 28).

Die Spionagetätigkeit der Volksrepublik wird damit zum Gegenstück der allfälligen Versprechen aus Peking, gegen den illegalen Ideenimport endlich rigoros vorzugehen. Und der wohl staatlich gesteuerte Versuch, sogar das Kanzleramt anzuzapfen, zeigt nur, wie sicher sich die Großmacht im Osten seiner Doppelstrategie aus Besänftigung und Beschnüfflung ist.

Einer, der erzählen kann, wie Deutsche in China mutmaßlich mit Hilfe von Geheimdienstlern um jahrelang aufgebautes Know-how gebracht werden, sitzt in Han-

Chinesische Nachrichtendienste

mit dem Zielbereich Wirtschaft/ Wissenschaft und deren Aufgaben

MINISTERIUM FÜR STAATSSICHERHEIT

↳ Inlands- und Auslandsnachrichtendienst

MILITÄRGEHEIMDIENST, HAUPT- VERWALTUNG NACHRICHTENWESEN

↳ Militärischer Inlands- und Auslandsnachrichtendienst

ELEKTRONISCHE ABHÖRABTEILUNG

↳ Fernmelde- und elektronische Aufklärung

Quelle: Landesamt für Verfassungsschutz Baden-Württemberg



im „Smart“-Design



Pipeline-Schweißfahrzeuge der Firma Vietz



Kettensäge des schwäbischen Herstellers Stihl und chinesischer Nachbau (hinten)

XINHUA / DAS FOTOARCHIV (L.); ZHOU JUNXIANG / IMAGINECHINA (M. O.); PETER SCHINZLER (R.)

nover hinter seinem Schreibtisch: Eginhard Vietz, 66, geschäftsführender Gesellschafter der Firmengruppe Vietz mit 200 Beschäftigten.

Dabei hatte der Spezialist für Pipeline-Schweißmaschinen mehr China-Erfahrung als fast jeder andere Investor. Schon Ende der siebziger Jahre hielt er dort Vorträge über Schweißtechniken, in Ürümqi, einem Zentrum der chinesischen Petrochemie, vor 3000 Zuhörern in der Halle des Volkes. Er erinnert sich noch, wie ihn einmal Deng Xiaoping empfing, der KP-Patriarch, der nach Jahren der Isolation unter Mao Zedong die Aufholjagd der chinesischen Wirt-

schaft startete. Und auch an Geschäftsessen, bei denen lebenden Affen mit einem Hämmerchen die Schädeldecke eingeschlagen wurde, um ihr warmes Gehirn auszulöffeln. „Ich war doch China-Kenner, ich hätte nie gedacht, dass ich angezapft werde“, sagt Vietz mit einer Stimme, immer noch halb empört, halb erschüttert.

Als ihm einer der größten chinesischen Konzerne, zu 100 Prozent im Staatsbesitz, 2003 vorschlug, seine Maschinen in einem Joint-Venture-Unternehmen in Peking zu bauen, dachte Vietz an das Geschäft seines Lebens. Preiswert in China herstellen, gemeinsam den Weltmarkt erobern, so malte ihm das der Partner aus. Noch im gleichen Jahr unterschrieb er den Vertrag, schon im Januar 2004 begann in einem riesigen Industriegebiet der Hauptstadt die Produktion.

Nach zwei Monaten wunderte er sich allerdings, dass immer wieder andere Mitarbeiter in seinem Betrieb standen. Vietz, der Typ Chef, der es selbst geschafft hat und deshalb nur sich selbst vertraut, verabschiedete sich deshalb nach einem Besuch mit viel Trara zur Heimreise. Tatsächlich aber mietete er sich ein Auto, legte sich mit einem Fernrohr auf die Lauer und sah, wie mittags ein Bus vorfuhr. Acht Chinesen stiegen aus, acht ein, Vietz verfolgte den Bus, und nach zehn Kilometern stand er vor einer anderen Halle, die doch die gleiche war. Er schlich sich durch eine unverschlossene Tür und sah: ein Spiegel-

bild der Joint-Venture-Fabrik, diesmal nur ohne seine Beteiligung.

Im Rest der Geschichte kommen vor: ein Geschäftsführer des Partnerunternehmens, der plötzlich für einen Herrn Vietz nicht mehr zu sprechen war. Ein neu eingestellter Ingenieur, der seinen Laptop mit Daten des Firmencomputers voll lud, den Vietz ihm wiederum aus der Hand reißen wollte. Polizisten, die sich für unzuständig erklärten. Ein Einbruch, bei dem Tresor und Hauptrechner abhandenkamen. Und schließlich ein entnervter Vietz, der im Januar 2006 den Polizeichef der Wirtschaftszone anschrie: „Ihr Schweine, ihr Verbrecher, was macht ihr mit mir?“

Im gleichen Monat beendete er das Joint Venture; kurz danach tauchten Geräte aus chinesischer Produktion in China und Indien auf, im Sudan und Brasilien, in Algerien und Indonesien, und das Einzige, was sie von Vietz-Geräten aus Hannover unterschied, war der Motor des britischen Herstellers Perkins: „Unsere hatten Originalmotoren, die Chinesen hatten gefälschte, die nach ein paar Monaten kaputtgingen.“ Rund 2,5 Millionen Euro verlor der Unternehmer, und er ist sicher: „Das war staats gelenkt“, so etwas gehe nicht ohne Anweisung von oben und ohne geheimdienstliche Methoden.

Zumindest passt das perfekt ins Bild, das Verfassungsschützer und Sicherheitsberater der deutschen Wirtschaft vom Know-

Chinas Exporte in Milliarden Dollar

Quelle: WTO

zum Vergleich:
Deutschland





Modell einer chinesischen Magnetschwebbahn



Bagger-Greifarm der chinesischen Firma Sany Heavy Machinery



Zonda-Bus mit Designelementen deutscher Neoplan-Fahrzeuge

WU CHANGQING / IMAGINECHINA (L.)

how-Raub zeichnen. „Wer in China Geschäfte machen will, muss darauf gefasst sein, ausspioniert zu werden“, warnt etwa Berthold Stoppelkamp, Geschäftsführer der Arbeitsgemeinschaft für Sicherheit der Wirtschaft (ASW), hinter der unter anderem der Bundesverband der Deutschen Industrie (BDI) steht. Firmen sollten besser damit rechnen, dass die Geheimdienste in China alle Telefonate, Faxe und E-Mails mithören oder mitlesen.

„Wir können nur raten, wichtige Informationen möglichst zu splitten und häppchenweise per Telefon, Mail und Fax nach Deutschland zu übermitteln“, bestätigt ein China-Spezialist beim bayerischen Verfassungsschutz, der lieber ungenannt bleiben will. Und unter Funktionären deutscher Wirtschaftsverbände raunt man sich zu, selbst die Büros der deutschen Auslands-handelskammer in Peking und Shanghai seien vermutlich verwandt.

Dass das Reich der Mitte nicht immer reich an Sitte ist, gehört zwar längst zum allgemeinen Erfahrungsschatz deutscher Unternehmen. 2006 beschlagnahmte der hiesige Zoll Plagiate im Wert von 1,2 Milliarden Euro, fünfmal so viel wie im Vorjahr, das meiste davon aus China. Ganze Regionen, in denen die Wirtschaft vor allem von Piraterie lebt, bescheren Unternehmen hierzulande nach Angaben des Bundesfinanzministeriums Milliarden an Umsatzeinbußen; so kann etwa die Firma

Neoplan in China nur noch ganz schwer Busse verkaufen, seitdem dort Busse wie Neoplan-Busse aussehen, aber nicht von Neoplan stammen, sondern von Zonda, der chinesischen Konkurrenz.

Doch so üppig die Anekdoten über chinesische Geschäftspraktiken, so zuversichtlich sind deutsche Firmenchefs andererseits, dass es im eigenen Fall schon nicht so schlimm kommen werde. Unverändert gilt China bei ihnen als das neue Land der unbegrenzten Möglichkeiten, mit einem fulminanten Wirtschaftswachstum von im Schnitt jährlich neun Prozent seit 1980.

Immer öfter werden ganze Hightech-Geräte bis hin zum Zierstreifen kopiert.

400 Millionen Billiglöhner sorgen dafür, dass die Aufsteigerung im kommenden Jahr aller Voraussicht nach Deutschland, wo Arbeiter 30-mal so viel verdienen, als Exportweltmeister entmachten wird. Und mit 1,3 Milliarden Kunden bietet China einen Heimatmarkt, an dem kein internationaler Konzern vorbeikommt. Allein Adidas will dort im Jahr 2010 eine Milliarde Euro Umsatz machen. In keinem anderen Schwellenland investieren Ausländer deshalb so viel Geld – alle wollen beim Boom dabei sein.

In Europa profitieren zudem die Deutschen am stärksten vom Hunger des wachsenden Giganten: Für 27,5 Milliarden Euro bediente sich China im vergangenen Jahr bei hiesigen Firmen. Dazu passt, dass 63 Prozent der Chinesen, so eine neue Umfrage der Managementberatung BBDO Consulting, für deutsche Marken schwärmen. Umgekehrt lieferten Unternehmen aus China für 48,8 Milliarden, darunter auch der Großteil jener 2000 deutschen Firmen, die in dem Riesenreich produzieren.

Es gibt deshalb immer noch die euphorische Sichtweise aufs China-Geschäft. Sie wird gefüttert mit Umfragen wie die der Wirtschaftsprüfungsgesellschaft Grant Thornton, wonach jeder vierte deutsche Mittelständler dem fernöstlichen Riesen ein starkes oder gar sehr starkes Umsatzplus verdankt. Doch es gibt auch den enttäuschten Blick, und bei vielen Unternehmen in dieser Reihenfolge: erst euphorisch, dann ernüchtert, dann entsetzt.

Bei einer Umfrage unter Firmen, die in China Geschäfte machen, beklagten 39 Prozent gegenüber dem Aktionskreis Deutsche Wirtschaft gegen Produkt- und Markenpiraterie, dass ihre Waren dort schamlos abgekupfert werden. Immer öfter werden ganze Hightech-Geräte kopiert, fast immer getreu bis zum letzten Zierstreifen, bis zur gleichen RAL-Farbe.

Besonders hart betroffen ist der Maschinen- und Anlagenbau, die Kernzelle der

Exporterschmiede Deutschland: Zwei Drittel aller befragten Mitgliedsunternehmen des Lobby-Verbands VDMA stöhnen über Produktpiraten – vor vier Jahren nur die Hälfte; 75 Prozent der Geschädigten zeigen mit dem Finger nach China.

Im äußersten Fall endet das so wie bei der Firma Micotrol im fränkischen Alzenau, die schon in den Neunzigern stark auf den chinesischen Markt gesetzt hatte. Der Spezialist für Elektronik von Aufzügen lieferte dort an einen Großkunden, der sich bald danach zum Verwechseln ähnlich in „Micocontrol“ umbenannte. Auch die Komponenten, die er nun zu Billigpreisen auf den Markt brachte, sahen fast so aus wie die Originale aus Alzenau; ein Mitarbeiter der deutschen Firma hatte den Chinesen beim Nachbau geholfen. Im Juli 2003 kam für die Micotrol das Ende – für Unternehmertochter Alice Maria Salber, die mit einer Nachfolgegesellschaft einen Neuanfang gewagt hat, war das mehr als eine wirtschaftliche Katastrophe: „Das Lebenswerk meiner Eltern ist zerstört.“

Zwar ist von Fall zu Fall schwer zu sagen, ob der chinesische Staat solche Raubzüge anordnet, sie nur duldet, oder ob sie auf das Konto eines wildwuchernden Unternehmertums gehen. Besonders schwammig wird es erst recht, wenn die chinesischen Kopier-Werke auch noch in staatlicher oder halbstaatlicher Hand sind – was ist dann Konkurrenz-, was Staatsspionage? Und ebenso wenig lässt sich der Anteil an klassischer Agententätigkeit jedes Mal bestimmen: Schließlich reicht die Bandbreite vom simplen Nachbau, für den sich geschickte Handwerker nur ein Original als Vorlage kaufen müssen, bis zur Rekonstruktion komplizierter Herstellungsverfahren. Dort geht es etwa um softwaregestützte Hochpräzisionstechnik, deren Geheimnisse sich ohne Spionage kaum lüften lassen.

Das Ergebnis ist allerdings in allen Fällen das gleiche: ein Verlust an Know-how, der gerade Mittelständler mit Spitzentechnik die Existenz kosten kann. Für diese Firmen, die gutgläubig, blauäugig und natürlich auch etwas gierig nach Fernost gegangen waren, entpuppt sich China als Pfefferkuchenhaus: Sie wollten daran knabbern, nun merken sie zu spät, dass in Wahrheit sie selbst mit Haut und Haaren gefressen werden.

Auf Verständnis, gar auf Mitleid können geschröpfte Europäer in China kaum zählen. Ideenklau ist ein Massenphänomen; Medikamente, Diplome, sogar Schulbücher, alles wird gefälscht, und so sehr sich europäische Firmen empören: Das wohl erste Opfer von Betriebsspionage war China selbst, der Täter ein Europäer. Im 18. Jahrhundert gelang es einem französischen Jesuitenpater, sich aus der hermetisch abgeschirmten Porzellanstadt Jingdezhen in seine Heimat abzusetzen, mit Unterlagen über Mixturen und Produktionsverfahren im Gepäck.

Vom Nationalphilosophen Konfuzius (551 bis 479 vor Christus) hatten die Chinesen da aber schon lange gelernt, dass Kopieren eine Kunst, für den kopierten Meister eine Ehre und auch sowieso die beste Methode sei, etwas zu erreichen: „Wer nicht in den Spuren anderer wandelt, kommt nicht ans Ziel.“ Und Mao impfte ihnen jahrzehntelang ein, dass allen alles gehöre und intellektuelles Eigentum so wenig schützenswert sei wie der Intellektuelle als solcher.

Schon vor dem wirtschaftlichen Aufbruch war die mentale Prägung der Volksrepublik China, auf Englisch „People's

Republic of China“, deshalb die einer „People's Republic of Cheats“, einer Schwindlerrepublik, wie das Hongkonger Wirtschaftsblatt „Far Eastern Economic Review“ spottet. Doch mit dem ehrgeizigen Ziel, in einer Tour de Force zur Wirtschaftsnation Nummer eins aufzusteigen, wurde der Ideenklau nun zum Doping der chinesischen Volkswirtschaft: ein Turbomittel, das hemmungslos eingesetzt wird, um auf jeden Berg zu kommen, vor allen anderen, am besten ohne alle anderen.

Welche Höhen in welcher Zeit unbedingt zu nehmen sind, bestimmt die Partei per Masterplan – der „Plan 863“, der die

Spitzel in der Spitzenforschung

Ziele chinesischer Geheimdienste in deutschen Instituten



Oberflächen-Analytik



Metallforschung

FUCHS-FOTO.DE (L.); JAN-PETER KASPER / PICTURE-ALLIANCE/ DPA (R.)

Aufholjagd befiehlt, stammt aus dem März 1986. Seitdem ist die gesamte Wirtschaft der Volksrepublik darauf angelegt, dem Westen industrielles Wissen abzutrotzen, mit allen Mitteln, legal oder illegal.

Zahlreiche Ministerien arbeiten an solchen Plänen, mit Hunderten von Wissenschaftlern, die den Weltmarkt in 15 Forschungsbereichen beobachten: Was tut sich in der Energietechnik, Raumfahrt, Biotechnologie? Was kann die heimische Industrie, was die weltweite Konkurrenz? Das alles steht in jährlichen Berichten, die sich als Pflichtenhefte für die heimische Wirtschaft verstehen – und wenn die eigenen Forscher und Ingenieure nicht weiterkommen, als Beschaffungsliste für den Geheimdienst.

Da gibt es etwa „Plan 973“ vom März 1997, der die Ziele der Grundlagenforschung festlegt, unter anderem für Landwirtschaft, Gesundheitswesen und Umwelttechnik. Oder den „Fackel-Plan“, mit dem die Chinesen ihre Entwicklungen in Hochtechnologiesparten wie Informationsverarbeitung oder Maschinenbau vorantreiben. Und im vergangenen Frühjahr listete Chinas Staatsrat noch einmal erstaunlich detailliert all die Innovationen auf, die bis 2020 den technischen Führungsanspruch untermauert haben sollen: von Mikrochips über Jumbo-Jets bis hin zur Raumfahrttechnik, alles made in China.

Was die Volksrepublik allerdings unter „Innovation“ versteht, verrät Shang Yong, der Vizeminister für Wissenschaft und Technologie, in seinen Vorträgen recht freimütig: Sein Land, sagt Shang, strebe danach, geistiges Eigentum auf Grundlage von importierter Technologie „wieder zu kreieren“.

„Wieder kreieren“ bedeutet nichts anderes, als ausländische Produkte ein wenig abzuwandeln und ihnen anschließend seinen eigenen Stempel aufzudrücken. Dazu

Allein bei der Armee gibt es mindestens fünf Spähorganisationen.

hat sich China ein ganzes Arsenal an Instrumenten geschaffen, auch wenn die Führung beteuert, mit erpresstem Techniktransfer habe das alles nicht das Geringste zu tun. So sind ausländische Unternehmer gezwungen,

- ▶ sich einen chinesischen Joint-Venture-Partner zu nehmen, wenn sie eine Fabrik in wichtigen Sparten wie der Automobilindustrie errichten wollen; oft bestimmt der Staat auch noch die Braut solcher Zwangsehen;
- ▶ einen hohen Fertigungsanteil in China zu garantieren, um bei öffentlichen Aufträgen überhaupt eine Chance zu haben;

▶ ihre Importwaren einem Zertifizierungsverfahren zu unterwerfen, angeblich, damit ausländische und einheimische Erzeugnisse den gleichen Standard haben. Anfangs verlangte China die technischen Unterlagen von 132 Produkten in 19 Kategorien, seitdem ist die Liste ständig gewachsen. Ab Mai 2008 gilt die Zertifizierungspflicht auch noch für Landwirtschaftsmaschinen;

▶ bei technischen Projekten detaillierte Dokumentationen an sogenannte Design-Institute durchzureichen. Laut dem Asien-Pazifik-Ausschuss der Deutschen Wirtschaft (APA) kümmern sich die gleichen Staatsinstitute auch um die Schulung chinesischer Fachkräfte. Ziel: das nächste Projekt allein durchziehen zu können.

In jene Grauzone schmutziger Tricks gehört dann auch das Scannen ausländischer Patente. Bienenfleißig prüfen chinesische Firmen westliche Erfindungen; wenn diese noch nicht in China registriert sind, tragen sie die Neuerung fix auf ihren Namen ein. Allein 2006 ließen chinesische Firmen 210 490 Schutzrechte bei der staatlichen Patentbehörde Sipo sichern, das waren 21,4 Prozent mehr als im Vorjahr. Dass es sich bei all diesen Patenten um chinesische Weltneuheiten handelt, glaubt auch in China keiner.

Das alles ist zwar ohne Frage sehr nützlich beim „Wiederkreieren“. Manchmal

aber helfen alle legalen und scheinlegalen Methoden nicht weiter. Etwa, weil ausländische Firmen so vorsichtig sind, nur ihre Massenware in China zu produzieren, so wie Deutschlands größter Kugellager-Hersteller, die Schaeffler-Gruppe aus Herzogenaurach. Und was tun, wenn es in China an Grundlagenforschung fehlt?

In solchen Fällen übernehmen offenbar die Geheimdienste. Sie beschaffen, was Chinas Wirtschaft nicht schafft, trotz wachsender Anstrengungen im Bereich Forschung und Entwicklung, und sie beschaffen es, natürlich, auch in China selbst: Noch heute sind sie bei Siemens und Thyssen Krupp fassungslos, dass 2004 chinesische Ingenieure in Shanghai nachts in eine Halle schlichen, um sich ein Bild, genauer gesagt ein Vermessungsprotokoll, vom dort geparkten deutschen Transrapid zu machen. In ein paar Monaten soll nun eine chinesische Magnetschwebbahn fahren, Name: CM1 Dolphin.

Ein anderes Unternehmen verlor seinen leitenden Ingenieur an die Liebe – und seine Spitzentechnologie an die chinesische Konkurrenz. Der Spezialist für Oberflächenbeschichtungen ließ sich ins Bordell einladen, eigentlich die klassische Vorlage für eine Erpressung. Doch stattdessen notierten sich die Chinesen seine speziellen Vorlieben, besorgten ihm eine passende Gespielin, und das Ergebnis war das gewünschte: Der Mann ließ seine Frau in Deutschland sitzen, heiratete die Chinesin, und die Produkte seiner Ex-Firma gibt es nun auch aus chinesischer Herstellung.

Unter China-Reisenden auch oft erzählt: die Anekdote von der deutschen Delegation, die abends im Hotel eincheckte. Schon am nächsten Morgen überraschten die chinesischen Verhandlungspartner mit Kenntnissen, die nur einen Ursprung haben konnten: die Laptops, die am Vorabend auf den Zimmern geblieben waren, als die deutschen Manager einen Absacker an der Hotelbar nahmen. Besonders einfach haben es die chinesischen Geheimdienste immer dann, wenn es ihnen gelingt, Ausländer in die richtigen Hotels zu bugsieren: Einige gehören den Diensten praktischerweise gleich selbst.

Vor allem sollen die chinesischen Agenten aber dort Know-how abgreifen, wo es schwererreichbar, dafür aber zuhauf vorhanden ist: im Ausland. In Amerika, Japan, in Europa, und natürlich auch in Deutschland, beim Exportweltmeister, dem wichtigsten chinesischen Handelspartner auf dem Alten Kontinent.

Die Bundesrepublik stelle wegen „ihrer geopolitischen Lage, der wichtigen Rolle innerhalb der EU und Nato und vor allem als Standort zahlreicher Unternehmen der Spitzentechnologie ein begehrtes Aufklärungsziel der chinesischen Wirtschafts- spionage“ dar, warnt das Bundesamt für

Verfassungsschutz in einer vertraulichen Analyse. Die gelbe Gier, so das Fazit der Geheimen, entwickle sich zur „ernstzunehmenden Bedrohung der deutschen Wirtschaftsinteressen“.

Wer sich da so genau um die Geheimnisse deutscher Wertarbeit bemüht, lässt sich für die Spionageabwehr oft schwer sagen. Das Netz der China-Dienste ist fünf- fach, zehnfach, zwanzigfach übereinander- gelegt und ineinander verwoben. Allein bei der Volksbefreiungsarmee gibt es mindestens fünf Spähorganisationen, und auch der zivile Spitzeldienst, das Ministerium für Staatssicherheit, stellt sich als wild-

wucherndes Geflecht aus Schnüffeleinheiten dar. Natürlich hält sich auch das Zentralkomitee der KP mit der „Einheitsfront- abteilung“ und dem „Internationalen Verbindungsbüro“ zwei Abteilungen, die westliche Behörden als Nachrichtendienste einstufen. Und eine „Elektronische Ab- hörabteilung“ schnappt auf, was durch Äther und Kabel geht.

Dazu kommen die Tarnorganisationen: Der Bundesnachrichtendienst führt eine schwarze Liste chinesischer Einrichtungen, die offiziell als Forschungsstellen auftreten, in Wahrheit aber weitere Spionage- trupps sein sollen, von „A“ wie „Akade-



RENE TILLMANN / AP



XINHUA / LANDOV / PICTURE-ALLIANCE / DPA

Illegal nachgebaute DVD-Recorder*, chinesischer Philosoph Konfuzius: Kopieren als Kunst

mie für Militärwissenschaften“ bis „Z“ wie „Zhengzhou Technologieinstitut“.

Was Rüstungsprojekte angeht, läuft aber an einer Stelle alles zusammen: bei der Kommission für Wissenschaft, Technologie und Industrie für die nationale Verteidigung (Costind). Vom chinesischen Mittelstrecken-Jet, der auch mal Airbus und Boeing Konkurrenz machen soll, bis zum eigenen Flugzeugträger, bei allen wichtigen Projekten redet Costind mit.

Mit traditioneller Wirtschaftsspionage, wie Russen oder Amerikaner sie betreiben, hat die Costind-Strategie wenig zu tun. Dass die Chinesen in Deutschland unter den bis zu 250 Botschafts- und Konsulatsmitarbeitern nach Schätzungen des Verfassungsschutzes zehn Prozent Geheimdienstler haben, dazu noch unter den 2006 offiziell gemeldeten 16 Auslandskorrespondenten chinesischer Medien vermutlich 5 weitere, macht noch nicht die eigentliche Bedrohung aus.

* Vernichtung durch das Hauptzollamt Krefeld im Mai.

Die sehen Verfassungsschützer vielmehr auch in Deutschland in einer Art Volksarmee: das Heer der Chinesen im Ausland, die in Wissenschaft und Wirtschaft arbeiten, zum Teil in leitender Stellung.

Chinas Dienste können nach Einschätzung der westlichen Konkurrenz auf das größte informelle Spionagenetz der Welt zurückgreifen: 800 000 Spitzel. „Jeder Student, jeder Geschäftsmann, der ins Ausland gelassen wird, steht in der Schuld der Partei“, bestätigt der Überläufer Chen Yonglin, ehemals dritter Sekretär des chinesischen Konsulats in Sydney. „Er rechantiert sich als Spitzel, als Denunziant.“

Allein in Deutschland studieren mehr als 27 000 Chinesen – die größte ausländische Studentengruppe; im Jahr 2000 waren es nur knapp 6000. Die meisten hängen an staatlichen Stipendien aus der Heimat, sie benötigen Papiere des Konsulats, sie sind deshalb anfällig für die Wünsche der Geheimen. Hinzu kommen Geschäftsleute, Wissenschaftler, Ingenieure, Praktikanten. Typischerweise beginnt ihr Spitzeldienst

mit einer freundlichen Einladung der Botschaft, an einer Veranstaltung der chinesischen Auslandsgemeinde teilzunehmen. Es wird geplaudert. Wo man denn arbeitet und woran, scheinbar unverfänglich.

„So was wird nach China weitergemeldet“, heißt es beim bayerischen Verfassungsschutz. Und passt alles zusammen – die Stelle in Deutschland mit den Beschaffungswünschen der Chinesen –, decken die Anwerber bei einem zweiten Gespräch die Karten auf. Sie versprechen selten Geld, eher mal einen guten Job nach der Rückkehr in die Heimat oder billige Kredite für eine Geschäftsgründung. In erster Linie appellieren sie aber an den Nationalstolz der Auslands-Chinesen, an die patriotische Verantwortung für das Wohl ihres Heimatlandes.

Damit kein möglicher Zuträger verlorengeht, führen die Geheimdienstler in den Botschaften genau Buch: Glaubt man dem vertraulichen Bericht des Verfassungsschutzes, hat China längst eine weltweite Wissenschaftler-Datenbank aufgebaut. Sie enthält Angaben über alle chinesischen Forscher im Ausland, mit Daten über ihre früheren und aktuellen Arbeitgeber.

Natürlich ist nicht jeder Student, Doktorand oder Gastprofessor ein Informant,

Jeder Student, der ins Ausland gehen darf, steht in der Schuld der Partei.

vermutlich auch nur eine Minderheit, das Problem ist nur: Die Spionageabwehr weiß nicht, wie viele es doch sind. Sie kennt nur die Fälle, in denen China-Spione auffliegen, und das sind einige, selbst wenn die chinesische Botschaft behauptet, ihre Regierung fordere ihre Bürger immer wieder auf, „ausländische Gesetze zu beachten und ausländische Sitten und Gebräuche zu respektieren“.

So fiel bei einem baden-württembergischen Rüstungszulieferer die chinesische Praktikantin L. durch besonderen Einsatz auf: Die junge Dame wollte auch am Wochenende in der Firma arbeiten. Der vermeintlich mentalitätsbedingte Fleiß entpuppte sich jedoch als geheimdienstliche Neugier. Bei einer Wohnungsdurchsuchung fand die Polizei 170 CD-Rom mit sensiblen Daten aus dem Unternehmen. Obwohl gerade erst angefangen, hatte sich die Nachwuchskraft auch schon bei einem anderen Rüstungsunternehmen beworben. Der Verfassungsschutz geht davon aus, dass ein chinesischer Dienst die Frau führte; auf eine Anzeige verzichtete das betroffene Unternehmen trotzdem, wohl auch aus Scham darüber, dass es die geheimen Daten so schlecht geschützt hatte.

Ebenfalls in Baden-Württemberg wunderten sich Kollegen über einen chinesischen Praktikanten, der – gleiches Muster – gern am Wochenende arbeitete und sich

aufdringlich bemühte, ihre Gespräche mitzuhören. Der Mann wurde als Werkspion entlarvt und entlassen.

Neugierig, eifrig, vielseitig interessiert – auch in deutschen Hochschulen und Forschungsinstituten arbeiten Tausende Chinesen, die mit diesen Eigenschaften perfekte Forscher oder perfekte Spione sein könnten – vielleicht auch beides. „Interna aus Besprechungen werden aufmerksam verfolgt, oftmals auch notiert“, heißt es im China-Bericht des Verfassungsschutzes, ihre „privaten Laptops weisen sensible Daten aus dem ganzen Forschungsspektrum auf, und bisweilen endet der Gang zur Toilette irrtümlich unter einem Schreibtisch an einem USB-Port“.

Gesammelt wird nach dem Prinzip Sandkorn: Keine Information ist zu klein, kein Detail zu unwichtig, um gen Osten geschickt und in einer der vielen Agenturen des Sicherheitsapparates ausgewertet zu werden. Damit aber die Zuträger nicht nur ein paar Sandkörner finden, sondern am besten gleich einen ganzen Sandkasten, helfen die Nachrichtendienste schon mal nach.

Besonders kaltschnäuzig bei einem Wissenschaftler, der nach seiner Doktorarbeit nach Deutschland kam und die Ergebnisse der hiesigen Spitzenforschung ausspionierte. Die Volksrepublik hatte ihn nicht nur mit einem Stipendium von 1100 Euro im Monat ausgestattet, sondern gleich noch mit einer Vita, die ihm im Jahr 2006 die Türen zu einer Stuttgarter Forschungseinrichtung öffnete. Der Lebenslauf strotzte vor wissenschaftlichen Veröffentlichungen und protzte damit, dass der Mann sogar schon eine Professur an einer heimischen Universität innehatte.

Es dauerte ein paar Monate, bis sein deutscher Chef merkte, dass der Chineser auf seinem Fachgebiet eine völlige Niete war und nicht mal in der Lage, wissenschaftliche Ergebnisse ordentlich zu präsentieren. Umso mehr interessierte er sich für Forschungsgebiete, mit denen er eigentlich nichts zu tun hatte, fotografierte ständig technische Einrichtungen, blieb gern am Wochenende am Arbeitsplatz und mailte sich die Finger wund.

„Familiensachen“ seien das gewesen, rechtfertigte er sich, als ihn der Institutsleiter zur Rede stellte. Merkwürdig nur, dass die E-Mails mit den „Familiensachen“ oft Anhänge mit mehr als zehn Megabyte hatten. Der Verfassungsschutz observierte den neugierigen Mitarbeiter – bis im März dieses Jahres endlich der Vertrag auslief; das Konsulat hatte sich geweigert, den Landsmann vorher abzu ziehen.

Dass sich Chinesen mit Lebensläufen bewerben, die zu 100 Prozent auf die Stellenanzeige passen, erleben auch Hightech-Unternehmen immer wieder. Ebenso Besuche von chinesischen Delegationen, die angeblich groß mit den Deutschen ins Geschäft kommen wollen und deshalb erst mal so viel wie möglich sehen möch-

ten. Ein Anlagenbauer etwa begrüßte im Frühjahr 2006 eine 20-köpfige Gruppe des chinesischen Joint-Venture-Partners zur Werksbesichtigung in Deutschland – als man die Chinesen wieder verabschiedete, waren es nur noch 18. Die fehlenden beiden sind seitdem verschollen, samt Werksausweisen.

Auch schon vorgekommen: Bei einer Firmenvisite, gerade war Kaffeepause, schlich sich ein Gast aus China in den verlassenen Tagungsraum zurück und steckte einen Speicher-Stick in die herumstehenden Laptops. Dabei kommt den Datendieben sehr entgegen, dass gerade beim

deutschen Mittelstand die Wachsamkeit gegenüber Werkspionen nicht nur in Kaffeepausen ausgeschaltet wird: „Für viele Firmen endet das Thema Sicherheit nach wie vor beim Pförtner in der Werkseinfahrt“, ärgert sich Berthold Stoppelkamp von der Arbeitsgemeinschaft für Sicherheit der Wirtschaft, „dieser Zustand muss dringend geändert werden.“ So gaben bei einer ASW-Umfrage mehr als zwei Drittel der Unternehmen an, dass es bei ihnen schützenswertes Know-how gibt, aber nicht mal ein Drittel, dass sie auch ein Schutzkonzept haben. Noch immer packen sich deutsche Manager für Reisen

„Besoffen vor Glück“

Baden-Württembergs Verfassungsschutzchef
Johannes Schmalzl, 42, über Chinas Spionage



THOMAS KLING

Verfassungsschützer Schmalzl
„Manche kopieren mit Inbrunst alles“

SPIEGEL: Im nächsten Jahr wird China die Bundesrepublik als Exportweltmeister ablösen; vermutlich haben die Chinesen die Deutschen schon jetzt von Platz drei der stärksten Wirtschaftsnationen verdrängt. Sie und Ihre bayerischen Kollegen kümmern sich in Deutschland besonders intensiv um die Abwehr chinesischer Wirtschaftsspionage. Boomt China dank des Ideenklus?

Schmalzl: Bei allem Misstrauen: China verdankt seinen Erfolg in erster Linie eigenen Anstrengungen. Außerdem prophezeie ich Ihnen: In 20 Jahren werden Sie die Frage gar nicht mehr stellen müssen.

SPIEGEL: Warum?

Schmalzl: Weil die Chinesen dann keinen geistigen Diebstahl mehr nötig haben. Wenn man sieht, was dort zurzeit an jungen Wissenschaftlern heranwächst, kann man davon ausgehen, dass künftig deutsche Unternehmen schauen müssen, was die Chinesen machen, nicht umgekehrt.

SPIEGEL: Noch aber rauben die Chinesen deutsches Know-how.

Schmalzl: Das ist leider so. Was der Westen in mehreren Generationen geschafft hat, will China in einer erreichen. Es geht den Chinesen darum, den Weg abzukürzen. Dazu nutzen die chinesischen Nachrichtendienste jede Möglichkeit. 60 Prozent unserer Verdachtsfälle haben inzwischen mit China zu tun.

SPIEGEL: Wirtschaftsspionage ist allerdings so alt wie die Wirtschaft selbst, und andere spionieren doch auch, die Russen zum Beispiel.

Schmalzl: Aber anders als die russischen Dienste, die es vor allem auf Rüstungstechnik abgesehen haben, konzentrieren sich die chinesischen Dienste auf Wirtschaft und Wissenschaft. In kaum einem anderen Land sind die Zielvorgaben für die Forschung so klar wie in China, und die Nachrichtendienste arbeiten das konsequent ab. Dazu kommt für uns das Problem der schieren Masse. Wir haben 27.000 chinesische Studenten in Deutschland, außerdem zahlreiche Gastwissenschaftler ...

SPIEGEL: ... die sicher nicht alle spionieren ...

Schmalzl: ... nein, natürlich nicht; ich will auf keinen Fall alle Chinesen unter Generalverdacht stellen. Allerdings kann ich auch nicht die Augen davor verschließen, dass es unter Chinesen im Ausland einen starken Patriotismus gibt, ein großes Gefühl der Dankbarkeit, weil sie überhaupt in den Westen reisen durften. Das nutzen chinesische Dienste aus. Sie versuchen immer öfter, ihre Landsleute im Ausland an staatliche Stellen zu binden. Und ob dann im Staatsauftrag oder aus eigenem Antrieb: Manche kopieren und fotografieren mit Inbrunst alles, was nicht gesichert und geschützt ist.

SPIEGEL: Bei vielen Firmen heißt es, die Chancen im China-Geschäft seien viel zu groß, als dass man sich von den Risiken abschrecken lassen dürfte. Will man Ihre Warnungen überhaupt hören?

Schmalzl: Das ist in der Tat manchmal ein frustrierendes Geschäft. Vor allem Start-ups und Mittelständler haben so viel mit anderen Dingen zu tun – die denken gar nicht an ihren Know-how-Schutz und die Gefahr von Spionage. Und einige werden dann besoffen vor Glück, wenn sie einen großen Auftrag vor der Nase haben.

SPIEGEL: Gerade an Universitäten ist der internationale Austausch von Forschungsergebnissen allerdings unverzichtbar, die Arbeit von Gastprofessoren, ausländischen Doktoranden und Praktikanten ausdrücklich erwünscht.

Da müssten Sie also schon an die Wurzeln der Wissenschaft herangehen, um die Risiken zu verringern.

Schmalzl: Nein. Die Globalisierung ist hier nicht zu bremsen, und das wollen wir auch gar nicht. Die Lage ist nun mal so, dass wir einerseits in manchen Forschungseinrichtungen bis zu 70 Prozent ausländische Wissenschaftler haben und sich andererseits Institute bis zu drei Viertel über Drittmittel finanzieren, also durch industriennahe Forschung. Es kann uns nur darum gehen, dass eine Institutsleitung ein Auge für auffälliges Verhalten hat. Erst wenn wir solch einen Anfangsverdacht haben, können wir ein intensives Gespräch mit dem entsprechenden Mitarbeiter führen. Und so etwas mündet dann durchaus in Ergebnissen ...

SPIEGEL: ... die sich aber nicht an der Zahl der Strafverfahren ablesen lassen: Es gibt kaum Spionageprozesse gegen Chinesen.

Schmalzl: Für die Spionageabwehr steht die Strafverfolgung nicht unbedingt an erster Stelle. Ob es zu einem Prozess kommt oder nicht, sagt deshalb nur wenig über den Grad der Gefährdung aus, ebenso wenig über den Erfolg unserer Gegenmaßnahmen. Im Übrigen darf man nicht vergessen, dass im Umgang mit Verdächtigen immer auch außenpolitische Interessen eine Rolle spielen. Wichtig ist deshalb, dass in politischen Gesprächen mit Staaten, die in Deutschland Unternehmen und wissenschaftliche Institute ausforschen, das Thema Wirtschaftsspionage immer wieder angeschnitten wird. Nur so bekommen wir das Problem dauerhaft in den Griff.

INTERVIEW: JÜRGEN DAHLKAMP,
MARCEL ROSENBACH



die Festplatten ihrer Laptops mit dem Stand der Technik voll, und noch immer plaudern gerade deutsche Ingenieure voller Stolz über ihre jüngsten „Babys“. Dass die dann vom Praktikanten nach China entführt werden, trifft sie wie ein Schlag aus dem Nichts.

Die Deutschen stehen mit solchen Erfahrungen allerdings nicht allein. In Frankreich etwa hortete eine chinesische Mitarbeiterin des Autozulieferers Valeo in ihrer Wohnung die streng geheimen Computerdaten zahlreicher Auto-Prototypen, in den USA listete ein Untersuchungsbericht für das Repräsentantenhaus 16 technologische Durchbrüche auf, die dem Reich der Mitte nur durch Wirtschaftsspionage gelungen sein könnten. „China ist die größte Spionage-Bedrohung für die Vereinigten Staaten“, resümierte 2005 das FBI.

Für die US-Regierung ist so etwas ein klarer Arbeitsauftrag, und nicht nur für sie – Chinas Raubzüge stehen auf der politischen Tagesordnung aller Industriestaaten. Doch für harte Gegenschläge fehlte selbst den Amerikanern jahrelang der Mumm. 1996 hatten sie dem fernen Land mit Handelsanktionen im Wert von zwei Milliarden Dollar gedroht, binnen 30 Minuten hatten die Chinesen mit einer entsprechend hohen Gegendrohung geantwortet. Seitdem wissen die Amerikaner, wissen auch die anderen: Mit Kriegserklärungen erreichen sie nicht viel. Die Frage ist nur: Wie erreichen sie überhaupt etwas?

Als eine Reihe von FDP-Abgeordneten im vergangenen November von der Bundesregierung wissen wollte, was sie gegen die grassierende Produktpiraterie in China tue, bekannte sich auch Berlin unverblümt zur Wegduck-Taktik: wenn Aktionen, dann nur „gebündelte auf EU-Ebene“. Im Übrigen gelte die Strategie „Kooperation statt Konfrontation“. Und überhaupt sei die Durchsetzung geistiger Eigentumsrechte

Auftrag Ideenklau

Operationszentralen chinesischer Geheimdienste in Peking



Sitz der Costind-Kommission



Internationales Verbindungsbüro



Ministerium für Staatssicherheit

FOTOS: LIANG ZI / IMAGINECHINA

nun mal „in erster Linie Aufgabe der geschädigten Unternehmen“. Neoplan, geh du voran. Irgendwo war auch noch die Rede vom „ständigen Dialog“.

Den führte schon Kanzler Gerhard Schröder. Wären es nicht die Chinesen gewesen, Fußballfan Schröder hätte vermutlich geraunzt: „Die Wahrheit liegt auf dem Platz.“ So aber verpackte er seine Forderung, die Chinesen sollten den Schutz geistigen Eigentums nicht nur regeln, sondern auch danach handeln, in der gespreizten Formulierung: „Erst die praktische Umsetzung schafft die für den internationalen Handel notwendige Vertrauensbasis.“

Angela Merkel sprach das Thema beim Staatsbesuch in Peking im Mai 2006 deutlich forscher und gleich mehrmals an.

Chinesische Gaststudenten (in Chemnitz)
Anfällig für die Wünsche der Geheimen

Deutschland, kündigte sie an, werde „hart und klar“ gegen Produktpiraten vorgehen. Dafür bekam sie in diesem März vom früheren Deutschland-Botschafter und Peking-Regierungsberater Mei Zhaorong die Quittung: Der lobte alle deutschen Kanzler seit Helmut Schmidt, nur über Merkel sagte er kühl: „Vielleicht kennt sie China noch nicht so gut.“

Es besser zu kennen hilft aber auch nicht viel weiter. Die Chinesen sind höflich, immer versichern sie ihren guten Willen, versprechen, dass alles besser werde. Sie versprechen es nicht einfach so, nein, Ministerpräsident Wen Jiabao legte vor Angela Merkel sogleich ein „feierliches Versprechen“ ab, die Rechte am geistigen Eigentum zu schützen. Er bat nur um Nachsicht, um Verständnis, dass es nicht so schnell gehe, wie es sich der Westen wünsche. Das Gleiche hatte auch schon Wang



WOLFGANG THIERMANN / PICTUREALLIANCE / DPA



LIN WEIJIAN / IMAGINECHINA

Wirtschaftsmetropole Shanghai: Spionage als Doping der Volkswirtschaft

Jingchuan, der damalige Chef des Patentamts Sipo, gesagt – 2004.

Sehr schön und beeindruckend soll auch die Rede der chinesischen Vizelandministerin Ma Xiuhong im Berliner Wirtschaftsministerium am 12. März gewesen sein. Sie sprach beim „Deutsch-Chinesischen Symposium – Schutz geistiger Eigentumsrechte“, und selbst Doris Möller, Leiterin der Anti-Piraterie-Stelle des deutschen Handels, dachte danach: toll, was die so vorhaben.

Wenn sie es denn wirklich tun.

Tatsächlich verbessert die chinesische Regierung auch ständig die Gesetze, um ausländisches Know-how zu schützen. Die Gesetze sind inzwischen auf deutschem Niveau, das sagen selbst die Juristen von Bundesjustizministerin Brigitte Zypries, die sich seit 2000 jährlich zum deutsch-chinesischen Rechtsstaatsdialog mit ihren Kollegen treffen. Ginge es nur nach der Zahl der Gesetze und Verordnungen – allein 2007 sollen es 14 neue sein – in China würde vermutlich nicht mal mehr ein T-Shirt nachgemacht.

Und schließlich die Sipo, die Patentbehörde, mit ihren 4000 Mitarbeitern – daran hat China nun wirklich nicht gespart. Auch der joviale Vize der Behörde für den Schutz des geistigen Eigentums, Ma Enzhong, 50, berichtet gern von all den Aktivitäten, der „Operation Sonnenschein“ gegen CD- und Video-Raubkopierer, der „Operation Blauer Himmel“ gegen Patent-Verletzer auf Messen, der „Operation Bergadler“

gegen Produktpiraterie im Allgemeinen. Und so weiter.

Nur bessert sich trotz aller Gesetze, Dialoge und Ministerreden, trotz Sonnenscheins und blauen Himmels in der Praxis zu wenig. Und in der chinesischen Provinz oft kaum etwas. Und in Peking, sobald Staatsspionage beim Know-how-Klau im Spiel ist, sowieso nichts.

Dass staatliche Hacker die Bundesregierung angegriffen haben sollen, ist für die chinesische Botschaft in Berlin nur eine „verantwortungslose Spekulation ohne jegliche Beweisgrundlage“. China nehme zu allen Beschwerden über Hacker zwar „immer eine verantwortungsvolle Haltung“ ein und eröffne umgehend Ermittlungen, aber natürlich nur, „wenn stichhaltige Beweise vorliegen“ – hier also nicht.

Dabei sind die Informationen aus den gehackten Regierungscomputern „eigentlich nur für staatliche Stellen interessant“, wie der Verfassungsschutz in seinem vertraulichen Bericht schreibt. „Aus diesem Grund muss unterstellt werden, dass der chinesische Staat an den elektronischen Attacken

beteiligt ist“, heißt es dort. Eine für die chinesische Botschaft ganz „schwer verständliche“ Unterstellung, vor allem diese „immer wieder vorkommende Verwischung des großen Unterschieds zwischen den Begriffen ‚Hacker‘ und ‚Staat‘“. Statt sich in solchen Fehldeutungen zuergehen, sei es doch auch viel besser, die „chinesisch-deutsche Zusammenarbeit des gegenseitigen Nutzens“ fortzusetzen, nicht nur im chinesischen, auch im deutschen Interesse.



Chinesischer Patentschützer Ma Enzhong
Operation Sonnenschein

Der Bundesregierung bleibt damit also nur ein Lächeln der chinesischen Geschmackssrichtung Süß-sauer. „China strebt die Technologieführerschaft in der Welt an“, sagt Wirtschaftsstaatssekretär Hartmut Schauerte – spätestens wenn die Chinesen also selbst etwas zu verlieren hätten, müssten sie sich schon aus eigenem Interesse an internationale Regelungen halten. Für manchen deutschen Mittelständler kommt das dann allerdings zu spät.

Wie gering in Wirklichkeit die Chancen deutscher Unternehmer sind, im staatlich entfesselten China-Kapitalismus recht zu bekommen, zeigt sich fast jedes Mal bei ihrem mühseligen, verzweifelten, oft aussichtslosen Kampf gegen Produktpiraten.

Der Brillenscharnier-Hersteller Obe aus dem badischen Ispringen etwa hatte in China die Firma Kanghua Glasses verklagt. Die Deutschen warfen Kanghua schon seit 2002 vor, ein patentiertes Verfahren zur Herstellung von Federscharnieren übernommen zu haben. Kanghua konterte mit einer Kampagne gegen die Deutschen – die wollten doch nur den Aufstieg Chinas hintertreiben.

Bei den so selbstbewussten wie empfindlichen Chinesen kann so eine Argumentation Ausländer tatsächlich schnell aus dem Markt kicken. Obe klagte trotzdem weiter – und verlor fürs Erste. Das Patent der Deutschen, so die bizarre Begründung des Gerichts, decke doch noch ein weiteres Schutzmerkmal ab; damit war die Schnittmenge mit Kanghua plötzlich ganz klein und eine Urheberrechtsverletzung angeblich nicht vorhanden.

An die Grenzen chinesischer Spitzfindigkeit stieß auch die Bauer-Gruppe aus dem bayerischen Schrobenhausen. Als Bauer-Mitarbeiter 2006 über die Baumaschinenmesse in Shanghai schlenderten, fanden sie ein paar Stände weiter, bei der chinesischen Firma Sany Heavy Machinery, einen Bagger-Greifarm, den sie laut Bauer selbst erfunden und patentiert hatten. Trotzdem gelang es den Deutschen bis zum Ende der Messe nicht, den Greifarm vom Sany-Stand entfernen zu lassen, nicht mal mit Hilfe von Herrn Lu, dem herbeigeeilten Vertreter des Patentamts Sipo. Der habe wirklich den besten Willen gezeigt, sagt Geschäftsführer Sebastian Bauer, sich aber nicht durchsetzen können.

Vor allem auf dem Land, weit weg von Peking, sind deutsche Unternehmen so gut wie chancenlos, so die Erfahrung von Hannes Hesse, dem Geschäftsführer des Maschinen- und Anlagenbauverbandes VDMA. Die Rechtsordnung steht hier oft nur auf dem Papier, was zählt, ist die chinesische Gesellschaftsordnung und „Guanxi“.

Guanxi – das beschreibt ein Geflecht von Förderung und Forderung, in das jeder Chinese hineinwächst. Wer gibt, hat Anspruch, dass ihm zurückgegeben wird. Wer nimmt, hat die Pflicht, sich beizeiten er-

„Ergebnis der Profitgier“

Was mit Rückrufaktionen begann, droht, sich zum Handelskrieg auszuwachsen. Dabei haben die aktuellen Produktskandale viele Schuldige.

Als der heute einjährige Jensen im Alter von drei Monaten kaum noch aufhören wollte zu sabbern, kaufte seine Großmutter Marilyn Furer ein paar Schlabberlätzchen aus Plastik. Sie ging zu Wal-Mart, Amerikas größtem Einzelhändler. Oma Furers Kauf war der Beginn des jüngsten Skandals um bleiverseuchte Babyprodukte und Spielzeug aus chinesischer Produktion. „Nie hätte ich es für möglich gehalten, dass Babys solchen Gefahren ausgesetzt werden könnten“, sagt Mrs Furer, die in einem Vorort von Chicago lebt.

Aus reiner Vorsicht überprüfte sie mit einem Laientest den Bleigehalt des Lätzchens, auf dem ihr Enkel Jensen so gern herumkaute: Die Probe färbte sich tiefpink. Unabhängige Verbraucherschützer des kalifornischen Center for Environmental Health (CEH) bestätigten ihren Verdacht und schlugen Alarm.

Die Folge: Landesweit zogen die Konzerne Wal-Mart und Toys“R“Us die verseuchten Lätzchen aus dem Verkehr. „Ohne die resolute Oma und unser kleines Team hier wäre das nie aufgefliegen“, sagt CEH-Co-Chef Charlie Pizarro. Die US-Behörden würden „eher die Profite der Konzerne als die Interessen der Verbraucher schützen“. Ein Milliardenengeschäft steht auf dem Spiel.

Branchengiganten wie der US-Konzern Mattel („Barbie“, „Fisher Price“) riefen bereits Spielzeuge in Millionenzahl zurück. Sandeimer, Kreisel und Kinderschmuck – die Rückrufaktionen häufen sich. Niemand weiß, welche Spiel- oder Produktgruppe als Nächstes genauso betroffen sein wird. Sicher ist nur: Über 70 Prozent der Spielzeuge in den USA werden aus China importiert.

Doch was als gewaltige Rückrufaktion begann, hat innerhalb weniger Wochen auch noch einen Grundsatzstreit entfacht über die Schattenseiten der Globalisierung und das Verhältnis der Werkbank China zu ihren Kunden in den westlichen Konsumgesellschaften.

Ausgerechnet in der bunten Welt von „Sesamstraße“ und Co. kommen nun obskure Verbindungen zutage: zwischen

Verbrauchern, die nach immer billigerem Spielzeug verlangen, westlichen Konzernen, die bei ihren chinesischen Produzenten die Preise drücken, und ihren oft ausbeuterischen Auftragnehmern in Fernost, wo Arbeitsschutz und Qualitätskontrolle häufig keine Rolle spielen.

Li Qiang, 35, ist so eine Art chinesischer Günter Wallraff: Jahrelang hat der Jurist malträtierten Arbeitern undercover Rechtsbeistand geleistet. Im Jahr 2000 zog er nach New York, weil er sich in seinem Heimatland nicht mehr sicher fühlte. Jetzt ist er Chef der Organisation China Labor Watch, die sich um Arbeiterrechte kümmert und Anfang voriger Woche einen dicken Bericht über chinesische Spielzeughersteller publizierte.

„Die schlechte Spielzeugqualität ist das Ergebnis der Profitgier internationaler Konzerne“, sagt er. Seine Kollegen vor Ort haben die Arbeitsbedingungen in acht Fabriken untersucht, die unter anderem für die US-Konzerne Disney und Hasbro produzieren. Einige seiner Resultate: Vielerorts werden billigere, gefährlichere Chemikalien eingesetzt, um Geld zu sparen.

Arbeiter müssen Spielzeug mit bloßen Händen besprühen und wissen nicht, welchen Gefahren sie ausgesetzt sind. „Ihre Hände sind verrotten“, sagt Li.

Der Aktivist hat seinen Bericht wochenlang zurückgehalten, um den Konzernen die Möglichkeit zum Handeln zu geben. Als Reaktion auf seine Anfragen habe er aber nur Abwiegeln und Schönfärberei erlebt, sagt er.

Andererseits fehlt es nicht nur in China an Kontrollen: Zwar leitete beispielsweise Deutschland im vergangenen Jahr 183 Warnmeldungen wegen Spielzeugproblemen an die EU-Kommission weiter. Doch tatsächlich ist die Aufsicht löchrig, auch, weil die Behörden um Zuständigkeiten rangeln.

Eigentlich sollen die staatlichen Gewerbeaufsichtsämter darüber wachen, dass nur ungefährliche Produkte in den Handel kommen. Die Tester fahnden freilich nur nach scharfen Kanten oder falscher Verarbeitung. Verbotene Weich-



Behördenchef Li
Viel Arbeit



Spielzeugproduktion (in Guangdong): Nicht nur

macher in Babypuppen? Das wäre eigentlich Sache kommunaler Lebensmittelkontrolleure, die sich angesichts leerer Haushaltskassen teure Tests oft sparen müssen.

„Dabei müsste eigentlich viel mehr kontrolliert werden“, sagt Hans-Jörg Windberg, Leiter der Produktsicherheitsgruppe bei der Bundesanstalt für Arbeitsschutz und Arbeitsmedizin. „Wir finden höchstens die Spitze des Eisbergs.“

Kennzeichnungen wie das CE-Etikett helfen wenig, obwohl das signalisieren soll, dass sich Hersteller und Importeure an europäische Vorschriften halten. „Viele der beanstandeten Produkte waren CE-gekennzeichnet“, sagt Niedersachsens Verbraucherminister Heiner Ehlen (CDU), der deshalb fordert: „Statt eines ständigen Räuber-und-Gendarm-Spiels mit den Herstellern brauchen wir klare Kennzeichnungen und eine lückenlose Rückverfolgbarkeit.“

Li Changjiang, 63, Chef der Pekinger Behörde für Produktqualität, kann sich angesichts solcher Debatten vor Arbeit neuerdings kaum noch retten. Kaum ein Tag vergeht, ohne dass sich der hochrangige Kader in den staatlich kontrollierten



in China fehlt es an Kontrollen

Medien zu Wort meldet. Seine patriotische Mission: heimische Waren vor „Dämonisierung“ durch das Ausland in Schutz zu nehmen – mal mit Argumenten, mal mit Propaganda oder gleich mit Vergeltungsmaßnahmen gegen Einfuhren ausländischer Hersteller.

Vergangene Woche strahlte Chinas staatliche Fernsehanstalt CCTV eigens eine Sonderreihe aus, die auf Deutsch in etwa den Titel trug: „Vertrauen in chinesische Produkte“. Für die aufwendige Gegenkampagne lud der Sender sogar „ausländische Verbraucher“ ins Studio, darunter einen Amerikaner, der Direktor Li zu Vorwürfen wegen angeblich fehlerhafter chinesischer Import-Autoreifen befragen durfte. Li antwortete umgehend. An den Klagen sei natürlich gar nichts dran.

Ähnlich wehrt sich Peking, wenn es um Lebensmittelexporte in die Vereinigten Staaten geht: 99 Prozent der Ausfuhren würden die Qualitätsstandards erfüllen, teilt Peking mit, als gälte es, ein Wahlergebnis auf einem KP-Parteitag zu verkünden.

Schuld an der Debatte um „made in China“ sind für die Regierung ausländische Medien, die nicht sauber berichten

würden. Einige würden Geschichten gar erfinden, schimpft Vize-Handelsminister Gao Hucheng. So drohte der Streit um Chinas Produkte vergangene Woche zu einem Handelskrieg zu werden.

Pekings Qualitätskontrolleure schlagen mit gleichen Methoden gegen das Ausland zurück: So wiesen sie angeblich mangelhafte US-Herzschrittmacher zurück. Auch importierte Pistazien und Fleischwaren aus den USA befand die Behörde als nicht sicher genug.

Gleichwohl wissen die roten Führer in Peking, dass sie westliche Ängste nicht nur von sich weisen können, ohne das Vertrauen in das Etikett „made in China“ dauerhaft zu beschädigen. Daher setzt Peking nun ein hochrangiges Team für Produkt- und Lebensmittelsicherheit ein.

Es soll ein erstes versöhnliches Signal an den Westen sein. Denn geleitet wird das Gremium von Vize-Premier Wu Yi. Und die ist Chefunterhändlerin bei den bilateralen Handelsgesprächen mit den USA.

Die beiden Riesen können nicht immer miteinander. Aber ohne einander dürfte es gar nicht mehr gehen.

MICHAEL FRÖHLINGSDORF,
FRANK HORNIG, WIELAND WAGNER

kenntlich zu zeigen. In der chinesischen Gesellschaft mit ihrem schwachen sozialen Netz bietet Guanxi oft noch den besten Schutz vor einem Absturz. Guanxi-Verpflichtungen gehen deshalb vor, zur Not auch über Gesetze und Befehle aus der Hauptstadt.

Vernetzt sind nicht nur die Produktpiraten, die in manchen Provinzen für den Großteil der Wirtschaftsleistung sorgen, sondern auch Verwaltungsbeamte bis hin zum Gouverneur, Polizisten und Richter. Deutsche in China haben dagegen normalerweise kein Guanxi – in China stehen sie damit faktisch ganz unten.

So sind auch Verfahren gegen Raubkopierer in Wahrheit oft eher chinesischer Staatszirkus als chinesische Rechtsverfolgung: Damit der Plagiator sich überhaupt stellen muss, ist üblicherweise eine saftige Bearbeitungsgebühr bei der örtlichen Verwaltungsbehörde AIC fällig, einer Art Patentpolizei – manchmal sogar eine Festnahmeprämie.

Und die Geldbußen für Fälscher fallen lächerlich gering aus. Andreas Blume, China-Experte der Industrie- und Handelskammer Pfalz, nennt für das Jahr 2003 einen Durchschnitt von 900 Euro pro AIC-Fall. Ebenso mager aus europäischer Sicht der Schadensersatz – wenn ausländische Firmen überhaupt Ansprüche durchsetzen können. Dass die erkämpfte Summe die Kosten für Privatdetektive und Anwälte

Verfahren gegen Raubkopierer sind oft nur chinesischer Staatszirkus.

deckt, gilt als Glückssache. Und manchmal versteigern AIC-Beamte die beschlagnahmten Maschinen, mit denen die Raubware hergestellt wurde, auch noch an den Höchstbietenden – das kann auch der Fälscher selbst sein.

„Früher galt die Faustformel, dass man bei einem chinesischen Produktpiraten dreimal beschlagnahmen muss, damit er sich nicht mehr erholt, heute sind es fünfmal“, unkt Ingrid Bichelmeier-Böhm, Koordinatorin für die Verfolgung von Produkt- und Markenpiraterie beim Kugellager-Hersteller Schaeffler.

Als Klassiker unter China-Frustrierten gilt der Fall der Jieyang Kentong Automobile Glass Factory, die sechs große Automarken dieser Welt gegen sich hatte, darunter DaimlerChrysler, BMW und Audi. Dreimal zwischen 1999 und 2001 schickten die Konzerne die Polizei zur Razzia vorbei: Beim ersten Mal beschlagnahmten die Fahnder 362 gefälschte Windschutzscheiben, beim zweiten Mal 3877, beim dritten Mal 7081.

Erst weigerte sich die lokale Verwaltung in Jiedong, dann die in Jieyang, das fällige Verfahren einzuleiten. Schließlich, die Sa-



WOLFGANG KUHM / PICTURE-ALLIANCE/ DPA

Chinesische Touristengruppe (vor dem Berliner Reichstag): Den Exportweltmeister Deutschland entmachten

che ging durch die internationale Presse, saß doch noch ein Firmenvertreter auf der Anklagebank, aber die Strafe lag nur bei 90 000 Euro, einem Bruchteil dessen, was die gefälschten Scheiben im Handel wert gewesen wären.

„Die Chinesen haben zu Schadensersatz-Summen ein anderes Verhältnis als wir Europäer“, resigniert VDMA-Geschäftsführer Hesse. Das Problem ist aber eher: Sie haben ein anderes Verhältnis zur Tat. Was der Volkswirtschaft nützt, kann so strafbar nicht sein. Der pfälzische China-Experte Blume sieht denn auch Hinweise, dass die Chinesen „bewusst Löcher“ oder „Manipulationsspielräume zugunsten der Rechtsverletzer“ zulassen. Und auch Hesse fragt sich angesichts des Lamentos der chinesischen Regierung, dass ihr Arm nicht ständig bis in jeden Winkel des riesenlandes reichen könne: „Wer sagt denn, dass das nicht genau so gewollt ist?“

In ihrer Ratlosigkeit haben die USA im April deshalb doch noch eine Klage bei der Welthandelsorganisation WTO gegen China eingereicht, der Vorwurf lautet auf Verletzung des geistigen Eigentums.

Die EU belässt es dagegen bei einer Drohung – für China eine Einladung, die Westmächte gegeneinander auszuspielen. Was die Amerikaner da mit ihrer Klage täten, empörte sich ein chinesischer Regierungssprecher, das schade nicht nur einem guten Miteinander in Fragen des Urheberrechtsschutzes. So etwas wirke sich natürlich auch gar nicht günstig auf den gemeinsamen Handel aus. Für Jürgen Heraeus, Aufsichtsratschef von Heraeus in Hanau und China-Sprecher beim Asien-Pazifik-Ausschuss der Deutschen Wirtschaft, eine er-

wartbare Reaktion: „Wer mit seiner Kritik an China vorangeht, trägt immer das Risiko, dass sich die Chinesen anderen zuwenden.“

Selbst wenn die Volksrepublik ihre unfeinen Beschaffungsmethoden eines Tages doch noch aufgeben müsste, woran im Westen niemand ernsthaft glaubt und in China wohl auch niemand ernsthaft denkt, bleibt ihr noch eine Alternative: der Kauf von Firmen. Kein Land hat höhere Devisenreserven, 1330 Milliarden Euro liegen für Investitionen bereit. Und nach Jahren, in denen sich das rohstoffarme Reich an Kupferminen in Sambia oder Ölgesellschaften in Kasachstan beteiligte, erwarten Experten vermehrt Einkäufe im Hightech-Bereich. So wie schon bei der PC-Sparte von IBM, die der chinesische Konzern Lenovo 2004 kaufte.

Eine Art Übernahmeversuch soll es jüngst auch schon in Deutschland gegeben haben. Weil der Kandidat jedoch keine Firma, sondern ein Forschungsinstitut war, soll er noch mal auf die klassische Weise abgelaufen sein: feindlich, mit geheimdienstlichen Mitteln.

In einem Stuttgarter Forschungsinstitut hatte es ein chinesischer Wissenschaftler, Spezialist für temperaturresistente Metalle, auf eine leitende Stelle gebracht; im Laufe der Zeit holte er immer mehr Landsleute nach. Deutsche dagegen bekamen in der Abteilung Probleme und gingen. „Einen nahezu abgeschotteten chinesischen Wirkungskreis“ habe sich der Forscher geschaffen, heißt es im China-Bericht des Verfassungsschutzes, eine Kontrolle sei kaum mehr möglich gewesen.

Aber wohl nötig: Ständig hatte der Chinese Kontakt zu seiner Botschaft, übte gleichzeitig noch ein Lehramt in China aus, und wenn er nicht im Haus war, übernahm seine Frau die Rekrutierung von Landsleuten und forderte von den Mitarbeitern regelmäßig Tätigkeitsberichte an – dabei war die Frau im Institut nicht mal angestellt.

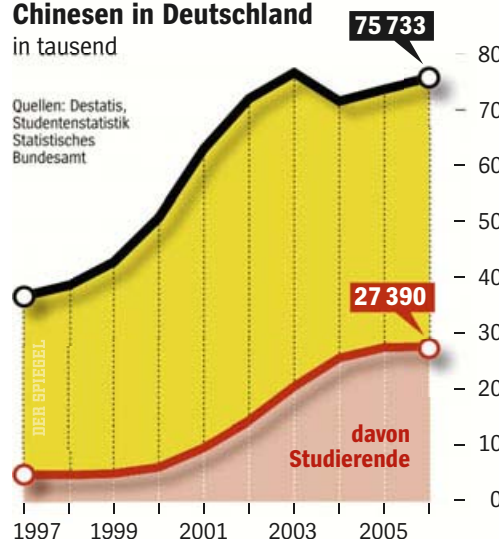
Spionage oder nicht? Der deutschen Institutsleitung war die Sache schließlich nicht mehr geheuer, sie stutzte den Freiraum, den sich der Forscher genommen hatte. Der kündigte seine Stelle – und zog weiter. Inzwischen hat der Mann einen Lehrauftrag an einer US-Universität angenommen.

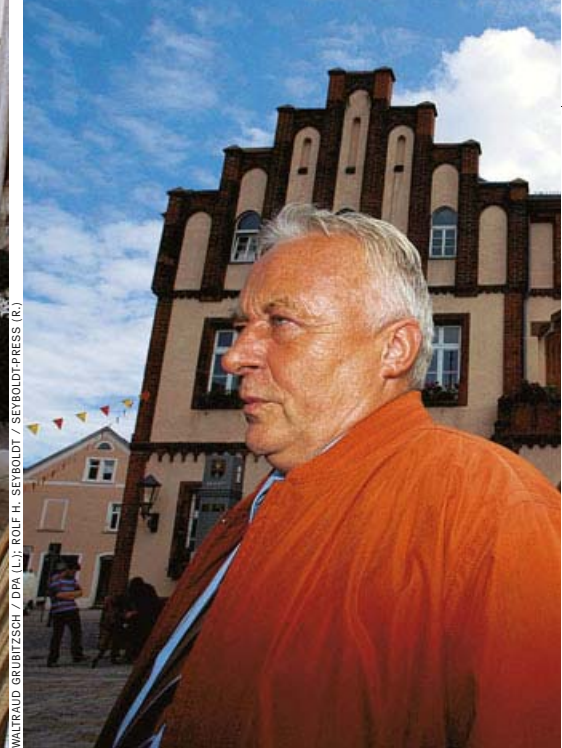
JÜRGEN DAHLKAMP,
MARCEL ROSENBACH, JÖRG SCHMITT,
HOLGER STARK, WIELAND WAGNER

Chinesen in Deutschland

in tausend

Quellen: Destatis,
Studentenstatistik
Statistisches
Bundesamt





WALTRAUD GRUBITZSCH / DPA (L.); ROLF H. SEIBOLDT / SEIBOLDT-PRESS (R.)

Indische Gewaltopfer auf dem Döbelner Marktplatz, Bürgermeister Deuse: „Medienrelevanter Fall“

EXTREMISMUS

Rituale der Hilflosigkeit

Die Debatte um die Hetzjagd auf acht Inder im sächsischen Mügeln ist in der Bundeshauptstadt angekommen. Doch welche Konzepte können im Osten die Zivilgesellschaft stärken?

Selbst wenn die ganze Republik noch rätselt, in der „letzten Instanz“ haben sie längst ihr Urteil gefällt. Hinter dem Tresen der Mügeln Kneipe, keine 100 Meter vom Tatort entfernt, hat sich die Kellnerin ihr eigenes Bild gemacht. „Die werden schon nicht so ganz unschuldig gewesen sein, die Inder“, verkündet die rundliche Frau. Und überhaupt: Wenn sich Deutsche hier den Schädel eingeschlagen hätten, wäre das gerade mal eine Meldung in der Lokalzeitung wert gewesen. „Genau“, murmelt der Gast am Nachbartisch über Bier und Korn, „einen der Inder haben die auch noch per Haftbefehl gesucht.“

Weil auch eine Woche nach dem Übergriff auf acht Inder in dem sächsischen 4700-Seelen-Ort nicht vollständig geklärt ist, was am vorvergangenen Samstag im Festzelt vor dem Rathaus genau passierte, kann sich jeder seine eigene Wahrheit suchen – nicht nur in Mügeln.

Bundeskanzlerin Angela Merkel zeigt sich beschämt, Aufbau-Ost-Minister Wolfgang Tiefensee spricht von einem „unerträglichen Gewaltexzess“, Bundestagsvizepräsident Wolfgang Thierse erinnert an die „autoritäre Erbschaft aus DDR-Zeiten“. Und SPD-Chef Kurt Beck wärmt die Idee eines Verbots der NPD auf.

Kurzum: Es wird geächtet, gedeutet, gefordert wie immer. Die einen warnen vor

dem Dramatisieren, die anderen vor dem Bagatellisieren. Es ist alles im Angebot. Wie damals in Guben, in Potsdam, in Pretzien, in Leipzig, in Halberstadt. Es ist ein Schwall, der vor allem eines ausdrückt: die Hilflosigkeit der Regierenden.

An solchen Tagen der kollektiven Empörung ist Anetta Kahane gefragt wie selten, 40- bis 50-mal am Tag klingelt ihr Handy: Morgens das Deutschlandradio, mittags die „taz“, und am Abend sitzt sie im „Heute Journal“. Und alle wollen dasselbe von ihr, eine Antwort auf die Frage: Warum? Warum passiert das immer wieder, warum im Osten? Was ist das Problem?

Manchmal ist Anetta Kahane, Vorsitzende der Amadeu-Antonio-Stiftung gegen Rechtsextremismus, geneigt zu antworten: Ihr seid es, weil ihr immer nur fragt, wenn es knallt, weil ihr nur in den Osten fahrt, wenn es Glatzen zu filmen gibt, weil ihr die Politik nur in die Pflicht nehmt, wenn es zu spät ist. Aber meistens lässt sie es dann, weil sie die zwei, drei, vier Tage im „zweifelhafte Glück“ nutzen will, wenn es wieder „einen medienrelevanten Fall“ gibt: „vor allem um den Leuten vor Ort zu helfen“, die gegen Rechtsextremismus aufstehen. Es sind nur kurze Zeitfenster, und die müsse man nutzen: „Wir haben dann mehr Aufmerksamkeit, die Initiativen kriegen einen Auftrieb, manchmal auch Hilfe von staatlicher Seite.“

Bis das Fenster wieder zuschlägt.

Kahane, 53, beobachtet das Erregungsritual nach rechtsextremen Übergriffen schon seit 16 Jahren, die Wellen aus Entsetzen und Entrüstung, das Rufen nach Strafen und Geld. Und wenn sie eines gelernt hat in all den Jahren, dann das: Jeder ist betroffen, aber keiner so richtig zuständig. Kahane und Kollegen klagen über Bürokratie, Kompetenzwirrwarr und mangelnden politischen Willen über die Erregungsmomente hinaus.

So war es abzusehen, dass sich die Debatte vorige Woche aus der sächsischen Provinz in die Hauptstadt verlagerte – und einen koalitionsinternen Streit entfachte. Der Landkreis Torgau-Oschatz, in dem Mügeln liegt, hatte sich nämlich für ein Förderprogramm des Bundes gegen Rechtsextremismus beworben. Das Projekt wurde abgelehnt, weil das sächsische Sozialministerium gemeinsam mit dem Beirat „Welt-offenes Sachsen“ andere Regionen im Freistaat als anfälliger einschätzte.

Solche Feinheiten ließ Aufbau-Ost-Minister Tiefensee (SPD) locker außer Acht, als er seiner Kabinettskollegin Ursula von der Leyen (CDU) vorwarf, ihr zuständiges Familienministerium habe dem Thema Rechtsextremismus nicht die nötige Bedeutung beigemessen.

4500 Initiativen gibt es im Land, die sich mit den Ursachen und Folgen brauner Gesinnung befassen, 192 Millionen Euro hat allein der Bund in den vergangenen fünf Jahren ausgegeben.

Jedes einzelne Projekt scheint sinnvoll. Aber nicht jedes Dorf kann sein eigenes Projekt bekommen. Zumal Arbeitslosigkeit und soziale Unsicherheit nur bedingt als Erklärungsmuster taugen. Bedeuten-der, meint Friedemann Bringt, Projektleiter der mobilen Beratungsteams in Sachsen, sei die fehlende Fähigkeit zur Empa-

thie, dem Mitfühlen, Hineinfühlen in die Situation anderer. Gewalt, so Bringt, werde im Osten von vielen als legitimes Mittel akzeptiert. Hier herrsche, bestätigt der Berliner Theologe Richard Schröder, „ein größerer Mangel an Zivilität“.

Doch wie stärkt man eine Zivilgesellschaft? Wieso rufen Passanten auf einem

Weinfest bei Mainz die Polizei, als rechte Schläger vorletztes Wochenende zwei Afrikaner attackieren? Und wieso wird, zu oft, im Osten zugeschaut? Experten wie der Extremismusforscher Wilhelm Heitmeyer klagen, es gebe längst Orte, an denen die Kämpfer gegen Rechtsextremismus auf verlorenem Posten stehen, weil

sich dort ein feindseliges Klima gegen Minderheiten oder auch die Politiker „da oben“ als normal durchgesetzt habe. Der Erfolg eines Projekts hänge davon ab, wie gut es in der jeweiligen Gemeinde vernetzt ist, zum Beispiel mit der Freiwilligen Feuerwehr, dem Karnevalsclub oder anderen Vereinen. Jede Idee braucht Vertreter, Vor-

„Gefährlicher Boden“

Familienministerin Ursula von der Leyen (CDU) über Rechtsextremismus in Ostdeutschland

SPIEGEL: Frau Ministerin, wie kommt es, dass vor allem in Ostdeutschland immer wieder rechte Schläger Jagd auf Ausländer machen?

Von der Leyen: Höhere Arbeitslosigkeit, weniger sinnvolle Freizeitangebote, gebildete junge Menschen, insbesondere Frauen, die bestimmte Regionen verlassen: So entsteht ein gefährlicher Boden. Aber das ist keine Entschuldigung für solche Niedertracht.

SPIEGEL: Die Bundesregierung will noch einmal mehr Geld für den Kampf gegen Rechtsextremismus ausgeben. Glauben Sie, der Frauenmangel ließe sich durch ein Mehr an Sozialarbeitern ausgleichen?

Von der Leyen: Es geht darum, das Übel an der Wurzel zu packen. Die Rechtsextremen haben überall dort Zulauf, wo junge Männer zu sehr auf sich gestellt sind und ihnen Perspektiven fehlen. Wir sind entschlossen, das Vakuum gemeinsam mit den Sport- und Jugendverbänden zu füllen und die Programme gegen Rechtsextremismus gezielt einzusetzen.

SPIEGEL: SPD-Chef Kurt Beck will einen neuen Anlauf für ein Verbot der rechtsradikalen NDP unternehmen. Eine gute Idee?

Von der Leyen: Ich teile die Bedenken von Verfassungsjuristen, die sagen: Das geht nicht. Ein Verbot ändert auch nichts am Grundproblem.

SPIEGEL: Auch der Zentralrat der Juden sagt, dass bei der Bekämpfung von Rechtsextremen Härte gefragt ist. Das Thema sei deshalb besser im Innenministerium aufgehoben als bei Ihnen.

Von der Leyen: Das wäre viel zu kurz gesprungen. Wir brauchen beides: Repressionen gegen Rechtsextreme und Polizeipräsenz vor Ort sind ebenso wichtig wie eine Jugendarbeit, die Kinder stark macht.

SPIEGEL: Ihr Kabinettskollege Wolfgang Tiefensee von der SPD wirft Ihnen vor, Sie hätten Ihren Teil zur Problembekämpfung bislang vernachlässigt.

Von der Leyen: Ich habe unser Konzept in Meseberg im Detail vorgestellt, und das gesamte Kabinett steht dahinter. Wir haben die Finanzierung der Programme, die von der Vorgängerregierung noch befristet waren, auf Dauer gesichert. Und wir geben für den Kampf gegen



Christdemokratin von der Leyen: „Dumme Kritik“

Rechtsextremismus deutlich mehr aus als in den vergangenen Jahren. Fünf Millionen Euro stehen allein für die Finanzierung von mobilen Krisenteams bereit, die auch in Mügeln sofort vor Ort waren und sich um die Opfer und um die Gemeinde gekümmert haben.

SPIEGEL: Der Landkreis Torgau-Oschatz, zu dem Mügeln gehört, hatte Fördergelder für den Kampf gegen Rechtsextreme beantragt. Ihr Ministerium lehnte ab.

Von der Leyen: Das ist falsch. Die Länder und kommunalen Spitzenverbände müssen am besten wissen, wo die Probleme

sind. Deshalb haben wir verabredet, dass die Verantwortung dafür, welche Gemeinden dem Bund zur Förderung vorgeschlagen werden, bei den Ländern liegt. Torgau-Oschatz tauchte auf dieser Prioritätenliste nicht auf. Was vom Land nicht beantragt wird, kann nicht gefördert werden.

SPIEGEL: Dann reicht das Geld offenbar nicht für alle Regionen, in denen eine Förderung dringend nötig wäre.

Von der Leyen: Im Fall Mügeln werden wir nach den jüngsten Ereignissen natürlich etwas unternehmen. Es wird aber auch in Zukunft vorkommen, dass Anträge abgelehnt werden. Nicht jedes geplante Projekt hat Hand und Fuß. Eine Kommune muss sehr konkrete Vorschläge machen, um 100 000 Euro Förderung vom Bund zu erhalten. Mit Aktionismus wird es uns nicht gelingen, zivilgesellschaftliche Strukturen gegen Rechtsextremismus aufzubauen.

SPIEGEL: Wie lange wird es dauern, bis solche Strukturen in Ostdeutschland entstehen?

Von der Leyen: Mit der Wende sind Angebote weggefallen, die nur ganz langsam wieder aufgebaut werden. Das geht nicht von heute auf morgen; das kann nicht allein der Bund regeln oder verordnen. Hier muss sich jeder fragen, was er beitragen kann.

SPIEGEL: Konservative Kritiker glauben, der Rechtsextremismus im Osten hänge auch mit fehlenden Familienstrukturen und der verstaatlichten Erziehung in der DDR zusammen. Ausgerechnet diesem schlechten Vorbild würden Sie mit Ihren Ausbauplänen für die Kleinkindbetreuung nun nacheifern.

Von der Leyen: Diese Kritik ist billig und dumm. Wer einen Zusammenhang herstellt zwischen Kita-Betreuung und Rechtsextremismus, hat vom Thema keine Ahnung. In Skandinavien, Frankreich und Großbritannien gibt es für Kleinkinder seit vielen Jahrzehnten gute Kinderbetreuung, in die die Eltern stark eingebunden sind. Dort sind die Kinder tolerant, weltoffen und gebildet, das verbessert ihre Lebensperspektiven. Das ist der beste Schutz gegen Verführbarkeit durch Extreme.

INTERVIEW:
ALEXANDER NEUBACHER, RENÉ PFISTER

kämpfer, Multiplikatoren – auch die der Demokratie.

Der Sozialwissenschaftler Rainer O. Neugebauer, beobachtet seit Jahren die Grenzen und Möglichkeiten zivilgesellschaftlichen Engagements, „wenn das Rauschen im Blätterwald“ erst mal vorbei ist. So auch in Halberstadt, wo Neonazis im Juni mehrere Schauspieler nach einer Theaterpremiere verprügelt hatten. Schon nach zwei Monaten ist Neugebauer eher ernüchtert als erfreut, weil die Kommune sich zwar rhetorisch zum Widerstand bekennt, dann aber doch zu wenig Geld rausrickt, wenn es um Jugendarbeit geht.

In Pretzien, 20 Kilometer südöstlich von Magdeburg, glaubten die Bürger eine Strategie gegen ihre Dorf-Nazis gefunden zu haben. Sie integrierten sie, in Vereinen, im Chor, bei der Freiwilligen Feuerwehr. Es funktionierte – bis zum Sommer 2006. Da lud der Heimatbund Ostelbien e. V. zum

Freiwillige Feuerwehr hat abgestimmt, ob der Kamerad, der wegen „öffentlicher Billigung des Holocausts“ bestraft wurde, Mitglied bleiben darf. Er darf. „Wenn die Justiz ihm Bewährung gibt, müssen wir das doch auch“, sagt einer der Feuerwehrleute.

Ein Gemeinderatsmitglied gibt zu, die 940 Einwohner seien „zerstritten“. Die einen sind sauer auf ihr Dutzend Rechtsradikale, die anderen wollen nur Gras über das Geschehene wachsen sehen. „Wurde doch niemand verletzt“, sagt jemand, „war doch nur Papier.“

Reue ist nicht zu erwarten. Auch nicht zu den Jagdszenen von Mügeln. Auf einer Internet-Seite („Störtebeker-Netz“) feiern die Rechten die Hatz gegen die acht Inder: „Das war wie ein kleiner Volksaufstand.“ Kleinstädte seien „von multikulturellen Errungenschaften bislang weitestgehend verschont geblieben“, deshalb habe man gerade dort noch „ein recht gesundes Volksempfinden“. Fazit: „Mügeln lässt hoffen.“ So klar die Frontlini-

Wermsdorf. Er will die Inder auf Schadensersatz verklagen. Nach seiner Darstellung hätten die Inder einen älteren Mann auf der Tanzfläche umhergestoßen und seien daraufhin von den Festbesuchern umkreist worden. Die Inder hätten Bierflaschen den Boden abgeschlagen und damit gedroht. Eine dieser Flaschen, behauptet K., habe ihn dann am Hals getroffen. Die Wunde sei mit zwölf Stichen genäht worden. Daraufhin sei die Lage eskaliert. Kulvir Singh und seine Freunde bestreiten, „eine Bierflasche in der Hand gehabt“ zu haben.

Der dramatische Fortgang des Altstadt-festes ist weitgehend dokumentiert. Die acht Inder rannten, von einer etwa 50-köpfigen Meute verfolgt, über den Markt zum Picobello. Dort schlossen sie sich ein, die aufgepeitschte Menge versuchte, die Pizzeria zu stürmen. Scheiben gingen zu Bruch, ein Auto wurde demoliert, Vorder- und Hintereingang aufgebrochen.



Von Rechtsextremen angegriffene Schauspieler, Neonazi-Aufmarsch in Halberstadt (2006): „Ein größerer Mangel an Zivilität“

Dorffest und einem großen Feuer, und plötzlich forderte ein Vereinsmitglied, „alles Artfremde dem Feuer zu übergeben“. Eine US-Flagge flog in die Flammen und die Taschenbuchausgabe des „Tagebuchs der Anne Frank“ gleich hinterher. „Alles Lug und Trug“, soll der Werfer gesagt haben. Der Bürgermeister und rund 80 Festbesucher sahen zu, taten nichts.

Ein gutes Jahr nach der Bücherverbrennung sei die Stadt in zwei Lager geteilt, berichtet ein Familienvater, der anonym bleiben will: „Hier die einen, die die Neonazis schützen, und dort die anderen, die etwas tun wollen.“ Die anderen haben jetzt eine Initiativgruppe gegründet, klären auf über Rechtsextremismus. Kürzlich las die Schauspielerin Iris Berben im Dorf aus „Anne Frank“. Mitten in der Veranstaltung sei einer der Neonazis hereingekommen und habe mit einer Videokamera gefilmt. „Da kriegen sie Angst“, sagt der Mann.

Fünf Bücherverbrenner, die zu neun Monaten Haft auf Bewährung verurteilt wurden, wohnen weiterhin in Pretzien. Die

en also sind, so diffus scheinen bislang die Hintergründe. Sicher ist, dass bis Mitternacht im Festzelt alles friedlich verlief. Klar, sagt Bürgermeister Gotthard Deuse (FDP), seien auch Rechte auf dem Marktplatz gewesen. Doch die seien halt immer da.

Der Ortschef hatte sich bereits zur Nachtruhe begeben, als es gegen 0.30 Uhr, so die Rekonstruktion der Polizei, auf der Tanzfläche eine Rangelei gab. Weshalb, darüber gibt es verschiedene Versionen. Kulvir Singh, einer der erheblich verletzten Inder, sagt, sie seien noch keine zwei, drei Minuten im Zelt gewesen, als die Stimmung kippte. Offenbar hatte einer der Inder mit der deutschen Bedienung der indischen Pizzeria Picobello getanzt. Daraufhin seien Singh und seine Landsleute auf der Tanzfläche herumgestoßen worden. Als die das Zelt verlassen wollten, hätten sie in einer Wolke aus Pfefferspray gestanden – bis Singh vermutlich durch einen Schlag mit der Bierflasche zu Boden ging.

Es gibt auch einen deutschen Zeugen, Ronny K., 21-jähriger Dachdecker aus

Erst 70 angeforderte Polizisten konnten die Meute auseinanderreiben. Eine Meute, die sich offenbar spontan gebildet hatte und deren gemeinsamer Nenner die Abneigung gegen Fremde war.

In Mügeln brauchte es mithin keinen organisierten rechten Sturmtrupp, um eine pogromartige Stimmung zu entfachen – gegen Menschen, von denen Bürgermeister Deuse glaubte, dass sie, nach zwölf Jahren im Ort, „doch voll integriert sind“.

Deuse weiß nicht mehr, was richtig ist und was falsch. Und er befürchtet, dass der Schaden für seinen Ort langfristig ist.

90 Kilometer östlich, in Hoyerswerda, ist so ein Schaden zu beklagen. Vor ein paar Wochen hat die Hotelkette Achat den Namen eines ihrer Häuser geändert. Aus dem Achat Hotel Hoyerswerda wurde das Achat Hotel Lausitz. Zu sehr stand Hoyerswerda für das erste Pogrom der deutschen Nachkriegszeit. Die Tat ist 16 Jahre her. Aber sie wirkt fort.

MARKUS DEGGERICH,
ALEXANDER NEUBACHER, FELIX WADEWITZ,
STEFFEN WINTER



Wahlkreis-Besucher Steinmeier*

Jeder Landrat hat mehr Basiserfahrung

fer war es wert. „Die Leute waren offen, neugierig und ansprechbar, das hat mich doch sehr ermutigt“, sagt er.

Vier Tage lang hat der Außenminister den Bundestagswahlkreis 60 besucht, einen kargen, flachen, dünnbesiedelten und armen Landstrich im Westen Brandenburgs. Er ist geradelt und mit dem Bus gefahren, er hat das ehemalige Zisterzienserkloster in Lehnin besichtigt und vom Dach des Kraftwerks Premnitz auf die traurigen Reste des VEB Chemiefaserwerks „Friedrich Engels“ geblickt. Und er hat dabei immer Kontakt zum Wahlvolk gesucht, das ihn in zwei Jahren als Abgeordneten ins Parlament schicken soll.

Als Wahlkämpfer ist der Ostwestfale ein blutiger Anfänger. Der 51-jährige Doktor der Rechte hatte noch nie ein Parteiamt, hat weder eine Wahl gewonnen noch jemals auf einem Parteitag geredet. Jeder Landrat hat mehr Basiserfahrung als der Bundesaußenminister.

Doch das soll sich nun ändern. Steinmeier will in den nächsten Bundestag einziehen und im Herbst zu einem der drei Stellvertreter von SPD-Chef Kurt Beck gewählt werden.

Das ist ein rasanter Aufstieg, denn noch vor zwei Jahren schien seine Karriere beendet, als Gerhard Schröder abgewählt wurde und sein Kanzleramtschef Steinmeier damit auch. Doch der Mann mit dem markant-weißen Haarschopf konnte bleiben, für den Juniorpartner SPD übernahm er in der Großen Koalition das Auswärtige Amt.

Wer da sitzt, ist stets beliebt beim Volk, und so überstand Steinmeier im vergangenen Winter nahezu unbeschadet die Affäre um den Guantanamo-Häftling Murat Kurnaz. Inzwischen ist er der populärste Politiker, den die SPD vorweisen kann, und wird sogar als realistische Alternative zum schwächelnden Parteichef Kurt Beck

KABINETT

Ein stiller Präventivkrieg

Außenminister Frank-Walter Steinmeier drängt in die Parteipolitik.

Zielstrebig bereitet er sich auf höhere Aufgaben vor – und konkurriert so mit SPD-Chef Kurt Beck und Kanzlerin Angela Merkel.

Es ist schon verdammt schwer, mit wildfremden Leuten ins Gespräch zu kommen. Worüber soll man schon reden? Wo man herkommt? Wie das Wetter ist?

Frank-Walter Steinmeier hat einen Weg gefunden. Er ist ein bisschen umständlich, man kann auch sagen bürokratisch. Aber so ist er halt, der Bundesminister für Auswärtiges. „Wie heißen Sie“, fragt Steinmeier, und wie, bitte, schreibt man das? Karsten mit K oder mit C? Kathrin mit H? Herr Feitel oder Herr Pfeitel?

Dann nimmt er den silberfarbenen Kugelschreiber und drückt ihn auf die Autogrammkarte mit dem blässlich blauschimmernden Porträtfoto. Steinmeier arbeitet präzise und ordentlich. Er schreibt auf den schmalen weißen Rand unter dem Foto.

Es sind kurze Widmungen, wie die für Herrn Veitel, der sich mit V schreibt. Er selbst zeichnet mit „Frank Steinmeier“, das ist schneller.

So geht das beinahe eine Stunde lang beim Grillfest der SPD im Bierzelt auf dem Burghof Ziesar. Es regnet, die Burgmusikanten packen ihre Instrumente ein, aber Steinmeier fragt und schreibt noch immer. Als es zu dunkel wird, funktioniert er sein Handy zur Taschenlampe um und macht im bläulichen Schimmer des Displays weiter.

Am nächsten Morgen stellt der Minister fest, dass er im Getümmel sein 400 Euro teures Telefon verloren hat. Aber das Op-

* Oben: am vergangenen Mittwoch bei einer Floßfahrt auf der Havel in Rathenow; unten: mit US-Außenministerin Condoleezza Rice.



Staatsmann Steinmeier*

Rasanter Aufstieg

gehandelt, wenn es um die Kanzlerkandidatur geht.

„Kurt Beck kann sich darauf verlassen, dass ich ihm loyal zuarbeite“, beteuert Steinmeier zwar, und Vertraute des Ministers versichern, er wolle wirklich nicht Kanzlerkandidat werden. Aber würde er tatsächlich nein sagen, wenn man ihn fragte?

Die Genossen haben registriert, wie beherzt Steinmeier zugegriffen, als im Frühjahr ein Posten als Parteivize zu haben war. Mangel an Ehrgeiz oder Selbstbewusstsein mag ihm wohl niemand unterstellen, und das sorgt für eine gewisse Aufladung der Atmosphäre in den sozialdemokratischen Reihen.

Noch spannungsreicher allerdings ist das Verhältnis Steinmeiers zu Angela Merkel. Die machtbewusste Kanzlerin und CDU-Vorsitzende hat den Kabinettskollegen als möglichen Rivalen identifiziert und einen stillen Präventivkrieg gegen ihn eröffnet.

Die Kurznachrichten, die das Bundespresseamt der Kanzlerin mehrmals am Tag aufs Handy sendet, sind schon ihrem Erkenntnisinteresse angepasst: Steinmeier hole in der Beliebtheitsskala zu Merkel auf, stand am Donnerstagmittag auf ihrem Display, Beck wurde nur im Nachsatz behandelt – der liege in einer Forsa-Umfrage für N-tv auf Platz sieben.

Merkel versucht, die Erfolg und Popularität versprechenden Themen der Außenpolitik zu kapern – und die riskanten Bereiche bei Steinmeier abzuladen. So wendet sich die Kanzlerin auch nach dem Ende der deutschen EU-Ratspräsidentschaft keineswegs den drängenden Aufgaben der Innenpolitik zu. Diese Woche ist sie in China und Japan, bis zum Jahresende geht es zudem noch nach Indien und Afrika.

Nebenbei fliegt Merkel Ende September nach New York zur Eröffnung der 62. Uno-Generalversammlung. Traditionell spricht dort für Deutschland der Außenminister, doch die Kanzlerin möchte sich den prestigeträchtigen Auftritt nicht entgehen lassen – zumal es dann ja zugleich einer weniger für Steinmeier ist.

Auch mit ihrer spontanen Stippvisite nach Grönland, wo sie sich vorvergangene Woche auffällig rotbejackt vom dänischen Ministerpräsidenten Anders Fogh Rasmussen vor pittoresker Eisbergkulisse Folgen des Klimawandels erläutern ließ, wischte sie Steinmeier einen aus: Der lässt bereits seit Anfang des Jahres eine Reise Richtung Nordpol vorbereiten, um Fragen der Energie- und Klima-Außenpolitik zu thematisieren. Doch wenn er diesen Montag in den hohen Norden aufbricht, war Angela Merkel längst da.

Nicht einmal den Nahen Osten, einst Joschka Fischers Spezialgebiet, will sie dessen Nachfolger überlassen.

Im Frühjahr bedrängte sie Israels Premierminister Ehud Olmert, ihren Sicherheitsberater Christoph Heusgen als eine Art Schiedsrichter für die Lösung israelisch-palästinensischer Konflikte zuzulas-

sen. Damals rief Steinmeier Merkel an und protestierte – weitgehend vergeblich. Immerhin darf einer von seinen Leuten Heusgen seither bei Reisen in den Nahen Osten begleiten. Dreimal war das diskrete Duo jetzt in der Krisenregion; unter Diplomaten gilt das Projekt zwar als gescheitert, da weder Palästinenser noch Israelis besonderes Interesse zeigen, doch Merkel legt Wert auf Präsenz. So durfte Heusgen nicht mit nach Grönland, die Kanzlerin hielt eine erneute Mission nach Jerusalem und Ramallah für dringlicher.

Das Kalkül ist offensichtlich: Falls es doch zu Fortschritten in dem jahrzehntelangen Konflikt kommt, kann die deutsche Regierungschefin behaupten, sie habe über ihren persönlichen Kanal hinter den Kulissen mitgewirkt.

Steinmeier reagiert eher defensiv auf die Reviervertretungen der Kanzlerin: Er belässt es bei kurzen Protesten und gelegentlichem Meckern in interner Runde. Und er weicht in immer kleinere Nischen aus, in die selbst Merkel nicht mehr folgen mag: So kümmert er sich aufopferungsvoll um die Modernisierung der Auswärtigen Kulturpolitik oder die Kontakte zu Zentralasien.

Dadurch gerät der SPD-Minister zunehmend in eine Rolle, in der seine Chefin ihn gern sähe: als Zuarbeiter, der diskret komplizierte Prozesse managt, aber rechtzeitig zurücktritt, wenn der Glanz des Erfolgs zu strahlen beginnt – oder als einer, der Schuld hat, wenn die Sache schief läuft.

Vielleicht glaubt Steinmeier nach Jahren als Kanzleramtschef zu sehr an die Autorität der Regierungszentrale, als dass er sich heute ihren Wünschen widersetzen könnte. Vielleicht fehlt ihm auch einfach die Bereitschaft, Konflikte zu riskieren und auszutragen.

Bislang ist er damit ja auch sehr gut gefahren: Als graue Eminenz im Kanzleramt unter Schröder konnte er vor allem Streit entschärfen, beilegen und schlichten – was eher seinem Naturell entspricht.

Steinmeier versteht viel von Sachzwängen und Kompromissen, aber weniger von Wünschen, Sorgen und Ängsten. Im Konflikt mit dem gemeinen Volk wirkt das bisweilen recht unsouverän.

Wie an der Universität Potsdam, wo Steinmeier kürzlich vor Studenten über „Friedenspolitik für unsere Zeit“ sprach:



Kanzlerin Merkel: Themen gekapert



SPD-Chef Beck: Auf Platz sieben

Der Saal war voll, 500 Zuhörer saßen auf den Bänken, als der Minister mit einem Politikprofessor über Russland, China und Afghanistan diskutierte.

Eine Studentin wollte wissen, wie denn Friedenspolitik mit dem Anti-Terror-Krieg der USA zu vereinbaren sei. Und atemlos leitete sie zum Schicksal von Murat Kurnaz über, der viereinhalb Jahre in Guantanamo einsaß.

Allen im Saal war klar: Die Frau wünschte sich eine persönliche Erklärung, warum Steinmeier als Kanzleramtschef nicht mehr für Kurnaz' Befreiung getan habe.

Allen war das klar, nur nicht dem Minister. Er holte weit aus, er redete über die „reale Welt“, kam zu den Menschenrechten in Zentralasien und referierte „gemeinsame europäische Positionen“ im Umgang damit.

Als die Studentin schüchtern entgegnete, jetzt habe er aber an ihr vorbeigeredet, platzte Steinmeier der Kragen: Zu Kurnaz habe er doch schon alles Nötige im Untersuchungsausschuss des Bundestages erklärt.

Der Rest des Abends geriet zur Peinlichkeit. Der Minister konterte nicht, wenn ein Querulant kam, er beschwichtigte nicht, wenn einer zürnte, er warb nicht, wenn jemand unsicher war.

Schwer vorstellbar, wie Steinmeier mit diesem Kommunikationsstil einen Bundesparteitag auf seine Seite ziehen will. Seine Gedankengänge sind komplex, oft kompliziert, und er holt meist weiter aus, als die Zuhörer folgen können oder wollen.

Dabei braucht Steinmeier in den nächsten Monaten nichts mehr als Überredungskunst. Denn auf dem Hamburger Parteitag Ende Oktober will er nicht nur mit satter Mehrheit zum SPD-Vize gewählt werden. Er muss auch die Zustimmung der zaudernden Genossen für den in der Partei umstrittenen Afghanistan-Einsatz gewinnen.

Intern wirbt Steinmeier seit Wochen für einen Kurswechsel in der Afghanistan-Politik. Er will mehr Geld und mehr Soldaten, er plädiert für mehr Risiko, sogar für einen Einsatz der Truppe im umkämpften Süden.

Doch damit sitzt der Außenminister zwischen allen Stühlen. Die Kanzlerin hält sich dezent zurück, ihrer Ansicht nach muss am Afghanistan-Einsatz nicht viel ge-

ändert werden. Und Steinmeier traut sich nicht, Merkel offen anzugehen und zu einem Kurswechsel zu bewegen. Denn er kann nicht auf den bedingungslosen Rückhalt seiner Partei hoffen: Die Genossen sind in dieser Frage entzweit, Teile der Basis fordern gar ein komplettes Ende des deutschen Engagements am Hindukusch.

Gerade erst musste der Minister in einer kleinen SPD-Führungsrunde zugestehen, dass der umstrittenste Teil des Einsatzes, die Bereitstellung von 100 Spezialkräften für den Anti-Terror-Krieg, erst nach dem Parteitag der Sozialdemokraten im Parlament behandelt wird.

Regierung und Bundestag wollen erst entscheiden, wenn die Mehrheit auf dem Parteitag steht. Und Steinmeier muss sie besorgen.

Er hat sich dafür zwar die Unterstützung der Parteigranden gesichert. Doch in Hamburg wird er allein am Rednerpult stehen. Es wird seine erste Rede auf einem Parteitag sein. Vielleicht ist es dann mit dem steilen Aufstieg erst einmal vorbei.

RALF BESTE

PARTEIEN

Rote Warnlampen

Mit ihrem Übertritt zur Linken hat die ehemalige Grünen-Abgeordnete Barbara Spaniol dem Saarland über Nacht ein Fünf-Parteien-Parlament beschert.

Landtags wird Barbara Spaniol, 43, durch den Parteiwechsel wohl verlieren. Sie droht zwar, das Amt notfalls vor dem Verfassungsgerichtshof einzuklagen. Doch bei der Präsidiumssitzung am vergangenen Donnerstag, berichten Anwesende, habe sie wie eine „ferngesteuerte Marionette“ gewirkt und nur eine schriftliche Protokollerklärung abgegeben. Beim ersten Plenumstag an diesem Mittwoch, bei der gleich über die Neubesetzung des Amtes abgestimmt werden soll, muss Spaniol in der letzten Reihe Platz nehmen. „Ich weiß, ich habe viel aufgegeben“, sagt sie, „aber

nannte Luftrezepte – beginnt voraussichtlich im Herbst. Er bestreitet die Vorwürfe.

Durchhaltevermögen hat Spaniol sowohl in ihrer Ehe als auch bei Marathonläufen bewiesen. Nebenbei versuchte sie, Kind und Karriere unter einen Hut zu bringen. Fünf Monate nach der Geburt ihres Sohnes kehrte die damalige Frauenbeauftragte beim saarländischen Landtag an ihren Schreibtisch zurück. Der Kleine besuchte eine Kita, französische Erzieherinnen zum frühkindlichen Spracherwerb inklusive. „Ich bin nun mal so eine überzeugte Ganztagsbetreuungsmutter“, sagt Spaniol, „Betreuung bedeutet für mich in erster Linie Bildung, gerade bei einem Einzelkind.“

Wie dieses durchaus zeitgemäße Statement mit den konservativen Thesen von Christa Müller, 51, zu vereinbaren ist, kann Spaniol allerdings kaum erklären. Einem innerparteilichen Zwist mit der Ehefrau von Lafontaine, Vorstandsmitglied der Saar-Linken und ebenfalls Mutter eines Einzelkindes, glaubt Spaniol ausweichen zu können. „In diese Falle lasse ich mich nicht locken. Ich finde das Wort Herdprämie ebenso diskriminierend wie das Wort Rabenmutter.“

Die ehemaligen Parteikollegen schütteln da nur ungläubig den Kopf. „Auch beim Thema Bergbau wird sie gehörig ins Rudern kommen“, prognostiziert Grünen-Fraktionschef Hubert Ulrich. Die Grünen an der Saar sind erklärte Bergbaueegner – Lafontaine hingegen will auch mit Hilfe der enttäuschten Kumpel bei der Landtagswahl 2009 zweitstärkste Partei werden.

Spaniol beteuert, dass es bundespolitische Streitthemen wie Rente mit 67, Hartz IV und die Auslandseinsätze der Bundeswehr gewesen seien, derentwegen sie sich nicht mehr mit den Grünen habe identifizieren können. Parteintern, so wundern sich alte Weggefährten, habe sie diese Bedenken indes nie geäußert. „Ich wurde weder angeworben, noch habe ich mich angedient“, behauptet Spaniol, „mir hat man nichts versprochen. Seit einem Jahr schon habe ich intensiv über diesen Schritt nachgedacht.“ Umso erstaunlicher, dass sie ihren Fraktionschef per Handy über den Wechsel informierte – 45 Minuten bevor sie öffentlich ihren Übertritt verkündete.

Dass womöglich weitere Abgeordnete ihrem Beispiel folgen werden, lässt die internen Warnlampen in den Landtagsfraktionen derzeit knallrot leuchten. Vor allem in der Saar-SPD, die in den letzten sieben Jahren um ein Drittel auf gut 23 000 Mitglieder geschrumpft ist und erst jüngst vier Gewerkschafter an Lafontaines Truppe verloren hat, werden Worst-Case-Szenarien durchgespielt. „Wer weiß“, gibt ein Mitglied einer anderen Fraktion die Stimmung im Landtag wieder, „vielleicht sitzen die hier in einigen Monaten zu zweit.“

Im Saarland ist das bereits Fraktionsstärke.

SIMONE KAISER



Landtagsabgeordnete Spaniol, Parteichef Lafontaine: „Ich habe viel aufgegeben“

Unter Spöttern im saarländischen Landtag wird sie nun „Oskars Mädche“ genannt. Vor drei Wochen ist Barbara Spaniol, bis dato Fraktionsmitglied und Landesvize der Grünen, zur Linken übergelaufen. Die Sonnenblumen, die ihr neuer Parteichef Oskar Lafontaine ihr zur Begrüßung schenkte, sind inzwischen verblüht. Jetzt sitzt sie im neuen Büro und kämpft mit der Kaffeemaschine, die mächtig bruddelt und brodelte, und dann doch nichts Verwertbares herausbringt.

Ihr Clinch mit der Technik hat etwas Symbolhaftes. Gebrodelt hat es bundesweit, als die Personalie Spaniol bekannt wurde. Quasi über Nacht bescherte sie der Linken ein Mandat in einem westdeutschen Landtag – und dem Saarland ein Fünf-Parteien-Parlament. Doch nun muss die bislang ziemlich unauffällige Abgeordnete den zahlreichen Skeptikern auch beweisen, dass sie ihre neue Rolle mit politischer Substanz füllen kann.

Das scheint nicht leicht. Ihren Platz als zweite Schriftführerin im Präsidium des

wenn man überzeugt ist, spielt das keine Rolle. Mir kann keiner vorwerfen, ich hätte mich ins gemachte Nest gesetzt.“ Sie beginne noch einmal ganz von vorn, „als Einzelkämpferin“.

Die Nerven dafür könnte Barbara Spaniol durchaus mitbringen. Denn wenn die mit Stöckelschuhen gerade mal 1,60 Meter große, zierliche Person mit der schwarzen Lockenmähne in den letzten Jahren etwas gelernt hat, dann ist es das Kämpfen.

Bei der Landtagswahl 2004 gewann die Bibliotheksoberrätin für die Grünen im als aussichtslos geltenden Wahlkreis Neunkirchen – nachdem die Partei ihr einen Platz auf der Landesliste verweigert hatte.

Darüber hinaus muss man wissen, dass Spaniol mit dem Homburger Arzt Andreas Pollak verheiratet ist, der landesweit eine zweifelhafte Bekanntheit erlangt hat: Gegen den einstigen Grünen-Abgeordneten hat die Staatsanwaltschaft Saarbrücken in diesem Jahr zweimal Anklage erhoben. Der Prozess gegen Pollak – es geht um gefälschte Gesundheitszeugnisse und soge-



MATHIAS KROHN / EVENTPRESS

Bundeskanzlerin Merkel bei der Eröffnung der Bayreuther Festspiele (2007): Ein beunruhigender Befund

KOALITION

Aufstand der Alten

Die Senioren wenden sich von Union und SPD ab – von ihrer Enttäuschung profitiert die Linke. Nun wollen beide Volksparteien die Generation 60 plus zurückgewinnen.

Es sollte ein harmonischer Nachmittag werden im Seniorenheim von Oldenburg-Eversten. Auf dem Tisch standen Schnittblumen, um kurz nach zwei kam CDU-Generalsekretär Ronald Pofalla. Er lächelte freundlich, doch die Herzlichkeit war eher einseitig.

Als Erste meldete sich Agnes Dahmen zu Wort. Schon heute bleibe von ihrer Rente kaum noch etwas übrig, schimpfte die 85-Jährige. „Jetzt wird alles noch teurer!“ Pofalla machte eine beschwichtigende Handbewegung, aber da hatte schon Johannes Treu das Wort ergriffen: „Politiker erhöhen sich ständig die Diäten, nur die Renten steigen nicht.“ Der Generalsekretär sagte etwas von Milliardenzuschüssen für die Rentner, aber der 88-Jährige blieb hartnäckig: „Die Renten stagnieren trotzdem.“ Am Ende gab Pofalla auf. „Ich erkläre nur den Zusammenhang, Sie müssen das nicht toll finden.“

Es ist kein Vergnügen, wenn Politiker der Großen Koalition in diesen Tagen auf Senioren treffen. Über Jahrzehnte war ein Besuch bei Rentnern für Sozial- wie Christdemokraten meist ein Besuch bei Freunden. Jetzt hat sich die Stimmung gedreht. Es ist ein diffuses Gefühl, das die Alten treibt, behauptet der Göttinger Polito-

loge Franz Walter, der Eindruck nämlich, die Reform des Sozialstaats stelle die eigene Lebensgeschichte in Frage. Ganz handfest wird das bei der Rente – drei Jahre in Folge waren die Altersbezüge nicht gestiegen. Erst im Juli stand wieder eine Erhöhung an – nur betrug sie für einen Durchschnittsrentner kaum mehr als fünf Euro. Beides gemeinsam hat den Senioren nicht nur die Laune verdorben, sondern oft auch die Lust, die Parteien zu wählen, bei denen sie bisher das Kreuz gemacht haben.

Vor allem die Union leidet unter dem Zorn der Alten. CDU und CSU konnten auch deswegen die Nachkriegspolitik prägen, weil die Rentner größtenteils zuverlässige Wähler der Konservativen waren. Von 1957 bis weit in die neunziger Jahre hinein gewann die Union bei jeder Wahl die absolute Stimmenmehrheit der über 60-Jährigen. Aber bei der vergangenen Bundestagswahl wählten nur noch 42 Prozent der Rentner CDU und CSU, es war der schlechteste Wert seit 1953.

„Wenn die Union nicht die Senioren zurückerobert, wird es für die bürgerlichen Parteien schwierig, wieder eine Mehrheit im Bundestag zu holen“, prognostiziert Viola Neu, Wahlforscherin der CDU-nahen Konrad-Adenauer-Stiftung. Neu hat

eine Studie verfasst, aus der hervorgeht, dass selbst Gewinne bei jungen Wählern kaum die Abwanderung der alten ausgleichen können.

Schon heute sind ein Drittel aller Wahlberechtigten über 60, aber nur 16 Prozent unter 30, und die Schere zwischen Jung und Alt wird sich wegen der niedrigen Geburtenquote und dem steigenden Lebensalter der Menschen weiter öffnen. „Der Jungwähler hat für Parteien zwar symbolisch hohe, in der Auswirkung auf das Wahlergebnis aber eher geringe Bedeutung“, heißt es in dem Papier der Wissenschaftlerin.

Für die Parteistrategen um Angela Merkel ist dies ein beunruhigender Befund, denn in letzter Zeit waren sie vor allem darum bemüht, junge Wähler in den Großstädten anzusprechen, etwa mit der Einführung des Elterngeldes oder dem Ausbau von Kinderkrippen. „Es gibt zu wenige in der Union, die für die Interessen der Älteren kämpfen“, kritisiert Otto Wulff, der Chef der Senioren-Union.

Fraktionsvize Wolfgang Bosbach bekommt den Frust der Senioren jedes Mal zu spüren, wenn er durch seinen Wahlkreis im Bergischen Land tourt. Vor dem heimischen Publikum zählt er gern die Erfolge der Großen Koalition auf, die sinkenden Arbeitslosenzahlen, die glänzenden Konjunkturdaten. Bei den meisten Zuhörern erregt das freundlichen Applaus, nur bei den Senioren rührt sich keine Hand. Bosbach: „Die melden sich immer ganz zum Schluss und fragen: Was habt ihr denn für uns gemacht?“

Aber auch für die Sozialdemokraten gibt es wenig Grund zur Freude. Bei der Bundestagswahl vor zwei Jahren verlor keine



Sozialpolitiker Müntefering in Bayern (2005): Wenig Grund zur Freude

Partei so stark bei den Senioren wie die SPD. Und es deutet wenig darauf hin, dass die Lage besser wird. „Da ist unglaublich viel Dampf im Kessel“, heißt es im Berliner Willy-Brandt-Haus.

Parteichef Kurt Beck muss sich bei fast jedem Genossenabend Klagen über die Gesundheitsreform und die Rente mit 67 anhören. „Da gibt es tiefsitzende emotionale Reflexe“, sagt er.

Auch Heiko Maas, der im Jahr 2009 das Saarland für die SPD zurückerobert will, kennt die Mischung aus Frust und Wut. „Bis hin zu den 60-Jährigen sind unsere Werte gar nicht so schlecht“, sagt er. „Darüber wird es katastrophal.“

Dabei geht es der heutigen Rentnergeneration so gut wie keiner zuvor. Die Senioren sind die großen Profiteure des deutschen Sozialsystems, auch wenn sie in den vergangenen Jahren Nullrunden hinnehmen mussten und jetzt mehr Geld für

Pflege und Gesundheit zahlen müssen. Der durchschnittliche Rentnerhaushalt hat in Deutschland 1700 Euro pro Monat zur Verfügung.

Düsterer sind die Aussichten für die heute 35-Jährigen – sie müssen bis 67 arbeiten, und wenn sie dann in den Ruhestand gehen, treffen sie all die Kürzungen, die zwar heute schon im Gesetzesblatt stehen, aber erst künftig ihre Wirkung entfalten. Ihre Rente wird nur noch 40 Prozent ihres letzten Bruttogehalts betragen.

Dass es beim Zorn der Alten mehr um Emotionen als um Fakten geht, nützt vor allem der Partei Die Linke. Oskar Lafontaine träumt schon davon, mit Hilfe der Rentner im Westen zu triumphieren. Kein Auftritt, bei dem sich der Populist nicht mit besonderer Hingabe an die Senioren wendet. „Ich verstehe nicht, warum Rentner immer noch Rentenkürzungsparteien wählen“, tönt der Linken-Chef gern.

Diese Botschaft, so eine interne Anweisung des Vorsitzenden an alle Funktionäre, müsse permanent wiederholt werden. Eine Kampagne gegen die Kürzung der Altersbezüge und die Rente mit 67 liegt schon fertig in den Schubladen des Berliner Karl-Liebknecht-Hauses.

Die Angst vor den Alten hat die Volksparteien vorsichtig gemacht. Wie vorsichtig, konnte man am vergangenen Mittwoch erahnen, als der hessische Ministerpräsident Roland Koch einen Rentnerkongress in Wiesbaden veranstaltete.

4000 Senioren waren aus der ganzen Republik angereist. Sie erlebten einen Regierungschef, der so gar nichts zu tun hatte mit dem wirtschaftsliberalen Radikalreformer Koch von einst, der Kopfprämien im Gesundheitssystem einführen wollte und darüber klagte, die Rentenbeiträge würden bleischwer auf den Löhnen der Beschäftigten lasten.

Vor dem ergrauten Publikum donnerte Koch, es sei eine „Provokation“, dass die Senioren in diesem Jahr nur ein paar Euro mehr aus der Rentenkasse bekommen, für das kommende Jahr wünsche er sich eine „anständige Erhöhung“.

Das findet jetzt auch SPD-Chef Beck: Der Aufschwung dürfe nicht an den Rentnern vorbeigehen, er hoffe, dass 2008 die Bezüge „spürbar steigen“. Allerdings fuhr Vizekanzler Franz Müntefering ihm am vergangenen Freitag in die Parade. „Erst im Februar nächsten Jahres“ könne man wissen, ob eine Erhöhung machbar sei. Es ist nicht das einzige Thema, bei dem Müntefering und Beck über Kreuz liegen. So will Beck die Rente mit 67, die vor allem auf Müntefering zurückgeht, durch zahlreiche Ausnahmen aufweichen.

CDU-Generalsekretär Pofalla hat seine Lektion aus dem Rentnerprotest gelernt. Am vergangenen Dienstag gab seine Pressestelle eine Erklärung heraus, voller Verständnis für die Sorgen der Senioren. „Ältere“, heißt es dort, „brauchen ein Höchstmaß an Verlässlichkeit.“

MARKUS DEGENERICH, HORAND KNAUP, RENÉ PFISTER, FELIX WADEWITZ

Was Rentner wählen

Bundestagswahl 2005

Angaben in Prozent; Infratest dimap für die ARD Wahltagbefragung am 18. September 2005, rund 16.000 Befragte



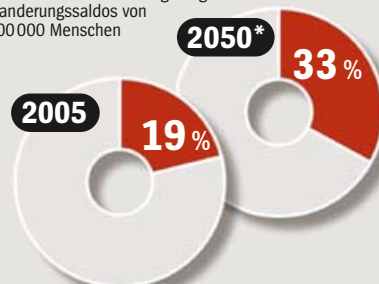
Wahlergebnis



Seniorenanteil

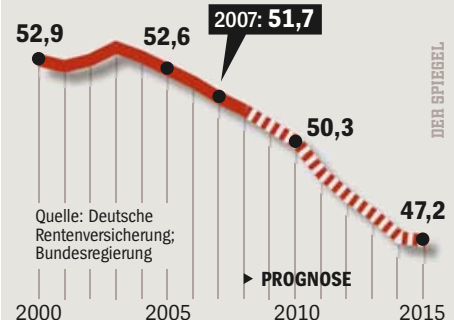
an der Bevölkerung; 65-jährig und älter

Quelle: Statistisches Bundesamt; * Bevölkerungsvorausberechnung unter Annahme eines langfristigen Wanderungssaldos von 100.000 Menschen



Was Rentnern bleibt

Durchschnittsverdiener-Rente, in Prozent des Durchschnittseinkommens





ANDREAS MARKUS

Ausgebranntes Polizeiauto in Berlin*: Ist jedes politische Fanal gleich ein Terrorakt?

JUSTIZ

Mit aller Härte

Die Bundesanwaltschaft steht wegen ihres Vorgehens gegen linke Wissenschaftler in der Kritik. Die Ermittlungen werden zum Präzedenzfall: Was ist heute Terrorismus?

Die Berliner Rechtsanwältin Christina Clemm, 40, war während des Deutschen Herbstes 1977 gerade zehn Jahre alt, an den Showdown zwischen dem Staat und seinen Feinden, der Roten Armee Fraktion, kann sie sich nur grob erinnern. Doch als Clemm Anfang vergangener Woche ihren Mandanten Andrej H., 36, im Gefängnis besuchte, lag ein Hauch jener bleiernen Jahre über der Berliner Haftanstalt Moabit.

Ihrem Mandanten durfte die Anwältin nur unter Aufsicht die Hand schütteln, eine fingerdicke Scheibe aus Panzerglas trennte die beiden während ihres Gesprächs. Auch die Post der Advokatin wurde kontrolliert. 23 Stunden am Tag werde er in Einzelhaft gehalten, berichtete Andrej H., nur eine Stunde am Tag dürfe er mit zwei Mitgefangenen auf den Hof.

Dabei ist der promovierte Soziologe, der an der Berliner Humboldt-Universität lehrt und drei Kinder hat, laut Haftbefehl nicht einmal dringend verdächtig, einen Anschlag begangen zu haben. Die Bundesanwaltschaft hält ihn, zusammen mit einem Wissenschaftler aus Leipzig, für den intellektuellen Kopf der linken Feierabendtruppe „militante gruppe“ („mg“), die seit 2001 für rund 25 Brandanschläge verantwortlich gemacht wird. Drei weitere Männer aus Berlin, die Ende Juli beim Versuch observiert worden waren, Brandsätze unter

Bundeswehrlaster zu legen, sitzen ebenfalls in Untersuchungshaft.

Der Versuch der Ermittler, mit maximaler Härte gegen mutmaßliche Staatsfeinde vorzugehen, dürfte sich zu einem Präzedenzfall der Justizgeschichte und einem Grundsatzstreit um die Verhältnismäßigkeit der Mittel ausweiten. Im Zentrum steht die Frage, was in Zeiten blutiger Selbstmordanschläge von Islamisten alles als Terrorismus zu definieren ist – und wo staatliche Härte ihre Grenzen findet.

Mehr als 3000 Unterstützer, darunter Wissenschaftler aus Deutschland und Amerika, haben inzwischen einen Protestbrief „Gegen die Kriminalisierung kritischer Wissenschaft“ unterzeichnet. Vorgangene Woche konstatierte der renommierte amerikanische Soziologe Richard Sennett unter dem Titel „Guantanamo in Germany“ im britischen „Guardian“, er



MARC DÄRCHINGER

* Nach einem Anschlag der „mg“ am 18. Mai.

Grüne Künast, Juristin Harms: Wann ist ein Staat erschüttert?

sei entsetzt, welche „rechtlichen Grauzonen“ heute existierten.

Die Grünen haben bereits die Bundesjustizministerin aufgefordert, Rede und Antwort zu stehen, und ein parlamentarisches Nachspiel im Bundestag angekündigt. Die Ermittlungen, rügt Fraktionschefin Renate Künast, entbehren „der rechtsstaatlichen Grundlage“. Von einem untauglichen Versuch, militante Gruppierungen „zu Terroristen aufzumotzen“, spricht auch der Ex-Bundestagsvizepräsident Burkhard Hirsch (FDP). Ein „Auto abzufackeln“, keilt Dieter Wiefelspütz zurück, der innenpolitische Sprecher der SPD-Fraktion, sei eben „kein Kavaliersdelikt“, hier könne man sehr wohl von Terrorismus reden.

Der Hintergrund für die ungewöhnlich heftig ausgetragene Auseinandersetzung ist eine Gesetzesreform, mit der die rot-grüne Koalition 2003 die Terrorverfolgung neu geregelt hat. Der Blick sollte unter dem Eindruck der Anschläge von al-Qaida mehr auf internationale Terrorstrukturen gerichtet werden, deren Verfolgung seitdem erheblich erleichtert ist. Gleichzeitig wollten Sozialdemokraten und Grüne die allzu großzügige Anwendung im Inland einschränken. Dazu kamen Vorgaben der Europäischen Union.

Seitdem sind etwa Brandstiftungen nur noch dann als Terrorismus strafbar, wenn sie dazu „bestimmt“ sind, „die Bevölkerung auf erhebliche Weise einzuschüchtern“ oder die „Grundstrukturen eines Staates oder einer internationalen Organisation zu beseitigen oder erheblich zu beeinträchtigen“. Zudem müssen Anschläge geeignet sein, den Staat „erheblich“ zu schädigen. Nicht „jede kleine Tat“ dürfe künftig als Terrorismus verfolgt werden, lobte der grüne Rechtspolitiker Jerzy Montag die Novelle seinerzeit.

Nur: Wann ist ein Staat erschüttert? Ist jedes politisch motivierte Fanal gleich ein Terrorakt, oder handelt es sich im aktuellen Fall nur um versuchte Brandstiftung?

Eine verbindliche Antwort gibt es, mangels Beispielen, bislang nicht. Zwar hat der Bundesgerichtshof (BGH) im Urteil gegen rechte Brandstifter deren „Nadelstich-Taktik“ als terroristisch eingestuft – aber nur, weil die dazu diente, „alle Ausländer“ aus der Region zu vertreiben. Der Kölner Professor Claus Kreß hält den Terrorvorwurf zwar für möglich, wenn „nicht nur marginale Bereiche der Bundeswehr zerstört“ werden – das Anzünden „einzelner Fahrzeuge“ sei aber als Indiz „zu wenig“.

Die wohl grundsätzlichsste Kritik an einer uferlosen Anwendung findet sich ausgerechnet in einer Festschrift für den früheren Generalbundesanwalt Kay Nehm, die von drei Bundesanwälten herausgege-

„Radikaler Bruch“

Jens Bullerjahn, SPD-Vize und Finanzminister von Sachsen-Anhalt, will Länder bestrafen, die künftig neue Schulden machen.

ben wurde. Darin bemängelt der Strafrechtsprofessor Thomas Weigend die „übermäßige Reichweite“ des Gesetzes und fordert eine restriktive Auslegung: Als terroristisch könne ein Anschlag nur gelten, wenn der „Staat als Ganzes Schaden leidet“, bei „großflächigen Angriffen auf die Energieversorgung“ beispielsweise. Ausnahme seien lediglich schwere Gewalttaten gegen Menschen.

So sehen es mittlerweile selbst Karlsruher Juristen. „Rein untergeordnete Folgen ohne deutlich spürbare Auswirkungen“, konstatieren zwei BGH-Richter, „genügen jedenfalls nach dem Gesetzeswortlaut nicht.“ Demnach wäre die „mg“ womöglich gar keine Terrorvereinigung. Die Linksextremisten haben dem Staat zwar wortgewaltig den Krieg erklärt und Polizeiautos, Arbeitsämter oder einen Lidl-Supermarkt angezündet. Sie haben aber darauf geachtet, keine Menschen zu verletzen. Sprengstoff oder Schusswaffen, wie einst bei der RAF, gehören nicht zum Repertoire.

Was wie eine akademische Detailfrage wirkt, hat in der Praxis große Auswirkungen. Nur wenn es sich um eine terroristische Tat handelt, ist Generalbundesanwältin Monika Harms zuständig, und nur dann steht den Ermittlern jede Überwachungsmöglichkeit zur Verfügung. Vor allem können als „Mitglieder einer terroristischen Vereinigung“ auch angebliche Hintermänner ohne konkreten Tatbeitrag verfolgt werden – wie im Fall von Andrej H. Bei dem Soziologen, den sein Doktorvater Hartmut Häußermann als Linken beschreibt, „der von marxistischen Denktionen kommt“, hörten die Ermittler fast ein Jahr lang das Telefon ab, orteten sein Handy, lasen E-Mails mit und filmten beide Eingänge seines Wohnhauses mit Videokameras.

Glaubt man dem Haftbefehl des BGH, kamen dabei bislang allenfalls Indizien heraus: Im Februar und April observierten Polizisten den bekennenden G-8-Gegner zweimal, wie er sich mit einem der Ende Juli verhafteten mutmaßlichen Brandstifter in einem Café traf, die Termine sollen konspirativ über den E-Mail-Account „opelprolls@yahoo.de“ verabredet worden sein. Für den intellektuellen Kopf der Gruppe halten ihn die Ermittler, weil in H.'s Doktorarbeit über Stadterneuerung der Begriff „gentrification“ auftaucht, der die Aufwertung von Stadtteilen beschreibt und auch von der „militanten Gruppe“ benutzt wurde.

Vergangene Woche ruderte der Karlsruher Haftrichter Ulrich Hebenstreit vorsichtig zurück und setzte den ungewöhnlich schlampig begründeten Haftbefehl gegen Andrej H. vorerst außer Vollzug. Zwar sei H. immer noch „dringend tatverdächtig“, ausreichende Anhaltspunkte „hinichtlich der unmittelbaren Beteiligung an einem oder mehreren Anschlügen der ‚militanten Gruppe‘ fehlen jedoch bislang“.

DIETMAR HIPPE, CAROLINE SCHMIDT

SPIEGEL: Herr Bullerjahn, in der übernächsten Woche treffen sich Bund und Länder, um über die Neuordnung der Finanzen in der Föderalismusreform II zu verhandeln. Sie koordinieren die SPD-Delegation. Welche Ergebnisse erwarten Sie?

Bullerjahn: Wir werden uns auf Konzepte verständigen, wie die Verschuldung der öffentlichen Haushalte gestoppt werden kann. Das wird ein radikaler Bruch mit der Finanzpolitik der vergangenen 30 Jahre.

SPIEGEL: Was schlagen Sie vor?

Bullerjahn: Wir müssen uns darauf verständigen, dass eine Neuverschuldung nur noch die Ausnahme ist – etwa bei außergewöhnlichen Belastungen wie Naturkatastrophen. Daneben müssen die Länder mehr Vorsorge treffen. Sprudeln die Steuereinnahmen kräftiger als derzeit, dann dürfen die Mehreinnahmen nicht verfrühstückt werden, sondern müssen für schlechtere Zeiten gespart werden oder in die Schuldentilgung fließen. Das muss verbindlich geregelt werden. Und das wird auch klappen.

SPIEGEL: Und wenn einzelne Bundesländer gegen diese Auflagen verstoßen?

Bullerjahn: Dann werden wir ohne Sanktionen nicht auskommen. Das könnte von Steueraufschlägen bis zur Kürzung der Mittel aus dem Finanzausgleich reichen. Noch wichtiger ist aber, dass endlich Transparenz bei den Ausgaben der Länder geschaffen wird. Unabhängige Experten aus dem Bundesfinanzministerium müssen kontrollieren, wofür die Länder ihr Geld ausgeben.

SPIEGEL: Ihr Parteichef Kurt Beck wittert dahinter „Oberpolizisten“.

Bullerjahn: Darum geht es nicht, das hat er missverstanden. Die ostdeutschen Länder müssen doch jetzt schon regelmäßig Berichte vorlegen, wie sie ihre Haushalte konsolidieren wollen. Warum soll das nicht



SPD-Politiker Bullerjahn
Harte Kontrollen

auch für die Länder in Westdeutschland gelten? Gerade im Westen liegen erhebliche Risiken, die in den Verschuldungsbilanzen bisher überhaupt nicht berücksichtigt werden. Das ist finanzpolitischer Sprengstoff.

SPIEGEL: Sie meinen die Kosten für Beamtenpensionen, die die Länderhaushalte in den nächsten 20 Jahren mit geschätzten 600 Milliarden Euro belasten werden?

Bullerjahn: Dafür haben viele Länder keinerlei Vorsorge getroffen. Sachsen-Anhalt hat einen Pensionsfonds aufgelegt, in den bis 2020 rund eine Milliarde Euro eingezahlt wird. Der Fonds ist so organisiert worden, dass er für andere Zwecke nicht angezapft werden kann, unabhängig davon, welche Partei gerade das Land regiert. Die Einrichtung solcher Pensionsfonds muss für alle Länder verbindlich vorgeschrieben werden.

SPIEGEL: Und im Gegenzug werden die Altschulden zumindest teilweise getilgt, wie es Niedersachsens Ministerpräsident Christian Wulff mit einem nationalen Entschuldungspakt vorschlägt?

Bullerjahn: Der Vorschlag hat einen gewissen Charme, aber ich halte solche Altschuldenfonds für unrealistisch. Das machen die reichen Geberländer aus dem Westen nicht mit.

SPIEGEL: Baden-Württembergs Ministerpräsident Günther Oettinger (CDU) kann sich das vorstellen. Allerdings müssten im Gegenzug die Länder jeweils eigene Sätze für die Einkommensteuer festlegen dürfen.

Bullerjahn: Ein Wettbewerb der Länder um Steuersätze würde derzeit die Unterschiede zwischen armen und reichen Ländern nur noch verschärfen. Mehr Wettbewerb zwischen den Ländern ist in Zukunft durchaus vorstellbar, aber das ist ein Thema für eine neue Kommission – nach 2009.

INTERVIEW: ANDREAS WASSERMANN,
STEFFEN WINTER

Schuldenstand der Länder in Prozent des Bruttoinlandsprodukts, 2006

Berlin	73,2
Bremen	52,9
Sachsen-Anhalt	44,9
Thüringen	40,3
Meckl.-Vorpommern	38,6
Brandenburg	38,0
Schleswig-Holst.	34,7
Saarland	34,6
Rheinland-Pfalz	30,0
Niedersachsen	28,6
Nordrhein-Westfalen	27,3
Hamburg	25,1
Hessen	18,5
Sachsen	18,1
Baden-Württemberg	14,3
Bayern	9,4



Terrorist „Carlos“ mit Familie (1988 in Syrien), Fahndungsfoto (1975): „Ein Janusgesicht“

ZEITGESCHICHTE

Die Geliebte des Schakals

Magdalena Kopp, Ex-Frau von „Carlos“, beschreibt in einem neuen Buch, wie sie in den internationalen Terrorismus abrutschte.

Gerd Albartus ahnte nichts Böses, als er Ende Dezember 1987 von Amsterdam nach Damaskus flog, um seinen einstigen Kampfgenossen „Carlos“ zu besuchen. Er fand auch nichts dabei, dass der damals meistgesuchte Terrorist der Welt ihm einen Ausflug in den Libanon vorschlug, zum Schießtraining.

Doch dort konfrontierten Carlos und drei Mitkämpfer den Deutschen, der zur Gründergeneration der „Revolutionären Zellen“ (RZ) gehörte und inzwischen für die Grünen im Europaparlament arbeitete, mit einem schwerwiegenden Vorwurf: Er sei Agent der Stasi und wolle die Carlos-Gruppe ausforschen. Als Albartus die Verdächtigung zurückwies, schossen sie ihm ins Knie. Anschließend folterten sie den einstigen Genossen zu Tode, warfen die Leiche in ein Erdloch und verbrannten sie.

Wie kaum ein anderes Schicksal steht Albartus' Tod für den Irrweg einer kleinen Gruppe westdeutscher Linksradikaler. Einblick in diese düstere Welt des internationalen Terrorismus der siebziger und achtziger Jahre gewährt jetzt Magdalena Kopp, einst Ehefrau von Carlos und wie Albartus früheres Mitglied der RZ. In ihrer Autobiografie „Die Terrorjahre“ schildert sie den Weg eines Mädchens aus der süddeutschen Provinz an die Seite des skrupellosesten Terroristen seiner Zeit*.

* Magdalena Kopp: „Die Terrorjahre. Mein Leben an der Seite von Carlos“. DVA; 320 Seiten; 19,95 Euro.

Kopp, 59, als Tochter eines Postbeamten und einer Kellnerin in Ulm geboren, floh in den sechziger Jahren aus der spießigen Enge Schwabens über West-Berlin nach Frankfurt. Dort lernte sie im Verlag „Roter Stern“, in dessen Umfeld sich auch der spätere Vizekanzler Joschka Fischer bewegte, linksradikale Genossen kennen. Die wollten nicht nur von der Revolution reden, sondern sie auch durch illegale Aktionen vorantreiben. Wilfried Böse war darunter, der 1976 bei einer Flugzeugentführung in Entebbe starb, oder Johannes Weinrich, der später zum Adjutanten von Carlos aufstieg und heute in einem Berliner Gefängnis sein Dasein fristet.

Wie so oft bei terroristischen Karrieren fing es auch bei der gelernten Fotografin Kopp mit kleinen Jobs an. Sie fälschte spanische Führerscheine, die sie von der baskischen Separatistengruppe ETA bekommen hatte. In London richtete sie ein Fotolabor für eine Zelle der „Volksfront zur Befreiung Palästinas“ (PFLP) ein. Dort traf sie auch einen dicklichen Marxisten aus Venezuela mit dem Decknamen „Johnny“, dessen plumpe Avancen in der Dunkelkammer sie spontan zurückwies.

Mit wem sie es da zu tun gehabt hatte, wurde Kopp im Juni 1975 klar, nachdem der französische Geheimdienst in Paris einen libanesischen PFLP-Mann geschnappt hatte. Der Verhaftete führte drei Agenten zu Johnnys Wohnung. Dieser bat das Quartett freundlich herein, entschuldigte sich für einen Moment auf die Toilette und kam mit einer Pistole zurück. Später brüstete er sich, vier Männer innerhalb von vier Sekunden niedergestreckt zu haben. Nur ein Geheimdienstmann überlebte schwer verletzt. Der Mythos von Carlos oder dem „Schakal“, wie Johnny alsbald in der Weltpresse genannt wurde, war geboren.

Carlos hieß mit bürgerlichem Namen Ilich Ramírez Sánchez, war als Sohn eines venezolanischen Anwalts in London aufgewachsen, hatte in Moskau studiert und sprach Spanisch, Englisch, Französisch, Russisch und Arabisch. Als Kopp von der Schießerei in Paris hörte, dachte sie sich: „Mit einem so brutalen Menschen will ich nichts zu tun haben.“ Gleichwohl reiste sie ein knappes Jahr später mit mehreren anderen RZ-Mitgliedern in den Südjemen in ein Lager der PFLP. Ihr Ausbilder war Carlos.

Ende 1978 flog Kopp über Prag nach Bagdad, wo Carlos als Protegé des irakischen Geheimdienstes residierte. Diesmal wies sie die Avancen des Schakals nicht mehr zurück. „Er versteht es meisterhaft, Menschen zu verführen und zu manipulieren“, sagt sie. „Er hat ein Janusgesicht.“ Bald zog das Paar nach Budapest und verfügte über arabische Diplomatenspässe.

Nachdem Kopp 1982 mit einem Schweizer Genossen bei der Vorbereitung eines Anschlags in Paris festgenommen wurde, startete Carlos einen beispiellosen Privatkrieg. Er wollte seine Geliebte wiederhaben, um jeden Preis. Bei acht Anschlägen in Frankreich, Beirut und West-Berlin starben 20 Menschen, vorwiegend Franzosen. Die Regierung in Paris gab nicht nach.

Nach ihrer Entlassung kehrte Magdalena Kopp 1985 zwar zu Carlos zurück, aus Angst, wie sie heute sagt: „Sonst hätte ich keine ruhige Minute mehr gehabt.“ Aus den Aktivitäten der Terrorgruppe stieg sie allerdings aus. Sie heiratete Carlos und bekam eine Tochter von ihm.

Ihr Mann hatte sich inzwischen auf das Verschieben gestohlener Mercedes-Limousinen verlegt und von einer reichen syrischen Familie sieben Millionen US-Dollar erpresst. Die osteuropäischen Geheimdienste hatten ihn fallenlassen, ebenso die Araber. Das Paar wurde aus Syrien ausgewiesen.

Im Juni 1992 flüchtete Kopp mit ihrer Tochter zur Familie ihres Mannes nach Venezuela. Carlos wurde 1994 im Sudan verhaftet und nach Frankreich ausgeliefert, wo er eine lebenslange Haftstrafe absitzt.

Kopp fragt sich heute, wie sie dem Mörder so bedingungslos verfallen konnte. Die Antwort gibt ihr Buch: Im Gegensatz zu anderen Gruppenmitgliedern war sie nie ideologisch verblendet, aber mit einer großen Portion Naivität ausgestattet.

Seit 1995 lebt Magdalena Kopp wieder in ihrer schwäbischen Heimatstadt Ulm, wo es spießig-konservativ wie eh und je zugeht.

Sie arbeitet dort mit schulschwachen Migrantenkindern. Ihre Tochter ist gerade 21 Jahre alt geworden. Zum Geburtstag hat ihr Carlos eine Glückwunschkarte aus dem Knast geschickt. MICHAEL SONTHEIMER



Ex-Terroristin Kopp
Große Naivität

LEHRER

Ganz normaler Wahnsinn

Die Germanistin Angela Furtkamp, 33, über ihren abenteuerlichen Einsatz als Aushilfslehrerin an Kölner Schulen

Klassentür auf, ich rein, Klassentür zu. So schnell wurde ich Lehrerin. Ohne Ausbildung, ohne Anleitung, ohne Überprüfung von Kompetenz und Eignung.

Ich habe lange als Journalistin unter anderem für das Kinderfernsehen gearbeitet, aber wegen meiner kleinen Tochter wünschte ich mir geregelte und überschaubare Arbeitszeiten. Also fasste ich den Entschluss, Lehrerin zu werden. An der Bewerbungshotline teilte man mir mit, dass ich für eine Stelle als Vertretungslehrerin nur ein abgeschlossenes Hochschulstudium brauchte. „Verena“ nennt sich die Jobbörse des Schulministeriums Nordrhein-Westfalen. Dort fände ich die zu besetzenden Vertretungsstellen. Man solle sich gleich an die aus-schreibende Schule wenden. Zwei Anrufe – eine katholische Schule in einem sozial-schwachen Vorort von Köln war interessiert.

Zwei Tage später stellte ich mich vor, hatte mir viele Gedanken gemacht, was ich sagen soll, warum ich den Job haben will, und vor allem, warum ich wohl dazu befähigt sei. Aber im Lehrerzimmer begrüßte man mich gleich mit „Ah, die Neue!“, und die einzige Frage lautete: „Wann können Sie anfangen?“ Die Not war groß in dem kleinen Kollegium, denn sollte die Stelle nicht besetzt werden, drohten Unterrichtsausfall für die Kinder oder unbezahlte Überstunden für die Lehrer.

Wir verabredeten, dass ich in zwei Wochen anfangen sollte. Meine Aufgabe: Mutterschutzvertretung in einer vierten Klasse, vier Wochen à 20 Stunden. Fächer: Mathe, Deutsch, Sachkunde, Sport, Kunst. Plus Betreuung einer Projektwochengruppe. Ich dachte, man würde mich einweisen, beglei-

ten, mir einen Arbeitsplan mit an die Hand geben. Stattdessen: Klassentür auf, ich rein, Klassentür zu. Allein mit 27 Kindern.

Mein erster Tag. Deutsch: Diktat. Mathe: Wiederholung der Grundrechenarten. Sachunterricht: Weiterführung der Arbeit zum Thema Römer. Sport: Völkerball.

Ein Tag, vier Stunden, und ich bin fix und fertig: 27 zum Teil präpubertäre Jungen und Mädchen, darunter: 16 ausländische Kinder; ein leicht autistisches Kind, das bald auf eine integrative Schule gehen wird; ein Kind mit ADHS.

Die vier Wochen vergehen wie im Flug. Ich lerne viel. Zum Beispiel, dass ich keinen blassen Schimmer hatte, auf was ich mich da einlasse. Dass dieser Beruf ein hartes Brot ist. Und dass sich Schulverwaltung und Schulpraxis in zwei verschiedenen Galaxien bewegen.

Absurd finden das Ganze viele meiner Bekannten, denen ich von meinem neuen Beruf erzähle: „Ohne Ausbildung? Ohne Anleitung? Ohne Kontrolle? Das geht doch nicht! Wenn mein Kind in einer solchen Klasse wäre, würde ich das nicht wollen.“

Die Absurdität steigert sich, als mir angeboten wird, eine erste Klasse als Klassenlehrerin zu übernehmen, mit voller Stundenzahl. Was für ein Unterfangen, ohne ein einziges Stündchen pädagogischer Ausbildung. Dass ich deutlich weniger als ein verbeamteter Lehrer verdiene, ist sicher auch ein Grund für so ein Angebot – denn es gibt ja in diesem Land durchaus ausgebildete Lehrer ohne Anstellung.

Ich will zwar weitermachen, denke aber an maximal 20 Stunden pro Woche Sprachunterricht, Leseförderung, Hausaufgabenbetreuung, Kunst. Und so weist man mir



eine neue Stelle an der Nachbarschule zu, 17 Stunden.

An dieser Schule soll ich eine dritte Klasse leiten, gemeinsam mit der Schulleiterin. Meine Aufgaben: Deutschunterricht, Leseförderung und Sachunterricht. Dazu Kunst, Sport und Förderstunden in der flexiblen Schuleingangsphase sowie zwei Wochenstunden Hausaufgabenbetreuung in der offenen Ganztagschule.

24 Kinder sind in der dritten Klasse, darunter türkische, russische, deutschrussische sowie ein albanisches, ein italienisches und ein mazedonisches Kind. Die Schulleiterin und ich arbeiten zunächst gemeinsam, beginnen mit einer leichten Übung und lassen einen kurzen Text abschreiben. Das Ergebnis: Kein Kind schafft es fehlerlos, manche Texte sind kaum zu entziffern – im dritten Schuljahr.

Dritter Tag, ich lerne den Unterrichtsalltag als ganz normalen Wahnsinn kennen. In der Klasse ist es meist laut, jeden Tag haben fünf bis zehn Kinder ihre Haus-

Nichtpädagogen

als Aushilfslehrer sind in etlichen Bundesländern ein beliebtes Mittel, um Personallücken zu schließen und Unterrichtsausfall zu vermeiden. Schulen in Nordrhein-Westfalen suchen zum Beispiel derzeit 320 Lehrer-Aushilfen – dem stehen 3600 ausgebildete Grundschullehrer ohne Anstellung gegenüber, die aber oft kein Interesse an Kurzeinsätzen, wenigen Wochenstunden oder weiten Anfahrten haben. Die Aushilfen sollen von den Schulleitern sorgfältig eingearbeitet werden, heißt es im Düsseldorfer Schulministerium: Wenig sinnvoll sei, „wenn Nichtpädagogen gleich in voller Verantwortung vor eine Klasse geschubst werden“. Doch genau diese Erfahrung hat Angela Furtkamp, studierte Germanistin und Journa-



Furtkamp

listin, gemacht, sie fühlte sich „überfordert und allein gelassen“. Was Aushilfslehrer verdienen, regelt jedes Bundesland anders. Hessen zum Beispiel setzt bei Engpässen sogar Hilfskräfte ohne Hochschulabschluss für 15 Euro pro Unterrichtsstunde ein. Gewerkschafter fürchten einen Trend zum Billig-Unterricht. „In vielen Bundesländern sehen wir die Tendenz, Unterrichtsausfall möglichst günstig zu bekämpfen“, sagt Marianne Demmer von der GEW. Besonders an neu eingerichteten Ganztagschulen sieht die Gewerkschafterin die Gefahr, dass sogar unqualifizierte Ein-Euro-Jobber allein vor einer Klasse landen: In Berlin habe eine solche Hilfskraft, eingestellt für Hausmeisterarbeiten an einem Gymnasium, regelmäßig Aufsicht in Schulklassen führen müssen.



Unterricht in einer Grundschule Ein hartes Brot

und steht ohnehin so neben sich, dass er selbst mir das nicht sagen konnte. Da ist das Mädchen, das vor einigen Monaten wiederholt missbraucht wurde und zurzeit in Therapie ist. Da ist ein anderes Mädchen, das jeden dritten Tag vor mir steht und sagt: „Frau Furtkamp, ich hab schon wieder nichts zu essen dabei, aber ich hab solchen Hunger.“ – „Na, dann muss deine Mutter dir morgens etwas mitgeben!“ – „Aber dann pennt die doch noch!“

Ich kann diesem Mädchen mein Pausenbrot nicht geben, denn dann könnte ich jeden Morgen für fünf hungrige Kinder mindestens ein Brot schmieren. Ist das meine Aufgabe, die Aufgabe eines Lehrers? Der mit seinem Bildungsauftrag und nebenbei mit immer neuen Methoden, Richtlinien und Förderkonzepten beschäftigt sein sollte? Wenn Lehrer dem Bildungsauftrag gerecht werden wollen, können sie dann noch gleichzeitig Sozialarbeiter, Familienfürsorger und Elternersatz sein?

Da ist das Mädchen, das sich mit einem seiner zahlreichen Geschwister ein Bett teilen muss. Dessen Vater eines Morgens in der Klassentür steht und sagt, dass seine Tochter nicht zur Schule kommen könne, weil sie nichts Sauberes mehr anziehen habe, und seine Frau faul sei und nicht aufstehe. Die Schulleiterin solle zu Hause anrufen und seiner Frau sagen, dass sie waschen müsse. Das tut die Schulleiterin dann auch. Das Mädchen erscheint am nächsten Tag wieder – in Kleidungsstücken der Eltern. Weiter geschieht nichts.

Ich kann pädagogisch nicht leisten, was hier nötig wäre: in die Familie gehen, reden, Hilfsangebote suchen. Stattdessen fahre ich ein ums andere Mal weinend nach Hause, denn das Kinder in meiner Stadt so leben, das war mir nicht klar.

Sicher ist das Umfeld in dieser sogenannten Brennpunktschule extrem, aber auch das ist Schulalltag. Mein Fazit schon nach einer Woche: Es ist ein Ding der Unmöglichkeit, was ich hier tue. Sechs Wochen halte ich durch, versuche nach bestem Wissen und Gewissen zu unterrichten, für die Kinder da zu sein. Sechs harte, wütende, traurige, ermüdende Wochen, dann ist das Projekt Vertretungslehrer für mich persönlich beendet. Ich kapituliere.

Ich bin wütend auf Schulumt und Ministerium, weil sie Leute wie mich an Brennpunktschulen schicken. Ohne pädagogische Grundlagen, das ist kaum zu verantworten. Für richtige Lehrer ist kein Geld da? Wie kurzfristig kann man denken?

Ich habe vor Ort gesehen, was die Debatte um die sogenannte neue Unterschicht, um Kinderarmut, um Verwahrlosung der Kinder deutlich macht: Hier muss investiert werden. Denn diese Kinder haben sonst keine Chance. ♦

aufgaben nicht gemacht. Sie haben Bücher nicht dabei, Hefte vergessen. Ich brülle oft, um für Ruhe zu sorgen – obwohl ich weiß, dass das falsch ist.

Ich sehe aber mein Felle davonschwimmen: Wie soll ich mich durchsetzen? Wie soll ich die Kinder benoten? Was ist ausreichend, was befriedigend? Ich nehme eine Woche lang Verben durch, am Ende der Woche lasse ich einen Test schreiben – haarsträubend ist das Ergebnis. Wie also soll ich es schaffen, den Kindern etwas beizubringen, und wie soll ich kontrollieren, ob sie etwas gelernt haben? Ich fühle mich überfordert. So kann ich den Kindern nicht gerecht werden.

Einige Stunden verbringe ich in den Klassen der flexiblen Eingangsphase, in der Erst- und Zweitklässler gemeinsam unterrichtet werden. In meinen – zugegeben laienhaften – Augen eine fragwürdige Einrichtung an einer Schule mit derartigem sozialen Hintergrund: Kinder sollen von Kindern lernen, sich helfen, sich Lerninhalte allein erschließen. Das mag funktionieren, wenn Kinder von zu Hause wissen, was Ruhe halten, ordentliches Arbeiten, Respekt und Fleiß bedeuten. Hier ist es ein Irrsinn, denn die schulisch schwachen Kinder lernen fast gar nichts. Sie sind größtenteils überhaupt nicht in der Lage, selbstständig zu arbeiten. Und die schulisch etwas stärkeren Kinder bleiben unterfordert auf der Strecke.

In der Eingangsphase behalten Kinder von sechs Jahren trotz mehrfacher Ermahnung ihren Lolli im Mund, malen statt der gewünschten Raupe Nimmersatt lieber die Diddl-Maus und bringen während des Unterrichts ein Regal zum Einsturz.

Im Montagmorgenkreis der dritten Klasse, in dem die Kinder ihre Erlebnisse vom

UMFRAGE: LEHRER-AUSHILFEN

„Sind Sie dafür, dass Hochschulabsolventen ohne staatliche Lehramtsausbildung als Vertretung an Schulen unterrichten?“

JA

45%

NEIN

49%

TNS Forschung für den SPIEGEL vom 21. und 22. August; 1000 Befragte; an 100 fehlende Prozent: „weiß nicht“

Wochenende erst aufschreiben, dann vortragen sollen, bringt ein türkischer Junge in zehn Minuten zu Papier: Ic wa chbil – ich war spielen. Wir sind im dritten Schuljahr.

In der Frühstückspause prügeln sich plötzlich zwei Jungs, schlagen sich ins Gesicht, treten sich in den Bauch. Einen Tipp bekomme ich aus dem Kollegium: Nicht selbst dazwischengehen, sonst kriegt man noch was ab. Lieber andere Kinder dazwischenschicken, die schaffen das besser.

Und so lerne ich peu à peu kennen, was Schule in Problemstadtteilen bedeutet: mit Kindern umgehen, die jeden Morgen zu spät kommen, weil ihre Eltern nicht mit ihnen aufstehen und sie nicht rechtzeitig zur Schule schicken. Eltern mit geringer Bildung, wenig Geld, geringem Aufstiegs willen. Eltern mit Kindern, die also ganz auf sich allein gestellt sind – und deswegen so gut wie chancenlos.

Da ist der Junge, von dem ich nach zwei Wochen nebenbei erfahre, dass er Epileptiker ist und unter starken Medikamenten steht. Er selbst spricht so schlecht Deutsch



JOCHEN ZICK / KEYSTONE

Vorzeige-Grundschule (in Berlin): „Irrsinniger Zuzug im Viertel“

SCHULEN

Schummeln fürs Kindeswohl

Briefkasten-Wohnungen und Schein-Tagesmütter: Um ihre Kinder an der Wunsch-Grundschule anzumelden, entwickeln Eltern viel Phantasie.

Die Wald-Grundschule in Berlin hat vieles zu bieten, was Mütter und Väter beglückt: Vor über 100 Jahren gegründet, um rachitische Großstadtkinder am Rande des Grunewalds mit frischer Luft zu pöppeln, lockt die Schule heute mit Kursen in Hockey und Fechten, einem Garten mit Teich – und einem beschaulichen Umfeld ohne soziale Konflikte.

„Wir sind ein sehr nachgefragter Bezirk“, sagt Reinhard Naumann, Schulstadtrat in Charlottenburg-Wilmersdorf. So gefragt, dass sein Amt jedes Jahr während der Wochen, in denen Berlin seine Erstklässler auf die Grundschulen verteilt, einen wundersamen Anstieg von Wohnsitzanmeldungen im Einzugsgebiet der Wald-Grundschule verzeichnet.

In diesem Jahr wurde es dem SPD-Politiker zu bunt. Er ließ ein strenges Schreiben an zugezogene Eltern verschicken: Wer nur zum Schein eine Wohnung miete, begehe eine Ordnungswidrigkeit, die mit „einer Geldbuße bis zu 500 Euro“ geahndet werde. Um „berechtigte Zweifel“ zu zerstreuen, sollten die Familien Nachweise beibringen, etwa Mietverträge, Strom- und Gasbelege oder eine GEZ-Anmeldung.

Die Drohung wirkte: Am 1. September werden an der Wald-Grundschule rund 30

Erstklässler weniger ihr Schulleben beginnen als ursprünglich gemeldet. Eine Mutter scheiterte mit ihrem Einspruch gegen die Schnüffelei vor dem Verwaltungsgericht.

Wie um die Wald-Grundschule tobt in vielen deutschen Städten und Gemeinden ein heimlicher Krieg zwischen Ämtern und Eltern. Väter und Mütter wollen ihre Sprösslinge in einer guten Lehranstalt unterbringen – auch wenn sie die Kleinen dafür durch die halbe Stadt karren müssen.

Die Behörden halten dagegen am Sprengeprinzip fest, wonach grundsätzlich der Besuch der nahe gelegenen Grundschule verpflichtend ist.

In dem Streit wird mit harten juristischen Bandagen gekämpft – und mit allerlei Tricks. Eltern geben falsche Adressen an, erfinden Tagesmütter und Arbeitswege. Das Schul-Schummeln ist vielerorts längst Massensport.

Mauschel-Avantgarde ist die Hauptstadt. Abgeschreckt von Horrormeldungen über abgezogene und verprügelte Grundschüler und Klassen, in denen kaum ein Kind die deutsche Sprache beherrscht, bringen Eltern ihren Nachwuchs aus den Schulen der Problemkieze. Dort würden, so die begründete Sorge, den Knirpsen schon früh Lebenschancen verhaselt.

Im Umfeld begehrter Lehranstalten hängen Zettel aus, auf denen Schul-Fluchtwillige ihren Helfern Belohnungen für eine Scheinadresse versprechen. Ein laxes neues Melderecht (SPIEGEL 31/2007) macht es Briefkasten-Familien leicht: Wer sich an- oder ummeldet, muss keine Unterschrift des Vermieters mehr vorlegen.

So sicherte Eva Honoldt* für ihre fünfjährige Tochter die Chance auf einen Platz an der Wald-Grundschule, indem sie sich im Haus von Freunden als Mieterin an-

* Namen von der Redaktion geändert.

meldete. Tatsächlich wohnt die Familie in der Nähe des Bahnhofs Zoo.

Kathrin Wenzel* bringt ihren zehnjährigen Sohn jeden Tag aus einem Dorf im südöstlichen Berliner Speckgürtel an eine Grundschule in Steglitz-Lichterfelde. Dort ist sie gemeinsam mit den vier Kindern bei ihrer Mutter gemeldet, in einer Eineinhalb-Zimmer-Wohnung von 50 Quadratmetern. Die eigens eingerichtete Rufnummer wird an den Arbeitsplatz des Lebenspartners umgeleitet. Sie habe „einen Heidenzorn“, dass sie sich überhaupt in „diese illegale Situation“ begeben müsse, so Wenzel.

Die Fronten zwischen Eltern und Behörden sind verhärtet. Tempelhof-Schöneberg und Charlottenburg-Wilmersdorf lassen verdächtige Zuzüge überprüfen. Mit „schnüffelstaatlichen Allüren“ ließe sich auf Dauer niemand zum Bleiben zwingen, argumentiert dagegen Lutz Hambusch, der als Rechtsanwalt Berliner Eltern vertritt.

Immer häufiger treffen sich die Kontrahenten vor dem Kadi wieder: Am Verwaltungsgericht Berlin steigt die Zahl der Eilverfahren wegen Schul-Streitigkeiten. Für das beginnende Schuljahr waren es rund 120 Verfahren.

Doch auch im Süden der Republik stimmen Eltern mit den Füßen ab. „Wir haben

gen in Darmstadt und Wiesbaden untersucht. Es verblieben Kinder, deren Eltern uninformatiert seien oder die sich lange Fahrten nicht leisten könnten. Deshalb seien schon die „Grundschulen eines Viertels entmischter als dessen Wohnbevölkerung“. Das Wahlverhalten sei in der Konsequenz sozial bedenklich, argumentiert Radtke.

In Nordrhein-Westfalen hat die CDU/FDP-Landesregierung dem Drängen nachgegeben und lässt Eltern ab 2008 die Grundschule frei wählen. 15 Pilot-Kommunen räumen diese Möglichkeit bereits ein. Die Folge: In der Landeshauptstadt Düsseldorf schulen beispielsweise 19 Prozent der Eltern ihre Kinder in fremden Bezirken ein, vor der Freigabe waren es mittels begründeter Anträge 13 Prozent.

Über die Interpretation dieser Zahlen streiten sich Regierung und Opposition. Die Verschiebungen hielten sich im Rahmen, heißt es aus dem Schulministerium. „Die weit überwiegende Mehrheit der Eltern steuert eine nahe gelegene Schule an und baut auf das vertraute Umfeld“, so ein Sprecher. Man sei zuversichtlich, dass „andere Bundesländer nachziehen werden“. Auch Schleswig-Holstein hat beschlossen, die Schulbezirke aufzuheben.

„Das bringt Wanderungen mit sich, die man vermeiden sollte“, kritisiert Ute Schäfer (SPD), ehemalige NRW-Schulministerin. Konkurrenz sei nicht erstrebenswert: „Die Grundschule hat den Auftrag, Kinder fit fürs Lesen und Schreiben zu machen und in ihnen Neugierde zu wecken.“

Barbara John (CDU), ehemalige Ausländerbeauftragte des Berliner Senats, bezeichnet die „massenhaften Ausweichtechniken“ als „rationale Wahl“: „Man kann doch von Eltern nicht verlangen, dass sie ihr Kind dem Gemeinwohl opfern“. Der einzige Weg aus dem Dilemma sei, unpopuläre Schulen so zu stärken, dass sie im unvermeidlichen Wettbewerb eine faire Chance hätten.

Wie die Trendwende zu schaffen ist, macht die Erich-Kästner-Schule in Darmstadt vor. In einem Viertel mit vielen Wohnsilos gelegen und einem Migrantenanteil bei den Schülern von über 50 Prozent, hat sie eigentlich schlechte Karten bei den im Quartier wohnenden deutschen Familien. Doch man habe es geschafft, die Abwanderung an andere Schulen niedrig zu halten, erzählt Schulleiter Michael Hüttenberger stolz.

„Eine Schule muss sich wie ein Unternehmen verkaufen, das seine Alleinstellungsmerkmale herauskehrt“, sagt Hüttenberger. Er spricht gezielt mögliche Kunden an, beispielsweise die Käufer von Eigentumswohnungen. Solche betuchteren Schichten will der Schulleiter Häuserblock für Häuserblock zurückerobern.

An der Erich-Kästner-Schule dürfen sich Mütter und Väter in die letzte Bank setzen und den Unterricht beobachten. Die beste Werbung seien zufriedene Eltern, sagt Hüttenberger – sie überzeugen andere.

JAN FRIEDMANN



Beschmiertes Schulgebäude (in Berlin)
„Massenhafte Ausweichtechniken“

einen irrsinnigen Zuzug im Viertel“, erzählt Claudia Roedel, Elternbeiratsvorsitzende der Dom-Pedro-Schule im Münchner Stadtteil Neuhausen. Manche Familien mieteten eigens kleine Wohnungen an, um dort Mutter und Kinder anzumelden. Andere gäben die Adresse der Oma oder anderer Verwandter an. Die maximal vierzünftig ausgelegte Schule platze mit fünf Parallelklassen aus allen Nähten, erzählt Roedel. „Wir mussten schon Klassen im Keller unterbringen.“

Isabell Zacharias, Vorsitzende des Bayerischen Elternverbands, stellt einen „Run auf Schulen mit gutem Ruf in gehobenen Wohngebieten“ fest. Gemieden werden hingegen Schulen mit einem hohen Ausländeranteil, einer angegliederten Hauptschule oder wenig Überwechslern ins Gymnasium.

„Gerade die Mittelschicht flüchtet aus Schulen mit vielen Migranten“, bestätigt Frank-Olaf Radtke. Der Frankfurter Erziehungswissenschaftler hat die Wanderun-

TELEKOM

Neue Verhandlungen

Nach monatelangem Streit will die Deutsche Telekom AG ihren Konkurrenten nun doch Zugang zu ihrem Glasfaser-Hochgeschwindigkeitsnetz (VDSL) gewähren. Die Pläne sehen vor, dass andere Anbieter wie United Internet oder Arcor Anschlüsse von der Telekom zunächst mieten und dann unter eigenem Namen und mit eigenen Diensten ihren Kunden anbieten können. Entsprechende Verhandlungen haben bereits begonnen. Der Telekom-Vorstand hofft, dem von der EU-Kommission eingeleiteten Wettbewerbsverfahren auf diese Weise die Spitze zu nehmen. Im Frühjahr hatte die zuständige EU-Kommissarin Viviane Reding ein Verfahren gegen die Bundesregierung eingeleitet, weil sich die Telekom mit dem neuen, besonders schnellen VDSL-Netz ein neues Monopol aufbaue.



Montage von Glasfaserkabeln

T. GRIMM / VARIO IMAGES



SPD-Parteichef Beck (bei einem Werftbesuch in Hamburg)

MARKUS HANSEN / ACTION PRESS

GELDLANLAGE

Deutschlandfonds lohnt nicht

Das von der SPD entwickelte Modell für eine stärkere Unternehmensbeteiligung von Beschäftigten wäre womöglich ausgerechnet für die Arbeitnehmer ein schlechtes Geschäft. Das geht aus einer Analyse von MetallRente hervor, dem Pensionsfonds in der Metall- und Elektroindustrie. Die Vorsorgeexperten kommen in ihrer Studie zu dem Schluss, dass der von SPD-Chef Kurt Beck propagierte „Deutschlandfonds“ nicht einmal halb so viel Rendite abwerfen würde wie das bestehende Angebot zur staatlich geförderten Altersvorsorge. Grund ist die unterschiedliche staatliche Förderung. Für private Altersvorsorge in Form einer Betriebs- oder Riesterrente gibt es erhebliche staatliche Zulagen. Steuern und Sozialbeiträge fallen auch nach den jüngsten Plänen der Bundesregierung nicht an. Das SPD-Konzept eines Deutschlandfonds hingegen sieht lediglich die deutlich kleineren Steuervorteile vor, die der Staat bei vermögenswirksamen Leistungen gewährt.

AFFÄREN

Razzia bei Ex-Rewe-Aufseher

Wegen des Verdachts auf Untreue ermittelt die Kölner Staatsanwaltschaft gegen den früheren Rewe-Aufsichtsratschef Klaus Burghard. Am Freitag vorvergangener Woche durchsuchte die Polizei das Privathaus des Ex-Managers sowie eine Stadtwohnung. Auch das Büro seines Nachfolgers Heinz-Bert Zander in der Zentrale des zweitgrößten deutschen Handelskonzerns soll auf Unterlagen aus der Ära Burghard hin

durchsucht worden sein. Möglicherweise stehen die Ermittlungen im Zusammenhang mit Abfindungszahlungen an ehemalige Rewe-Vorstände. Auslöser der Aktion waren jedenfalls zwei anonyme Anzeigen aus dem Frühjahr



Burghard

sowie vom 6. August dieses Jahres, hinter denen nach Einschätzung von Rewe-Insidern ein Racheakt stecken könnte. Im vergangenen Herbst hatte Burghard der Staatsanwaltschaft ein umfangreiches Dossier übergeben. Darin wurde der Vorwurf laut, ehemalige hochrangige Rewe-Manager hätten sich über Jahre hinweg massiv bereichert. Die Staatsanwaltschaft aber ging dieser Frage nie ernsthaft nach. Im Februar dieses Jahres war Burghard nach knapp sieben Jahren an der Spitze des Aufsichtsrats vorzeitig abgelöst worden. Er war für eine Stellungnahme nicht zu erreichen. Die Staatsanwaltschaft wollte sich zu den Ermittlungen nicht näher äußern.

ARBEITSMARKT

Psycho-Fragen vom Amt

Langzeitarbeitslose in Hamburg sehen sich derzeit mit einem bizarren Fragebogen der zuständigen Arbeitsgemeinschaft (Arge) team.arbeit.hamburg konfrontiert. So erstellt die Gesellschaft für Innovationsforschung und Beratung (GIB) im Auftrag der Behörde systematisch Psychogramme, in denen Arbeitslose auch nach sehr persönlichen Neigungen und Fähigkeiten gefragt werden. Das Amt will nicht nur wissen, ob die Hartz-IV-Empfänger ihren Speiseplan gern mit „exotischen Gerichten (z. B. aus Indien, Japan und Mexiko)“ aufpeppen. Von Interesse sind offenbar auch ihre Antworten auf die Frage, ob „das Leben in der DDR gar nicht so schlecht war“, ob „gern Filme angeschaut werden, in denen viel Gewalt vorkommt“ oder ob man es schön fände, wenn „eine Liebe ein ganzes Leben hält“. Schließlich taucht gar die Frage auf, ob „Dinge wie Tarot, Kristalle oder Mandalas“ dem Arbeitslosen helfen können, „in schwierigen Lebenssituationen die richtige Entscheidung zu treffen“, und ob „christliche Wertvorstellungen keine Rolle spielen“. Die Hamburger Behörde für Wirtschaft und Arbeit verspricht sich von der Aktion, „ein um-



MIKE SCHROEDER / ARGUS


Bundesagentur für Arbeit
Arbeitsagentur (in Hamburg)

fangreiches Profil der Kunden zu erhalten“, um „passgenauere Instrumente für den Förderbedarf“ zu entwickeln, so ein Mitarbeiter der Grundsatzabteilung. Tatsächlich macht das Beispiel offenbar Schule. Nach Angaben der GIB, die den Fragebogen mit finanzieller Unterstützung durch den EU-Sozialfonds entwickelt hat, werden ähnliche Befragungen auch in zahlreichen anderen Städten durchgeführt.

Gegendarstellung

In der Ausgabe der Zeitschrift DER SPIEGEL Nr. 21/2007 vom 21. Mai 2007 wird auf der Seite 72 in dem Artikel mit der Überschrift „Kontrolleur belastet“ über mich, Dr. Albrecht Schäfer, u. a. behauptet:

1) „Schäfer habe ihn [einen früheren Top-Manager] zu beruhigen versucht, es könne nichts passieren. Falls etwas hochkochen sollte, seien dies eben die Verfehlungen einzelner Mitarbeiter.“

Diese Behauptung ist unwahr. Ich habe diese Äußerung gegenüber keinem früheren Top-Manager getan.

2) „Als damals die Schweizerische Bundesanwaltschaft die Siemens-Tochter Intercom durchsucht hatte ... habe Schäfer dem Manager einen Stapel mit den Kontenunterlagen mit den Worten übergeben: So etwas müsse man ja nicht unbedingt dem Prüfungsausschuss mitteilen.“

Diese Behauptungen sind unwahr. Ich habe gegenüber keinem Manager diese Äußerung getan und auch keinem Manager einen Stapel Kontenunterlagen übergeben.

3) „Der [ein früherer Com-Vorstand] wollte gegenüber Liechtensteiner Ermittlern aussagen, Schäfer habe ihm aber abgeraten.“

Diese Behauptung ist unwahr. Ich habe nicht abgeraten auszusagen, denn ich

habe mit dem Com-Vorstand gar nicht gesprochen.

München, den 11. Juni 2007
Dr. Albrecht Schäfer

Der SPIEGEL ist nach Paragraph 11 des Hamburgischen Pressegesetzes verpflichtet, die Gegendarstellung ohne Rücksicht auf ihren Wahrheitsgehalt abzudrucken. Die Herrn Schäfer belastenden Aussagen stammen unter anderem von ehemaligen Vorstandsmitgliedern aus dem Siemens-Konzern. Sie haben die Aussagen in verschiedenen Beschuldigtenvernehmungen gegenüber der Münchner Staatsanwaltschaft im Zusammenhang mit deren Ermittlungen über schwarze Kassen des Konzerns zu Protokoll gegeben. –Red.

STEUERN

Fiskus überprüft Medienfonds

Zehntausenden Besitzern von Medienfonds drohen Steuernachzahlungen. Laut eines neuen Schreibens des Finanzamts München können die „Feststellungserklärungen betreffend Medienfonds derzeit nicht bearbeitet werden“. Die steuerliche Behandlung müsse „auf der Ebene der Referatsleiter Einkommenssteuer des Bundes und

Länder noch geklärt werden“. Mit einer Entscheidung wird nicht vor Herbst gerechnet. Ausgangspunkt ist die Affäre um die VIP Medienfonds, die Filme wie etwa „Das Parfum“ mit Dustin Hoffman produzierten. Zwei VIP-Geschäftsführer stehen derzeit vor dem Landgericht München. Sie sollen laut Anklage nur einen Teil der Investorengelder in Filmproduktionen gesteckt und den Rest einfach bei Banken zinsbringend geparkt haben. Der Fiskus strich daraufhin den Anlegern die vom Fondsanbieter versprochene Steuervergünstigung. Jetzt sollen sie 275 Millionen Euro

nachzahlen. Ein ähnliches Schicksal droht nun auch Zeichnern anderer Medienfonds mit Sitz in Bayern – sofern sie nach dem VIP-Muster gestrickt sind. Schwacher Trost: Da die Fonds meist von Großbanken mitinitiiert und vertrieben wurden, fordern betroffene Anleger bereits Schadensersatz. „Erste Vergleichsangebote der Banken erwarten wir für September“, gibt sich Rechtsanwalt Wolfgang Schirp siegessicher.



Szene aus der VIP-Produktion „Das Parfum“

ROHSTOFFE

Reiche Ernte

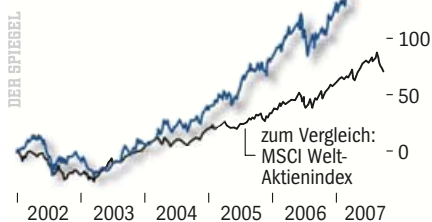
Das Geld liegt nicht auf der Straße, sondern auf dem Acker. Zumindest prophezeien Rohstoffexperten dem Geschäft mit Agrargütern eine große Zukunft. Bereits seit Ende der siebziger Jahre steigt die Nachfrage nach Waren wie Mais und Sojabohnen jährlich um rund 1,5 Prozent. Künftig soll sich die Rate „auf 2,6 Prozent beschleunigen“, schreiben die Analysten der niederländischen Großbank ABN Amro. Bei Getreide sei in den vergangenen acht

Jahren – mit Ausnahme von 2004 – gar mehr verbraucht als produziert worden, die riesigen Lager wurden so geräumt. Der Trend kennt auch künftig nur eine Richtung: nach oben. Und das nicht nur, weil die Weltbevölkerung bis 2050 auf rund neun Milliarden Menschen anwachsen dürfte. Für einen enormen Nachfrageschub sorgt derzeit vor allem die Umstellung auf Biokraftstoff, der in den USA aus Mais und in Brasilien aus Zucker gewonnen wird. Gleichzeitig führt die Verknappung bei Wasser dazu, dass sich die Produktion von Agrargütern nicht beliebig ausbauen lässt. „Das ist langfristig das größte Problem“, schreiben die Rohstoffexperten der Commerzbank. Nur ein Prozent der globalen Wassermenge sei Frischwasser, zwei Drittel bereits verschmutzt. 75 Prozent des verfügbaren Wassers fließe in die Landwirtschaft, steigende Kosten und Preise seien die Folge. Investitionen ins blühende Agrargeschäft versprechen Anlegern eine reiche Ernte. So lässt sich etwa mit Zertifikaten auf den Daxglobal Agribusiness auf den globalen Trend wetten. Der Index basiert auf den weltweit 40 tonangebenden Firmen. Sein Wert hat sich in den vergangenen vier Jahren verdreifacht.

Daxglobal Agribusiness

Veränderung seit Anfang 2002 in Prozent

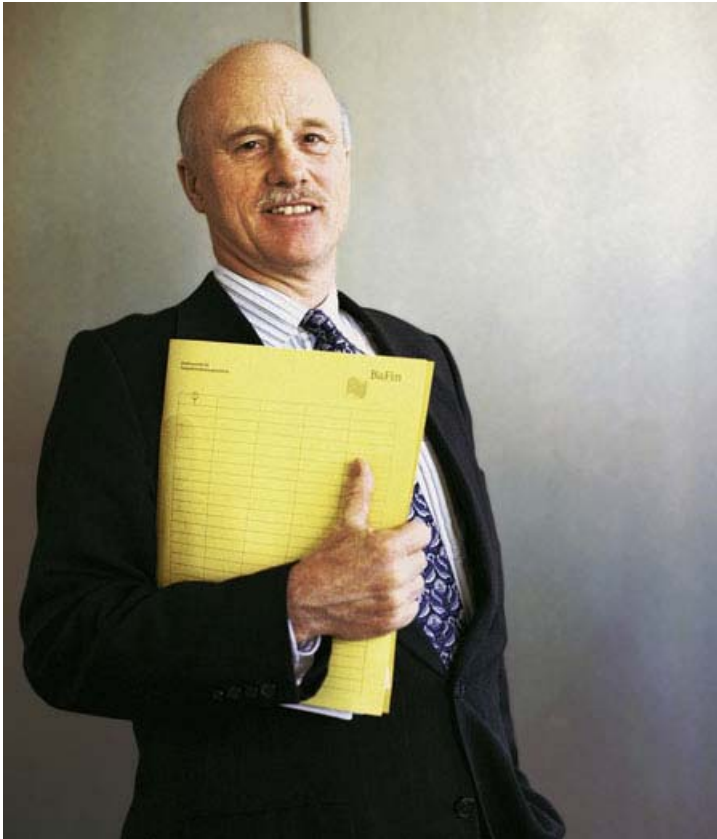
Quelle: Bloomberg



BANKEN

Sächsisches Desaster

Schon vor zwei Jahren stießen Bilanzprüfer auf Milliardenrisiken bei der Sachsen LB. Doch die Aufsichtsbehörden reagierten verhalten. Nun zeigt die Fast-Pleite, dass im Reich der skandalgeschüttelten Landesbanken eine große Strukturreform unvermeidbar geworden ist.



Bankenaufseher Sanio, Zentrale der Sachsen LB in Leipzig, New Yorker Börse, Finanzminister Steinbrück: „Die haben sich da auf Geschäfte

Peer Steinbrück ist ein Mann des klaren Urteils. Der Bundesfinanzminister teilt die Menschheit gern in zwei Gruppen: Fähige und Unfähige. Keine Frage, dass die Mehrheit bedauerlicherweise in der zweiten Kategorie angesiedelt ist.

Sind seine Einschätzungen gar nicht mehr zitierfähig, hat Steinbrück seine Betriebstemperatur erreicht. Allenfalls in echten Krisenmomenten ist er bereit, sich in seinem Urteil zurückzuhalten. Dann wird schon mal gelobt, bis der Arzt kommt. Hauptsache, es beruhigt die Lage.

In diesen Tagen ist es Jochen Sanio, der dieses zweifelhafte Privileg genießt. Auf den Präsidenten der Bundesanstalt für Finanzdienstleistungsaufsicht (BaFin) lässt Steinbrück derzeit nichts kommen. Nach den Fast-Pleiten der Düsseldorfer Mittelstandsbank IKB und der Sachsen LB sollen die Finanzmärkte auf keinen Fall weiter verunsichert werden.

Der oberste Bankenaufseher der Republik sei ein „außerordentlicher Fachmann“, flötet der Minister derzeit gern – und übergeht, wie entsetzt er war, als Sanio vor drei Wochen mit einer unbedachten Äußerung („Es droht die schlimmste Bankenkrise seit 1931“) die ohnehin zittrigen Börsen zwischen New York und Tokio noch weiter verunsicherte.

Eilig musste Bundesbankpräsident Axel Weber aktiviert werden, die Aktienhändler wieder zu beruhigen. Doch vieles spricht dafür, dass Sanio in Zukunft nicht mehr auf die Milde seines obersten Dienstherrn zählen kann. Denn Steinbrücks Ministeriale hegen mittlerweile massive Zweifel an der Kompetenz der Sanio-Behörde.

Die BaFin wusste, wie sich nun herausgestellt hat, seit mindestens zwei Jahren, dass die Sachsen LB über irische Tochterfirmen mit hochriskanten Finanzprodukten dealte – und damit zugleich ihre Exis-

tenz gefährdete (SPIEGEL 34/2007). Fast scheint es, als hätten die Aufsichtsbeamten weitgehend tatenlos zugesehen, wie die überforderten Sachsen hemmungslos weiterzockten – und am Ende alles verloren.

Nur eine eilige Finanzspritze samt Garantieverklärung anderer öffentlich-rechtlicher Banken über gigantische 17,3 Milliarden Euro bewahrte das Institut vor dem totalen Debakel. Seither dringen immer neue Horrorzahlen über das sächsische Desaster an die Öffentlichkeit. Auf bis zu 65 Milliarden Euro sollen sich die Engagements der Bank mit obskuren US-Immobilienkrediten angeblich belaufen.

Doch wie konnte es dazu kommen? Warum haben die Bonner Finanzkontrolleure nicht entschlossen eingegriffen, nachdem ihre eigenen Gutachter schon vor Jahren vor den versteckten Risiken bei den sächsischen Bankern gewarnt hatten? Und welche Verantwortung trifft Sanio selbst,

der in Interviews gern darauf hinweist, er leite eine Behörde „mit Biss“?

Schon 2004 hatte die BaFin bei der Wirtschaftsprüfungsgesellschaft KPMG einen Sonderprüfbericht über die Sachsen LB in Auftrag gegeben. In kompliziertem Ökonomen-Jargon zeichneten die Experten nach intensiven Recherchen ein Bild des Grauens.

„So etwas habe ich noch nicht gelesen“, stöhnte ein Finanzexperte nach einer ersten, oberflächlichen Lektüre des weit über 200 Seiten umfassenden Papiers. Vor al-

Kunstnamen „Georges Quay“ seien unter anderem die „Großkreditgrenzen“ verletzt worden, in zwei anderen wiederum habe die Sachsen LB ein „Erstverlustrisiko aus dem gesamten unterliegenden außerbilanziellen Kreditvolumen“ übernommen. Für den Fall, dass etwas schiefgehen sollte, haftete damit zuallererst – die Bank.

In einer Zweckgesellschaft namens „Flexi Clip“ seien die Risiken einiger gebündelter Kredite schon beim Kauf schlicht „nicht kalkulierbar“ gewesen, kritisierten die Prüfer, eingegangen wurden sie den-

ben“, heißt es weiter. Und das, obwohl es um über 30 Milliarden Euro ging.

Zudem stellten die Prüfer bei der Dubliner Tochter in ungewohnter Offenheit „erhebliche Unzulänglichkeiten in der schriftlich fixierten Ordnung“ fest: „Veraltet, unvollständig, widersprüchlich, nicht umgesetzt.“

Die Sachsen-Banker zockten also nicht nur gern, sie führten auch noch schlampig Buch. Mühsam quälten sich die Prüfer durch die Papiere. Prüfungstichtag war der 31. August 2004, doch die Untersuchung



WALTRAUD GRUBITZSCH / DPA (L.), RICHARD DREW / AP (R.)



MARTIN LENGEMANN / INTRO

eingelassen, von denen sie nicht im Ansatz etwas verstehen“

lem die irische Tochtergesellschaft mit ihren riskanten Milliarden-Deals sei offenbar ein „schludrig geführter Saustall“.

So schreiben die Prüfer, dass die Dublin-Tochter der Sachsen LB am 31. Dezember 2003 „außerbilanzielle Portfolien im Umfang von 30,7 Milliarden Euro“ gemanagt habe, deren Risiken die Bank „entsprechend ihrer Positionen im Wasserfall der strukturierten Finanzprodukte im wesentlichen Umfang“ mittrage.

Übersetzt heißt das: Die Bank hat außerhalb ihrer Bücher mit Summen jongliert, die fast das 20fache ihres Eigenkapitals betragen. Um die deutschen Anforderungen an das Bankgeschäft kümmerten sich die Manager dabei offenbar nur wenig.

Stichprobenartig untersuchten die KPMG-Prüfer drei der komplizierten Finanzkonstruktionen, die unter anderem auch mit US-Immobilienkrediten spekulierten. In einem der Gebilde mit dem

noch. Bei anderen konnten die Experten „die Ordnungsmäßigkeit der Ermittlungen des Buchwerts“ nicht bestätigen. Generell seien die Risikosysteme nicht, wie vorgeschrieben, durch die Simulation realer Ereignisse getestet worden.

Doch die smarten Sachsen-Banker in Dublin hätten ohnehin nicht gewusst, was sie überprüfen sollen. Das Risikotragfähigkeitskonzept der Sachsen LB sei nach Angaben eines Managing Directors bei der Dubliner Tochter der Sachsenbank gar nicht bekannt, schreiben die Wirtschaftsprüfer pikiert.

Zudem seien die irischen Spekulationen durch das „interne Kontroll- und Risikofrüherkennungssystem“ nicht so „überwacht und gesteuert“ worden, wie es die deutschen Gesetze verlangten. Eine „revisionsmäßige Nachvollziehbarkeit und risikomäßige Transparenz der Geschäfte“ sei „nicht im erforderlichen Umfang gege-

brauchte wegen der undurchsichtigen Unterlagen mehrere Monate. Als die Kontrolleure ihren Bericht im April 2005 schließlich vorlegten, waren die beiden zuständigen Bankvorstände bereits wegen einer anderen Affäre zurückgetreten. Es ging um Vetterwirtschaft bei einer Leasing-Gesellschaft, die der Bank gehörte.

Unklar ist, weshalb die BaFin dann nicht beherzt durchgriff. Warum sie nicht dafür sorgte, dass die Sachsen ihre riskanten Deals wenigstens schrittweise reduzierten. Und warum sie den alternden Landesbank-Boss Herbert Süß bis heute nicht abgelöst hat, obwohl der immerhin seit 2002 im Aufsichtsrat der windigen Dubliner Tochterfirma saß?

Man habe den Bericht an die Bundesbank weitergeleitet, die ebenfalls für die Bankenaufsicht zuständig sei, versuchte eine BaFin-Sprecherin am Freitag vergangener Woche gegenüber dem SPIEGEL das



DPA (L.); MARTIN MEISSNER / AP (R.)

**Bankerin Saunders,
WestLB-Zentrale in Düsseldorf
Waghalsige Spekulationen**



Verhalten der eigenen Behörde zu rechtfertigen. Die Bundesbank aber kann Berichte allenfalls prüfen, Sanktionen sind der BaFin vorbehalten.

Dort wird von konsternierten Mitarbeitern darauf hingewiesen, dass man von der Sachsen LB Konsequenzen durchaus gefordert habe, die nach einem Bericht der Abschlussprüfer des Instituts auch erfolgt seien. Man habe schließlich nicht in die Geschäftspolitik der Bank eingreifen können.

Inzwischen wächst auch deshalb die Kritik am BaFin-Chef. „Sanio hat immer nur zwei Pfeile im Köcher“, kritisiert ein hoher Beamter im Finanzministerium, „Sonderprüfung und Vorstand ablösen. Doch das reicht einfach nicht mehr aus.“

Finanzexperten werfen ihm zudem vor, er messe bei öffentlich-rechtlichen und privaten Banken mit zweierlei Maß. Und sie weisen darauf hin, dass die BaFin selbst gerade noch in den eigenen Reihen das Nachbeben eines Korruptionsskandals erlebt, der im vergangenen Jahr aufgefliegen war.

Damals hatte Heinrich Haasis, der Chef des Sparkassen- und Giroverbandes, Sanio im Verwaltungsrat den Kopf gerettet, indem er sich dafür einsetzte, die Abstimmung über die Entlastung des BaFin-Chefs zu verschieben.

Finanzminister Steinbrück hat inzwischen einen gerade erst fertiggestellten Gesetzesentwurf zur Reform der Bankenaufsicht gestoppt. Das Werk soll noch einmal überarbeitet werden.

Einen Teil allerdings will er noch im Herbst vom Parlament verabschieden lassen. Damit soll die Alleinherrschaft des BaFin-Chefs beendet und der Präsident in ein fünfköpfiges Führungsgremium eingebunden werden. Sanio würde damit schleichend entmachtet.

Spätestens seit der Krise der Sachsen LB hält der Minister auch eine komplette Neuordnung des öffentlichen Bankensektors für absolut notwendig. „Die haben sich da auf Geschäfte eingelassen, von denen sie nicht im Ansatz etwas verstehen“, wetterte er jüngst gegenüber einigen Spitzenbeamten. Die Szene der Landesbanken

und ihr Umfeld müssten sich dringend konsolidieren, glaubt er.

Schließlich sind es vor allem die Landesbanken gewesen, die in den vergangenen Jahren durch ihre waghalsigen Spekulationen auffielen – und wegen ihrer riskanten Geschäfte häufig dann auch mit Steuergeldern gerettet werden mussten.

Als besonders berüchtigtes Beispiel dafür gilt der Fall der Berliner Bankgesellschaft, die über Jahre Strohmänner, meist kleine Angestellte, benutzte, um riskante Immobilienfonds aufzulegen. Als die windigen Konstrukte aufflogen, musste das Land Berlin 1,7 Milliarden Euro zuschießen und später eine Bürgschaft über gigantische 22 Milliarden abgeben.

Mehr als ein Dutzend Manager wurden danach verurteilt – unter anderem wegen Bilanzfälschung, Untreue und Steuer-

hinterziehung. Es blieb nicht der einzige Skandal.

Auch die Düsseldorfer WestLB versuchte, ein großes Rad zu drehen. Mit Wissen und Zustimmung des Vorstands investierte die Jungbankerin Robin Saunders in London Hunderte von Millionen. Am Ende hatte sie mit ihren Geschäften drei Milliarden Euro verloren sowie ihren Job – und die Bank eine Menge Vertrauen.

Ob Berliner Bankgesellschaft oder WestLB, Sachsen LB oder früher auch die Bayerische Landesbank – ausgerechnet diese öffentlich-rechtlichen Institute gingen immer wieder enorm riskante Deals ein. Wichtigster Grund: Sie wollten auch mal hohe Gewinne melden, die sie in ihrem Tagesgeschäft gar nicht machen konnten und durften. Denn ihre bedeutendste Aufgabe war es eigentlich, als eine Art Zentralbank der Sparkassen immer für günstiges Geld zu sorgen. Die Landesregierungen bürgten im Hintergrund.

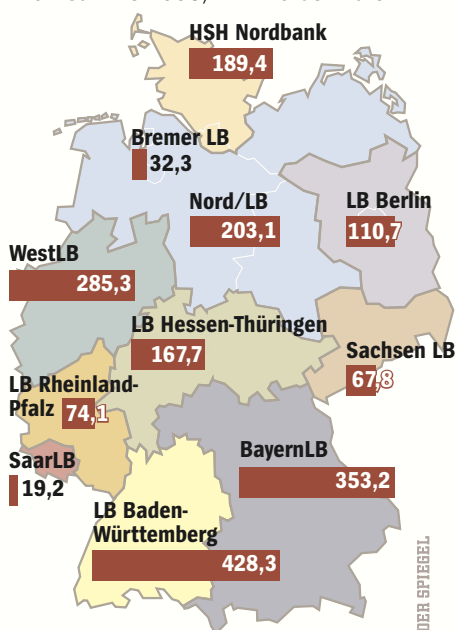
Doch seit die EU in Brüssel diese Art der Staatshaftung unterbunden hat, ist den Landesbanken ihr traditionelles Geschäftsmodell abhandengekommen. Viele Sparkassen sind inzwischen selbst so groß, dass sie auf die Zusammenarbeit mit den Landesbanken nicht mehr angewiesen sind, die ihrerseits nun in einem knallharten Wettbewerb mit den privaten Konkurrenten stehen.

Nur wenige Landesbanken wie die Stuttgarter LBBW haben eine überzeugende Strategie für die Zukunft. Deshalb wird ihr Chef Siegfried Jaschinski auch immer wieder als potentieller Käufer der kleineren Banken genannt. Die anderen versuchen, teilweise mit gewagten Spezialgeschäften zu überleben. So wie die Sachsen LB, deren wackliges Schicksal eine große Strukturreform nun noch beschleunigen dürfte.

Am Ende könnten statt der heute elf vielleicht nur noch zwei oder drei öffentlich-rechtliche Bankenriesen stehen.

Einflussgebiete der Landesbanken

Bilanzsumme 2006, in Milliarden Euro



DER SPIEGEL

LBBW und WestLB verhandeln bereits miteinander. Es geht um viel Geld. Es geht aber auch um politische Empfindlichkeiten.

In der vergangenen Woche versuchten Experten unter Führung der LBBW erst mal, das Chaos bei den sächsischen Kollegen aufzuklären. Dabei tauchten immer weitere Firmen auf, die ebenfalls Anleihen in Milliardenhöhe angesammelt hatten.

„Die Leute in Leipzig haben keine Ahnung, was sie da eigentlich gekauft haben“, sagt einer der Bilanzprüfer, betroffen von der beispiellosen Naivität. Die Sachsen LB hätte auch noch Hochhäuser am Nordpol finanziert, sagt ein Prüfer, wenn die entsprechenden Wertpapiere von einer Rating-Agentur gut benotet worden wären.

Doch wie so häufig geht auch bei der Sachsen LB die Zockermentalität einher mit der Verquickung von persönlichen Interessen und Geschäft. Schon die smarte WestLB Bankerin Saunders beteiligte sich privat, zu Vorzugskonditionen, an Firmen, die sie für die Bank erwarb. Bei der Sachsen LB gibt es ähnliche Verbindungen.

Der irische Bankmanager Adrian Fitzgibbon und sein Chef Claus-Harald Wilsing leiteten das 1999 in Dublin gegründete Milliardencasino der Sachsen. Sie waren die Köpfe hinter dem Geschäft mit riskanten Finanzinstrumenten, das sie stetig ausbauten – wofür sie auch fürstlich belohnt

wurden. Die vermeintlichen Alchimisten Wilsing und Fitzgibbon sowie zwei weitere Manager durften bereits 2004 nebenher eine eigene Vermögensverwaltungsfirma, die AC Capital Partners, gründen.

Damit nicht genug: Die Sachsen LB legte dort rund 400 Millionen Euro an. Die dafür bezahlten Verwaltungsprovisionen flossen in die privaten Kassen der eigenen Angestellten.

„Alles andere hätte dazu geführt, dass wir denen adäquate Gehälter zahlen müssen“, rechtfertigte ein damaliger Vorstand im Untersuchungsausschuss des Sächsischen Landtags die lukrative Nebentätigkeit. „Die bekommen dort rund 500 000 Euro pro Jahr, und man hätte ihnen in London zwei Millionen auf Pfund-Basis gezahlt.“ Nur so habe man die Leute halten können. Doch Wilsing & Co. dachten gar nicht daran zu bleiben. 2005 bereiteten die Großverdiener das Terrain für ihren lukrativen Abgang vor.

Denn auch die Deutsche Apotheker- und Ärztebank (Apobank) ließ mittlerweile Geld von Wilsings Truppe verwalten. Im Herbst 2005 kaufte die Düsseldorfer Bank den Managern schließlich 51 Prozent von AC Capital für einen hohen zweistelligen Millionenbetrag ab. Seit 2006 sitzt Wilsing zudem als Generalbevollmächtigter im Vorstand der Apobank. Sein Freund Fitzgibbon kümmert sich derweil vor Ort um die



LBBW-Chef Jaschinski

Überzeugende Strategie für die Zukunft

irische Fondstochter. AC Capital fährt finanziell bereits einen noch heißeren Reifen als früher: Sie verwaltet 40 Milliarden Dollar in derzeit arg gebeutelten Kreditprodukten. Deren Kurse sind im Zuge der US-Hypothekenkrise eingebrochen.

Diesmal liegt das Risiko jedoch nicht in den Büchern der Bank, sondern unter anderem bei deutschen Pensionskassen, die Anteile an diesen vermeintlich sicheren Fonds gekauft haben. Die Kassenmanager wollten die Renten ihrer Versicherten aufbessern. Daraus wird nun wohl nichts.

BEAT BALZLI, KONSTANTIN VON HAMMERSTEIN,
CHRISTOPH PAULY, WOLFGANG REUTER
STEFFEN WINTER

INVESTOREN

Feindlichste Übernahmen

Mit Schlägertrupps und Schmiergeld betreiben organisierte Kriminelle in Russland ein brutales Geschäft: Firmen werden mit aller Gewalt zur Aufgabe gezwungen.

Die Bilder der Videokamera gleichen Szenen aus einem Bürgerkrieg, stammen aber nur von der Abteilung Betriebssicherheit: Bewaffnete Trupps in grauen Uniformen stürmen die Werkshallen der Zementfabrik Angarzement in Angarsk nahe der sibirischen Großstadt Irkutsk. Die Angreifer schlagen Scheiben ein und sperren anschließend die Firmenleitung aus.

Anderswo geht es ähnlich zu: In Moskau drängen 150 kräftige junge Männer mit Baseballschlägern und Eisenstangen in die Zentrale des Baukonzerns Raswitiye. Zwar rücken die Rabauken ab, als eine Hundertschaft der Polizei aufmarschiert. Doch das Unternehmen mit einem Marktanteil von über 25 Prozent am Moskauer Wohnungsbau wechselt kurze Zeit später auf wundersame Weise in die Hände eines Finanzmagnaten.

Und in Chimki am Rande von Moskau, unweit des Flughafens Scheremetjewo,

wird ein Immobilienunternehmen überraschend von einer Firma gleichen Namens attackiert. Für eine Drohkulisse sorgen auch dabei rauhe Kämpfer. Sie verschanzen sich hinter einem Stacheldrahtzaun. Auf einem Schild steht als Visitenkarte: „Sehr böser Wachdienst“.

Die Fälle illustrieren, dass der Begriff „Feindliche Übernahme“ in Russland oft wörtlich verstanden wird, ähnlich wie der heute für Firmenjäger übliche Begriff „Raider“, dessen Ursprung Überfall heißt.

Anders als in Westeuropa interessieren sich die Angreifer meist nicht mal für das Unternehmen selbst, sondern für dessen Grundstücke. Viele der Landräuber bauen auf erobertem Gelände Luxuswohnungen für Neureiche. Damit lässt sich in boomenden Großstädten schnelles Geld verdienen.

Da es vor allem ums Tempo der Übernahme geht, kommen bei russischen Eigentümerwechseln bisweilen eher Muskel-

als Aktienpakete zum Einsatz. Durchtrainierte Rabauken heißen im russischen Raiderjargon „Landsknechte“. Hintermänner schaffen diese Söldner aus Provinzstädten dann per Bus oder Bahn zum Tatort.

Meist haben sie Weisung, ihren Opfern nur Angst einzujagen. Es fließt zwar kein Blut, aber die überfallenen Firmenwachleute werden mit Klebeband gefesselt und in einen Abstellraum gepfercht, wie ein ukrainischer „Landsknecht“ berichtet. Kommt die womöglich mit Schmiergeld gebremste Polizei erst nach 40 Minuten, sitzt der neue Firmengeschäftsführer bereits korrekt gekleidet am Schreibtisch, ausgestattet mit gefälschten Firmendokumenten.

Die Moskauer Zeitschrift „Ogonjok“ veröffentlichte bereits Preislisten des grauen Gewerbes. 5000 bis 20 000 US-Dollar kostet etwa das Ausspähen eines Unternehmens, 1500 Dollar pro Tag das Abhören eines Mobiltelefons, die „Neutralisierung“ von Polizei und Staatsanwaltschaft schlägt mit 30 000 bis 60 000 Dollar zu Buche.

Vor allem in der Provinz, wo die Schmiergelder niedriger sind als in Moskau, gehen Raider immer dreister vor. Russlands Innenministerium unter seinem Chef Raschid Nurgalijew schätzt, dass jede siebte Firmenübernahme im größten Flächenstaat der Erde mit illegalen Mitteln erfolgt.

Das Räuber-Gewerbe boomt. In den vergangenen drei Jahren verdoppelte sich nach Angaben des Innenministeriums die Zahl der Ermittlungsverfahren wegen gewaltsamer Firmenübernahmen auf 354. Experten des Ministeriums schätzen das Finanzvolumen allein für das Jahr 2005 auf vier bis sieben Milliarden US-Dollar – bis zu 17 Prozent aller russischen Firmenübernahmen.

Häufig wird einem Unternehmer dabei wie im Mafia-Thriller „Der Pate“ ein Angebot gemacht, „das er nicht ablehnen kann“. Hat die Offerte keinen Erfolg, lassen Gangster Schiedsgerichte schmieren, Aktienregister oder Kaufverträge fälschen.

Im Gebiet Tscheljabinsk östlich des Ural-Gebirges verschwand zeitweise eine Festplatte mit Unternehmensdaten aus dem Katasteramt. Als der Datenträger wieder auftauchte, hatte das Magnitogorsker Stahlwerk eine neue Aktionärsliste – und somit neue Eigentümer.

Hintergrund: Die meisten Aktienverzeichnisse existieren in Russland lediglich als elektronische



Immobilienprojekt für die Moskauer Innenstadt: Schnelles Geld in boomenden Großstädten

VALÉRY HACHE / AFP



Minister Nurgaliyev, Präsident Putin
Kampf gegen die „Landsknechty“

Datei, entsprechend einer gesetzlichen Vorgabe.

Mit solchen Tricks sind in Russland nach offiziellen Schätzungen mehr als 170 Raider-Teams aktiv, manche freischaffend, andere von Unternehmen gar festangestellt.

„Die sind hochprofessionell“, sagt Wladimir Owtschinski, Ex-Chef von Interpol in Russland. Banden wie die „Tambower

ments. Im November vergangenen Jahres wurde er in einem Fitness-Studio verhaftet. Der durchtrainierte „Bisnesmen“ soll mit Hilfe bewaffneter Trupps ein Großhandelszentrum unter seine Kontrolle gebracht haben. Angeklagt ist er unter anderem wegen des Anzettels von „Massenunruhen“. Darauf stehen bis zu 20 Jahre Haft.

Inhaftiert wurde im Februar auch Wasilij Boiko in Moskau, bekannt als „König der Raider“. Der 48-jährige Chef einer Firma namens „Ihr finanzieller Fürsorger“ hatte sich auf dubiose Weise 40 000 Hektar im Moskauer Umland angeeignet.

Der bieder wirkende Brillenträger mit dem Buchhaltercharme hatte getönt, er werde westlich von Moskau eine Art Schweiz des Ostens schaffen, mit Fünfsternehotels, Golfplatz und Safaripark – wenn auch ohne den Schweizer Rechtsstaat. Die Staatsanwaltschaft beschuldigt ihn des schweren Betruges und der Geldwäsche. Ihm drohen bis zu 15 Jahre Haft – wenn er denn je verurteilt wird.

experten gar nicht verstehen kann. Er bezeugt, er sei „kein Raider“, sondern nur ein „Kämpfer für zivilisiertes Business“. Mit dem Ex-Bürgermeister Limanski, in dessen Amtszeit die massive Expansion seiner Firma RBE fällt, habe er lediglich eine „normale Partnerschaft“ gepflegt, sagt Schokin.

Bei all diesen dubiosen Deals erwischt es nicht nur russische Firmen. Ein Anruf aus Moskau schreckte im Frühjahr den indischen Geschäftsmann Rajesh Galani in London auf. Eine Wachfirma namens „Faust“ hatte gerade ein Warenlager des Inders im Moskauer Norden gestürmt und Dokumente aus einem Safe entwendet.

Im Gefolge der Sturmtrupps waren in Galanis Unternehmen vermeintliche neue Eigentümer eingedrungen, die verkündeten, sie wollten dort das Büro eines Duma-Abgeordneten eröffnen. Der Volksvertreter, der unter Korruptionsvorwürfen zurückgetretene Ex-Bürgermeister von Wladiwostok, gab derweil den Ahnungslosen.

Gruppierung“ in St. Petersburg, so der Generalmajor a. D. der Miliz, funktionierten „wie die Cosa Nostra in Italien“ – mit Analysezentrum, Anwalts-Teams und Kopfgängern für die Rekrutierung des Nachwuchses. Besonders begehrt: schlecht bezahlte Staatsschützer.

Immer häufiger, so der Kriminalist, attackieren die Angreifer Betriebe der russischen Rüstungsindustrie. So hätten sie sich schon das Unternehmen Basalt in St. Petersburg angeeignet, das unter anderem Teile für die tragbaren Flugabwehraketen „Igla“ liefert.

Nach Schätzungen russischer Geheimdienste sind bereits mehr als 200 Rüstungsbetriebe in das Visier organisierter Angreifer geraten. Die Raider seien daher „eine Bedrohung der nationalen Sicherheit“, sagt Owtschinski.

Nur selten müssen sich Firmenräuber vor dem Gesetz verantworten wie Pawel Fedulew in Jekaterinburg, Geschäftsmann und Ex-Abgeordneter des Regionalparla-

Fachmann Owtschinski weiß, weshalb selbst rabiate Raider selten vor Gericht landen. Jahrelang habe in der russischen Polizei die Devise geherrscht, man wolle sich „in den Streit von Wirtschaftssubjekten nicht einmischen“. Der Staat verzichtete auf den Schutz des Eigentums. Die organisierten Kriminellen würden dabei häufig aufgefangen von „korrupten Netzen in den Rechtsschutzorganen“.

Als einen der erfolgreichsten Firmeneroberer außerhalb Moskaus sieht Owtschinski den Boss des Konzerns Russian Business Estate (RBE), Andrej Schokin, in Samara. Durch Freundschaft mit dem inzwischen abgetretenen Bürgermeister Georgij Limanski seien Schokin „nach Raider-Art“ 238 Immobilien zugeschanzt worden, darunter der Hafen der Wolga-Stadt, so Owtschinski.

Schokins Machenschaften beschäftigten kürzlich den Sicherheitsausschuss der Staatsduma – auch wenn der Verdächtige die Aufregung der Moskauer Sicherheits-

Hardliner in den russischen Rechtsschutzorganen fordern nun schärfere Gesetze gegen Wirtschaftskriminelle, deren Vermögen sie beschlagnahmen lassen wollen. Solche Vorschläge debattiert derzeit im Kreml eine Arbeitsgruppe, die Präsidentengehilfe Wiktor Iwanow leitet. Der Afghanistan-Veteran und Putin-Vertraute war Vize des Inlandsgeheimdienstes FSB. Er gilt als Verfechter eines harten Kurses. In der Kreml-konformen Duma wächst dabei die Bereitschaft zu rabiaten Maßnahmen. Der Abgeordnete Wladimir Semago, selbst Opfer einer feindlichen Übernahme, fordert die „Methoden der Opritschnina“.

Die Opritschnina, eine Kampftruppe des Zaren Iwan des Schrecklichen, sollte im 16. Jahrhundert die Macht der Feudalherren beschränken. Doch der gesetzlose Orden unter dem Zeichen eines Hundekopfs mutierte bald zu einer gefürchteten Truppe von Mördern und Räubern, letztlich auch eine Art Vorläufer der Stalinschen Geheimpolizei.

UWE KLUSMANN



Kabinettsitzung in Meseberg: Ein Ausweg aus der gegenseitigen Blockade ist nicht in Sicht

ARBEITSMARKT

„Den Schuss nicht gehört“

Die Beschlüsse des Koalitionsgipfels in Meseberg bringen Deutschland im Wettlauf um hochqualifizierte Fachkräfte nur einen kleinen Schritt voran. Weltweit locken Regierungen ausländische Spezialisten und Techniker ins Land, die Bundesrepublik aber schottet sich ab.

Es ist nur ein winziges Metallstäbchen, doch für Oscar Escalante-Mendieta soll es der Start ins Berufsleben werden. Als Angestellter des Bonner Telekommunikationskonzerns Detecon fahndet der frisch diplomierte Elektroingenieur gerade in Moskau nach passenden Funkantennen für einen russischen Datennetzbetreiber. Gemeinsam mit Kollegen aus Deutschland, Indien und den USA brütet der Karlsruher Hochschulabsolvent über Schaltplänen und Handbüchern und freut sich, wie er sagt, dass „es bei meinem ersten Job so viel zu lernen gibt“.

Für Escalantes Arbeitgeber war der Berufstart nicht ganz so erfreulich. Während der Ingenieur bereits seinen Posten in Moskau bezogen hatte, musste die Detecon-Personalabteilung einen erbitterten Kleinkrieg gegen die deutschen Einwanderungsbehörden ausfechten. Weil ihr Wunsch-Arbeitnehmer einen mexikanischen Pass besaß, versuchten die hiesigen Ämter, seine Anstellung mit allen Mitteln des deutschen Ausländerrechts zu verhindern.

Den ersten Einstellungsantrag lehnten die Beamten rundheraus ab. Dann präsentierten sie einen deutschen Gegenkandidaten und verlangten, dass er zum persönlichen Vorstellungsgespräch eingeladen wird. Erst als die Detecon-Manager nachwiesen, dass die angebliche Fachkraft kaum Englisch verstand und nicht einmal die aktuellen Mobilfunktechnologien kannte, lenkte die Verwaltung ein. Erst nach einem dreimonatigen Verhandlungsmarathon gaben die Ämter ihr Okay.

Die Detecon-Manager atmeten auf, schließlich müssen sie derzeit rund 60 offene Fachkraftstellen besetzen. Der Ingenieur aus Mexiko dagegen hätte auch mit einer Ablehnung leben können. „Dann wäre ich eben woanders hingegangen“, sagt Escalante. Nach seinem Abschluss hätten ihm „vier lukrative Angebote aus verschiedenen Ländern vorgelegen“.

So geht das dauernd: Ausgerechnet im stärksten Wirtschaftsaufschwung seit Jahren droht Deutschland die eigene Zukunft zu verschlafen. Weltweit werben die gro-

ßen Industrieländer um das begrenzte Angebot hochqualifizierter Fachkräfte.

Nur im Land des amtierenden Exportweltmeisters setzen die politischen Parteien darauf, den wachsenden Bedarf an Ingenieuren, Software-Entwicklern oder Physikern vornehmlich aus dem schrumpfenden heimischen Arbeitskräftepotential zu decken.

Auch bei ihrer Klausursitzung im brandenburgischen Meseberg hat die Bundesregierung daran nichts Wesentliches geändert. Wenige Tage nachdem Bundespräsident Horst Köhler das jahrelang umstrittene Zuwanderungsgesetz unterzeichnet hat, plant die Regierung zwar einige Korrekturen – doch vorläufig nur ganz kleine.

So beschloss die Koalition zwar, den Zuzug osteuropäischer Ingenieure und ausländischer Hochschulabsolventen etwas zu erleichtern. Doch zugleich wurden die Maßnahmen mit derart vielen Bedingungen und Einschränkungen verknüpft, dass sie nur wenige Hochqualifizierte zusätzlich in die Bundesrepublik locken

werden. Einen allenfalls „kleinen Schritt in die richtige Richtung“ erkannte etwa der Deutsche Industrie- und Handelskammertag.

Im Prinzip hält die Große Koalition damit an jener verfehlten Einwanderungspolitik fest, über die Experten schon seit langem die Köpfe schütteln. Über Jahrzehnte wurden Ausländer ins Land gelassen, die mitunter nicht einmal der eigenen Muttersprache mächtig waren und alsbald den Sozialkassen zur Last fielen. Gleichzeitig legte die Regierung hochqualifizierten Zuwanderern aus Osteuropa oder Asien hohe Hürden in den Weg.

Im internationalen Technologiewettlauf wirkt Deutschland wie ein Sprinter, der sich kurz vor dem Start noch selbst ein Bleigewicht umschnallt. Während andere Industrienationen ausländische Topkräfte mit Steuervorteilen und Werbeaktionen umgarnen, während zudem jährlich Zehntausende gutausgebildete Deutsche ihrer Heimat den Rücken kehren, schreckt die

Kürzlich wollte Voß einen russischen Betriebswirt verpflichten, der mit einem Stipendium des Deutschen Akademischen Austauschdienstes ein Aufbaustudium in Berlin absolvierte. Nachdem der Mann mit Bravour ein mehrwöchiges Praktikum in der Deloitte-Hauptstadtvertretung absolviert hatte, wollte ihn Voß für das wachsende Osteuropageschäft des Konzerns anstellen.

Die zuständige Behörde aber bestritt, dass der Abschluss des Kandidaten mit einem deutschen Diplom vergleichbar sei – und verweigerte die Zustimmung. Erst nach monatelangen Verhandlungen mit Behörden und Juristen fand Voß schließlich einen Ausweg: Der russische Buchprüfer wurde von der Moskauer Deloitte-Filiale angestellt und von dort nach Deutschland versetzt. „Wer solche Umwege gehen und einen solchen Zeitaufwand in Kauf nehmen muss“, schimpft die Managerin, „wird kaum noch ausländische Kandidaten einstellen.“

Kein Wunder, dass viele Unternehmen erst gar keine Ausländer anwerben und Akademiker aus Polen oder Rumänien um den verriegelten deutschen Arbeitsmarkt einen Bogen machen.

Internationale Analysen zeigen: Nach dem Fall des Eisernen Vorhangs wanderten osteuropäische Hochschulabsolventen vornehmlich nach Großbritannien oder Skandinavien aus, wo sie das Wirtschaftswachstum kräftig ankurbelten. Nach Deutschland verirrt sich Qualifizierte allenfalls, wenn sie von Landwirten als billige Erntehelfer gesucht waren.

In den ersten sechs Monaten dieses Jahres, so geht aus einer Statistik der Nürnberger Bundesagentur für Arbeit hervor, durften lediglich 5088 Auslandsspezialisten ins Land.

Das reicht nicht einmal aus, die Abwanderung hochqualifizierter Bundesbürger auszugleichen. Die Fachkräftelücke im aktuellen Konjunkturaufschwung lässt sich damit erst recht nicht schließen. Allein im

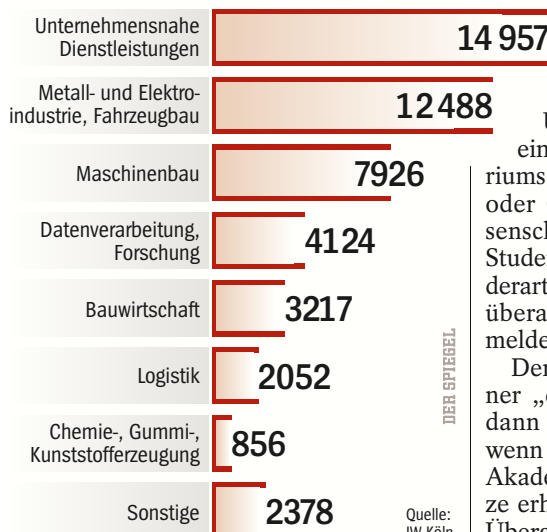
Bundesrepublik einwanderungswillige Fachkräfte konsequent ab.

So praxisfern sind die Bestimmungen, dass sogar die Creme der heimischen Exportindustrie immer häufiger mit dem Ausländerrecht in Konflikt gerät. Tiemo Kracht, Geschäftsführer der Personalberatung Kienbaum, die für deutsche wie ausländische Konzerne weltweit Spitzenkräfte rekrutiert, ist überzeugt: „Deutschland hat den Schuss noch nicht gehört.“

Wie wenig die hiesigen Paragraphen zur Realität einer globalen Wirtschaft passen, weiß auch Jessica Voß, Personalreferentin beim Wirtschaftsprüfungs- und -beratungsunternehmen Deloitte. Immer mehr Kunden ihres Unternehmens kommen aus dem Ausland, immer größere Teile des Geschäfts werden jenseits der Grenzen abgewickelt. Doch wenn die Managerin Mitarbeiter mit entsprechenden Sprachkenntnissen oder Landeskontakten einstellen will, verheddert sie sich häufig im Dickicht des deutschen Ausländerrechts.

Fachkräftemangel

Nicht besetzte Stellen nach Branchen in Deutschland, 2006



Maschinenbau fehlen derzeit 20 000 Ingenieure, in der Informations- und Kommunikationstechnologie ebenso viele Software-Spezialisten. Den Verlust für die Wirtschaft bezifferte eine Studie für Wirtschaftsminister Michael Glos jüngst mit 20 Milliarden Euro pro Jahr.

Und das ist erst der Anfang, wie aus einer Analyse des Forschungsministeriums hervorgeht. Ob Informatik, Physik oder Chemie: In den meisten naturwissenschaftlichen Fachrichtungen sind die Studenten- und Absolventenzahlen zuletzt derart eingebrochen, dass die Behörde nun überall „Engpässe“ und „Knappheiten“ meldet.

Der Ministeriumsbericht warnt vor einer „dramatischen“ Situation, die selbst dann kaum entschärft werden könnte, wenn die Universitäten ihren Ausstoß an Akademikern um zweistellige Prozentsätze erhöhen würden. „Zumindest für eine Übergangszeit ist eine Zuwanderung aus-



MTU / DPA

Triebwerksbau (in München): „Dramatische Situation“

ländischer Fachkräfte deshalb völlig unvermeidlich“, urteilt Jürgen Egel vom federführenden Zentrum für Europäische Wirtschaftsforschung.

Doch die Erkenntnisse der Fachwelt werden bei den zuständigen Politikern weiter verdrängt. Seit mehr als zehn Jahren fordern internationale Organisationen und heimische Expertenkommissionen die Bundesregierung auf, nach dem Vorbild moderner Einwanderungsländer wie Kanada oder Großbritannien gezielt ausländische Fachkräfte ins Land zu lotsen.

Doch bislang ist davon kaum etwas zu spüren. „Deutschland ist kein Einwanderungsland“, rufen die Spitzen bei Union und SPD – und kommen der Wirklichkeit damit näher, als sie selbst oft wahrhaben wollen.

Es ziehen mehr Menschen aus der Bundesrepublik weg als umgekehrt ins Land kommen. Alle Versuche gegenzusteuern, blieben ohne größere Wirkung.

Das Programm von Ex-Kanzler Gerhard Schröder, mit Hilfe einer sogenannten Greencard Computerexperten aus Ost-

europa oder Asien zum Einwandern zu bewegen, wurde nach wenigen Jahren wegen Erfolglosigkeit eingestellt. Auf ein sogenanntes Punktesystem, mit dem jährlich eine vorgegebene Zahl besonders qualifizierter Ausländer in die Bundesrepublik geholt werden soll, konnten sich Union und SPD trotz jahrelanger Verhandlungen nicht einigen.

Stattdessen blieb es bei einem Einwanderungsrecht, das etwa Klaus Zimmermann, Präsident des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung, als „Zuwanderungsverhinderungsgesetz“ einstuft. So dürfen sich ausländische Akademiker nur dann ungehindert in Deutschland niederlassen, wenn sie mehr als 85 500 Euro im Jahr verdienen.

Das sind Gagen, die hierzulande nicht mal jeder Geschäftsführer bekommt. So ist es kein Wunder, dass im vergangenen Jahr noch nicht einmal 500 Spezialisten die entsprechenden Zuwanderungsregeln nutzten.

Als nicht weniger abschreckend erweisen sich jene Bestimmungen, mit denen

ausländische Studenten nach Abschluss ihrer Universitätsausbildung im Land gehalten werden sollen. Zwar haben sie neuerdings ein Jahr lang Zeit, sich in Deutschland einen Job zu suchen. Doch wenn sie eine Stelle gefunden haben, muss die regionale Arbeitsagentur in einer sogenannten Vorrangprüfung untersuchen, ob sie nicht einen ebenso geeigneten deutschen Kandidaten findet.

Das Verfahren zieht sich in der Regel nicht nur viele Monate lang hin, es endet auch in vielen Fällen mit einer Absage für den Auslandsbewerber. Folgerichtig verabschieden sich fast 95 Prozent der Gaststudenten, deren Ausbildung hierzulande oft viele tausend Euro an Steuergeldern verschlungen hat, nach ihrem Abschluss lieber gleich in fremdenfreundlichere Aufnahmelande oder in die Heimat.

Dass die jüngsten Regierungsbeschlüsse mehr Auslandsakademiker zum Bleiben bewegen, ist nicht zu erwarten. So will die Große Koalition zwar das bürokratische Ungetüm der Vorrangprüfung abschaffen. Doch im Gegenzug beschränkt sie das Bleiberecht der Gaststudenten nach ihrem Examen auf drei Jahre. Anschließend werden sie wieder in ihre Heimatländer zurückbeordert. Wie derlei junge Ukrainer oder Koreaner für eine Karriere in Deutschland begeistern soll, weiß wohl nur das Bundeskabinett.

Die erleichterten Zugangsregeln für ausländische Ingenieure werden ebenfalls wenig bewirken. So öffnet die Regierung die Grenzen vorerst nur für Kandidaten, die aus den osteuropäischen Beitrittsländern stammen und ihren Abschluss in speziellen Fachrichtungen wie Maschinenbau oder Elektrotechnik gemacht haben. Für alle anderen bleibt der deutsche Arbeitsmarkt verschlossen wie eh und je.

Damit nicht genug. Wer sich trotz der abschreckenden Gesetze in die Bundesrepublik traut, gerät nicht selten in die Mühlen einer überforderten Arbeits- und Ausländerverwaltung. Das musste etwa der chinesische Elektroingenieur Yun Tang erleben, der nach seinem Studium in Karlsruhe einen Greencard-Job beim Stuttgarter Bosch-Konzern aufnahm.

Tang machte seine Sache bestens, und so beordneten ihn seine Chefs schon bald für eine Spezialaufgabe nach Japan. Doch als Tang nach seinem einjährigen Aufenthalt in Yokohama zurückkehrte, um sich dauerhaft in Deutschland niederzulassen, erwartete den Ingenieur eine böse Überraschung: Er habe seinen Wohnsitz vorübergehend nach Japan verlegt, teilte ihm die zuständige Ausländerbehörde mit. Deshalb habe er sein Aufenthaltsrecht in Deutschland verwirkt. Von Rechts wegen, so besagte der Bescheid, hätte er eigentlich umgehend ausreisen müssen.

Zwar gelang es Tangs Arbeitgeber, die Beamten umzustimmen. Doch der Preis war hoch. Der Elektroingenieur durfte, an-

ders als geplant, vorerst nicht mehr nach Japan zurückkehren. Dem Bosch-Angestellten selbst ist die Lust auf weitere Auslandsengagements vergangen. „Man macht sich ja Sorgen, dass man nicht mehr zurückkommen darf“, sagt er.

Dass Gastarbeiter bestraft werden, wenn sie für ihr Unternehmen den Standort wechseln, ist nur eine der Kuriositäten des hiesigen Ausländerrechts. Nicht weniger skurril sind die Folgen des 250 Seiten dicken Zuwanderungsgesetzes auf die bunte Wirklichkeit moderner Personalwirtschaft.

Die komplizierten Regeln zu Niederlassungstatbeständen, Visumbestimmungen und Prüfverfahren passen schlecht in die Welt globaler Exportunternehmen, in denen internationale Expertenteams ständig zwischen Firmenzentrale und Regionalvertretung hin- und herpendeln.

So müssen die Unternehmen höchst differenzierte Bestimmungen beachten, je nachdem, ob sie ihre Angestellten zu Pro-



Ingenieur Escalante-Mendieta (in Moskau)
Lukrative Angebote aus vielen Ländern

allerdings nur dann, wenn das Unternehmen genauso viele deutsche Mitarbeiter über die Grenzen schickt, wie es umgekehrt Ausländer nach Deutschland holt.

räumen qualifizierten Ausländern, die zum Arbeiten ins Land kommen, satte Steuervorteile ein.

Ein Vorstoß von Hessens Ministerpräsident Roland Koch dagegen, der bereits seit Jahren ähnliche Vergünstigungen auch hierzulande einführen wollte, scheiterte kläglich im Bundesrat. Kein Wunder, dass es die Akademikerelite nach Großbritannien, Australien oder in die Vereinigten Staaten zieht, aber nur selten nach Deutschland.

Um mehr Spitzenkräfte ins Land zu locken, empfehlen Experten wie DIW-Chef Zimmermann deshalb ein ganzes Bündel von Maßnahmen. Deutschland müsse die Hürden für den Akademikerzuzug senken, die Arbeitsbedingungen für ausländische Studenten erleichtern und ein festes Kontingent ausländischer Fachkräfte mit Hilfe eines Punktesystems ins Land

jektarbeiten, Weiterbildungen oder Forschungsvorhaben ins Land holen. Mal müssen sie Anträge auf Arbeitsgenehmigung bei einer Zentralbehörde in Bonn einreichen, mal bei ihrer örtlichen Arbeitsagentur. Ist der Auslandsangestellte für ein Projekt in München eingereist, darf er nicht an einem Führungsseminar in Hamburg teilnehmen.

„Der Verwaltungsaufwand ist erheblich“, stöhnt Peter Schoof, Personalentwickler bei der Stuttgarter DaimlerChrysler AG. Allein um die nötigen Arbeits- und Aufenthaltsgenehmigungen für die eigenen Angestellten zu beschaffen, sind drei Angestellte der Konzernzentrale das ganze Jahr über ausgelastet.

Mitunter müssen selbst die spezialisierten Ausländerabteilungen deutscher Großbetriebe kapitulieren, etwa wenn es um die bizarren Bedingungen für den sogenannten internationalen Personalaustausch geht. Der sieht erleichterte Einreisebestimmungen für Auslandsangestellte vor –

Die Vorschrift soll den heimischen Arbeitsmarkt schützen, tatsächlich bewirkt sie das Gegenteil. Um die Regel zu umgehen, würden manche Unternehmen „internationale Projekte verstärkt ins Ausland verlagern“, berichtet Bosch-Personalleiterin Marie-José Stevens, zugleich Sprecherin des Netzwerks Mobilität, einer Arbeitsgemeinschaft großer deutscher Exportunternehmen.

Mit ihrer restriktiven Ausländerpolitik gerät die Bundesrepublik also zunehmend ins Abseits. Doch während sich Deutschland abschottet, machen wichtige Konkurrenznationen Jagd auf ausländische Fachkräfte.

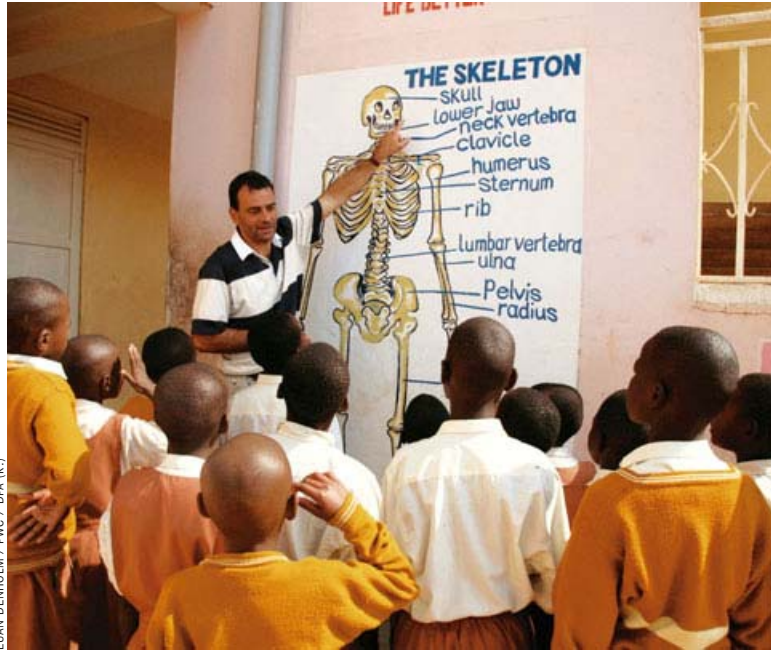
Unter Frankreichs Staatspräsident Nicolas Sarkozy etwa wurden die Zuzugsbedingungen für ausländische Gutverdiener, Studenten und deren Ehepartner verbessert. In Dänemark hat der nationale Arbeitgeberverband eine eigene Agentur gegründet, die weltweit Fachkräfte ködert. Länder wie Belgien und die Niederlande

lotsen. „Nur so“ könne „Deutschland bei ausländischem Spitzenpersonal wieder ein positives Image erlangen“.

Doch die Chancen, dass die Regierung den Expertenempfehlungen folgt, stehen schlecht. Zwar hat das Kabinett auf seiner Klausur in Meseberg beschlossen, mittelfristig den Arbeitsmarktzugang von Fachkräften völlig neu zu ordnen. Die Konzepte der Parteien dazu sind indes weiter gegensätzlich. Die SPD favorisiert ein Punktesystem, das die CDU bislang stets abgelehnt hat. Die Unionsparteien wiederum wollen die Verdienstgrenzen für den Akademikerzuzug senken. Das stößt auf den Unmut der Sozialdemokraten.

Ein Ausweg aus der gegenseitigen Blockade ist nicht in Sicht, und so bleibt es auf absehbare Zeit bei der herrschenden Abschottungsstrategie. Grundsätzlich, so Vizekanzler Franz Müntefering am vergangenen Freitag, müsse vorrangig „das heimische Potential ausgeschöpft werden“.

MICHAEL SAUGA



Röntgenassistentin Pühse (l., in Peru), Wirtschaftsprüfer Schmidt (in Uganda): Entlohnung jenseits der Gehaltsabrechnung

MOTIVATION

Urlaubsziel: Erste Hilfe

Auf der Suche nach ein bisschen Sinn verbringen viele Deutsche ihren Urlaub neuerdings nicht am Strand, sondern in Entwicklungsländern oder bei Öko-Organisationen.

Das „Harz-Feeling“ ist das, was Andrea Jerolewitz vom Urlaub bleiben wird: Muskelkater, Kratzer an den Unterarmen und eben der Fichtensaft, der hartnäckig am Ärmel klebt. „Das Zeug lässt sich kaum aus den Klamotten waschen“, sagt Jerolewitz. Sie strahlt.

Eine Woche lang ist sie morgens um sechs Uhr aufgestanden, hat Sträucher geschnitten, Bäume zersägt und trockenes Gestrüpp verbrannt – für null Euro die Stunde. „Ich brauche das“, sagt die 45-jährige medizinisch-technische Assistentin.

Sonst steht sie montags bis freitags im Labor. Im Urlaub fällt sie Bäume.

Mit 19 weiteren Freiwilligen war Jerolewitz Mitte August in der bayerischen Rhön im Einsatz beim Bergwaldprojekt, einer Stiftung, die Arbeitseinsätze in den Wäldern zwischen Amrum und Allgäu organisiert. Für das Jahr 2007 erwarten die Organisatoren insgesamt 1200 Naturfreunde, die in der Ferienzeit ihre Bürokluft gegen Arbeitshandschuhe und Gummistiefel tauschen.

Freiwillige Helfer – das waren bislang vor allem orientierungswütige Schüler und Studenten, die im israelischen Kibbuz Orangen ernteten. Das waren engagierte Rentner, die weniger glücklichen Altersgenossen im Heim Gedichte vorlasen, oder Hobbysportler, die im Verein aushalfen. Dass Berufstätige Urlaub nehmen, um in

fachfremden Gebieten zu helfen, ist ein neues Phänomen.

„Früher haben vor allem Studenten und Ökos teilgenommen. Heute machen bei uns Ingenieure, Software-Entwickler, Banker und Beamte mit“, sagt Peter Naumann, Förster beim Bergwaldprojekt.

Vom neuen Freizeitfließ profitieren nicht nur gemeinnützige Dienste, sondern sogar Reiseveranstalter. Der Südamerika-Spezialist Vientura vermittelt Einsätze in Altenheimen und Kindergärten von Ecuador bis Kolumbien. Biosphere Expeditions bietet Naturschutzexpeditionen weltweit an: Für 2190 Euro ist man beim Geparden-Zählen in Namibia dabei, Gamsen-Schutz inklusive Bärenkot-Sammeln ist in der Slowakei bereits für 1470 Euro zu haben. Man bekommt nicht nur nichts, man zahlt auch noch fürs Gutsein.

„Das Volunteering ist ein wachsender Nischenmarkt“, sagt die Tourismusforscherin Felicitas Romeiß-Stracke. „Immer mehr Menschen wollen in einem Teil ihres Urlaubs etwas Sinnvolles tun.“

„Volunteering“ nennen Amerikaner und Briten den längeren Arbeitseinsatz, „Voluntourism“ die Kurzzeitvariante, die nun auch hierzulande Anhänger findet: Ein paar Wochen im Jahr werden Angestellte zu Ehrenamtlichen, Betriebswirte zu Waldarbeitern, Beamtinnen zu Kindergärtne-

rinnen. Den Teilnehmern geht es um die gute Sache, ums gute Gewissen, vor allem aber um Arbeit und Anerkennung.

„Im Wald sehe ich sofort, was ich geleistet habe“, sagt Reinhard Roth, 58. Der Betriebsökonom hat im August in der Rhön gesägt und geschwitzt und abends darauf gewartet, dass in der Hütte eine der beiden vorhandenen Duschen frei wurde: „Hier zählt die Gemeinschaft.“

In der Bank, in der er arbeite, sitze er seit zwölf Jahren einem Kollegen gegenüber, den er kaum kenne, erzählt Roth: „Nicht einmal den Namen seiner Frau weiß ich.“ Im Wald vergleichen die Freiwilligen abends in der Runde gar ihre blauen Flecken. Eine Hamburger Steuerberaterin spricht vom Sinn, den die Waldarbeit mache, und vom Druck, der zu Hause in der Firma auf ihr laste. Ein Betriebswirt erzählt von Milliarden Gewinnen, von Bonuszahlungen – und davon, dass es ihm eigentlich um anderes geht.

„In der Freiwilligenarbeit haben Menschen die Möglichkeit, auch einmal Fehler zu machen. Sie müssen sich nicht ständig rechtfertigen für das, was sie tun, und bekommen Unterstützung und Anerkennung von anderen – all das fehlt heute im Berufsalltag häufig“, sagt Theo Wehner. Der Arbeitspsychologe an der ETH Zürich erforscht die Motive von Ehrenamtlichen und hat festgestellt, dass es gerade beruflich und sozial stark eingebundene Menschen sind, die im Urlaub Entlohnung jenseits der Gehaltsabrechnung suchen.

„Die Wertschätzung ist das, was ich brauche“, sagt Susanne Pühse. Die Röntgenassistentin hat im vergangenen Jahr vier Wochen unbezahlten Urlaub genommen, um Kleinkinder in Peru zu hüten. Dienstbeginn im Kindergarten war morgens um halb acht, sieben Stunden Arbeit

täglich, Füttern, Turnen, Singen. Die 52-Jährige fand das „schon stressig“. Abends sei sie nur noch ins Bett gefallen – erledigt, aber zufrieden: „Man kriegt so viel mehr zurück.“

So viel mehr als in ihrem Spital in Zürich. Ihre Arbeit dort mache ihr Spaß, sagt Pühse, aber der Druck sei größer geworden, seitdem die Klinikleitung das Haus als „Dienstleistungsbetrieb“ führe: „Die ständige Meckerei, der Zeitdruck, es geht um Fälle, nicht mehr um Menschen.“

Nach Studien der Universität Bochum sind bis zu drei Viertel der Deutschen grundsätzlich zufrieden mit ihrem Beruf,

Faktoren für Motivation und Produktivität: „In der Arbeitswelt gibt es viel Frust und ein enormes Potential an ungenutzter Energie.“

Und weil Gutmenschentum nach außen getragen immer auch Prestigegewinn bedeutet, haben Unternehmen nun einen Weg gefunden, ehrenamtliches Engagement von Mitarbeitern marketinggerecht zu unterstützen: „Corporate Volunteering“ nennt sich das jetzt, wenn Siemens-Angestellte Dienst in der Bahnhofsmision leisten oder DaimlerChrysler-Kollegen Unterrichtsräume in einem Jugendzentrum renovieren.

Reichte den Firmen früher eine weihnachtliche Scheckübergabe an die lokale

schäftigten nahmen für den Einsatz eine Woche regulären Urlaub.

„Viele Unternehmen haben begriffen, dass es nicht reicht, den Menschen immer neue Lohn- und Prämienanreize zu bieten“, glaubt Arbeitspsychologe Wehner. Den Firmen gehe es keineswegs nur um Werbung mit der eigenen Wohltätigkeit.

„Natürlich sind wir nicht Unicef, sondern ein Wirtschaftsunternehmen“, sagt Christa Büchler, die bei Henkel die Initiative „Miteinander im Team“ leitet, die das Engagement von Kollegen mit Spenden und bezahlter Freistellung fördert. Das Unternehmen habe erkannt, wie beflügelt die

würden ihn aber gleichzeitig auf keinen Fall ihren Kindern empfehlen. Die Forschungsfirma Gallup erfasst alljährlich die Motivation von Mitarbeitern. Diesjährige Bilanz für Deutschland: Gut zwei Drittel aller Arbeitnehmer machen nur noch Dienst nach Vorschrift. Knapp ein Fünftel hat innerlich bereits gekündigt.

An allgemeiner Faulheit liegt das nicht: „Menschen wollen nicht nur Teil einer erfolgreichen Beutegemeinschaft sein“, sagt der Wirtschaftsethiker André Habisch, „sie haben das Bedürfnis, sinnvoll tätig zu sein.“ Wie ernst genommen und fair behandelt sich Mitarbeiter fühlen, das seien entscheidende

Caritas-Station, um ihr soziales Gewissen zu beruhigen, spannen sie heute willige Mitarbeiter ein: Bei der Lufthansa zimmerten Manager einen Spielplatz für jugendliche Aussiedler. Die Wirtschaftsprüfer von PricewaterhouseCoopers (PwC) schicken Führungskräfte nach Uganda, um dort psychisch Kranke zu betreuen. „Diese Grenzerfahrung wird mir helfen, Situationen anders einzuschätzen“, sagt PwC-Partner Frank Schmidt.

Der Elektronikkonzern ABB rekrutierte derweil in diesem Jahr rund 200 Helfer für die Special Olympics. Die Firma zahlte Anreise, Unterkunft und Verpflegung; die Be-

Kollegen von den Einsätzen zurückkämen, so Büchler: „Wenn sich die Mitarbeiter verstanden fühlen, geben sie mehr.“

Dass der Gesetzgeber die Arbeitnehmer eigentlich mal zur Erholung im Urlaub verdonnern wollte, stört den Fleiß der neuen Hilfe-Touristen dabei nicht weiter. Wer weiß schon, dass es ein Bundesurlaubsgesetz gibt, wo es in Paragraph 8 heißt: „Während des Urlaubs darf der Arbeitnehmer keine dem Urlaubszweck widersprechende Erwerbstätigkeit leisten.“

Was der Einzelne unter Erholung verstehe, sei eben Definitionssache, heißt es bei Henkel.

JULIA BONSTEIN



Investor Sawiris (M., in Andermatt), Davoser Schatzalp-Simulation: „Sensationeller Standort, sensationelles Projekt“

TOURISMUS

Pimp my Mountain

Mit gigantischen Bauprojekten wollen etliche Bergorte ihr Urlaubsgeschäft weiter ankurbeln. Erlaubt ist, was auffällt.

Das Klein Matterhorn ist kein sonderlich gemütlicher Ort. Die dünne Luft auf 3883 Meter Höhe macht das Atmen schwer, der Wind pfeift scharf, und die Temperaturen fallen selbst tagsüber mitunter auf minus 30 Grad.

Trotzdem fahren jährlich über eine halbe Million Gäste mit der Seilbahn auf den Gipfel – auch wegen des Blicks auf den großen Bruder Matterhorn und die einmalige Bergkulisse: Von den 76 Viertausender-Gipfeln der Alpen ist genau die Hälfte vom Matterhorn aus zu sehen.

Einer zu wenig, findet der neue Tourismusdirektor Daniel Luggen, und will seinem Ort mit einem tollkühnen Projekt einen weiteren Bergriesen schenken: Eine 117 Meter hohe Pyramide aus Glas und Stahl soll das Klein Matterhorn über die Viertausender-Latte heben.

Draußen zwei Aussichtsplattformen, drinnen – wegen der dünnen Luft nur über Druckausgleichskabinen erreichbar – Restaurants, Kino, Konferenzräume und ein Schwimmbad. In ein paar Monaten will Luggen das Baugesuch für die 30 Millionen Euro teure Touristenattraktion einreichen. „Es braucht immer mal wieder Pionierprojekte“, sagt er.

Das findet auch Pius App, der in Davos die Schatzalp gekauft hat, ein marodes Skigebiet mit eigenem Jugendstilhotel, das Thomas Mann in seinem Roman „Zauberberg“ verwewigt hat. Ein neues Wahrzeichen soll die alte Magie beschwören: App plant einen 105 Meter hohen, 100 Millionen

Euro teuren Turm mit Ferienwohnungen und Hotel, erdacht von den Stararchitekten Herzog & de Meuron, die bereits die Münchner Allianz-Arena und Hamburgs Elbphilharmonie entwarfen. Die Baupläne sind genehmigt, mit Investoren wird verhandelt. „Sensationeller Standort, sensationelles Projekt“, wirbt App.

„Pimp my Ride“, heißt die MTV-Show, in der die schreddrigen Gebrauchtwagen mancher Zuschauer aufgemöbelt werden. Nun heißt es: Pimp my Mountain! Der Unterschied: Es wird nicht tiefergelegt – sondern höher.

Ob Katschberg im österreichischen Kärnten oder Savognin im Schweizer Hochgebirge – immer mehr Ferienorte bringen sich mit spektakulären Bergbauten ins Gespräch und wollen so neue Gäste locken.

„Man hat wieder Mut“, sagt Thomas Bieger, Tourismusprofessor an der Universität St. Gallen, der Europa bereits eine dritte Welle der Tourismusentwicklung prophezeit.

Nach der Belle Epoque der vorletzten Jahrhundertwende mit ihren Grandhotels und den Bausünden aus Beton der sechziger Jahre breche nun das Zeitalter neuer Ikonen an: „Die Urlaubsangebote werden immer ähnlicher; um sich abheben zu können, braucht es spektakuläre Wahrzeichen“, sagt Bieger. Dubai hat es mit dem Hotelturn Burj al Arab vorgemacht, der zwar kein Gewinnbringer, aber ein Wahrzeichen wurde.

Dabei ist die Idee nicht mal neu, Berge, Beton und Bombast zu vereinen: Der österreichische Hotelier Günther Aloys geht schon seit zehn Jahren mit der Idee hausieren, eine 25 Kilometer lange Achterbahn von den Berggipfeln nach Ischgl donnern zu lassen. Und seit das schweizerische Vals 1996 seine Felsenthermen architektonisch aufmöbelte, sind dort die Besucherzahlen um 30 Prozent gestiegen.

„Es ist ein regelrechter Verdrängungskampf“, sagt Hans-Kaspar Schwarzenbach, Tourismusdirektor in Arosa. Um zu bestehen gegen die benachbarten Konkurren-

ten St. Moritz, Davos, Klosters und Ischgl, hat seine Kommune im vergangenen Jahr den Top-Architekten Mario Botta „das spektakulärste Berg-Spa in Europa“ („Die Welt“) in seine Felslandschaft sprengen lassen. Zurzeit entsteht auf dem Weisshorn-gipfel auf 2653 Meter Höhe auch noch ein Sechseck aus Metall und Holz, das künftig ein Panoramarestaurant beherbergen soll.

Zwar ruhen die Baukräne auf Arosas Hausberg gerade. Naturschützer haben einen vorläufigen Baustopp erwirkt, diese Woche entscheiden die Richter. Viel Hoffnung macht sich Raimund Rodewald von der Stiftung Landschaftsschutz aber nicht: „Die Behörden kuschen – besonders wenn das Projekt von einem Stararchitekten stammt.“

Einen Vorgeschmack dessen, was auf die Bergregionen noch zukommen kann, erlebt gerade die 1300-Seelen-Gemeinde Andermatt am Gotthardmassiv. Der ägyptische Geschäftsmann Samih Sawiris will dort über eine Milliarde Dollar investieren, um die strukturschwache Region in ein Ferienparadies zu verwandeln: Fünf bis sieben Luxushotels, 450 Ferienwohnungen und -häuser, ein Wellnessstempel, künstliche Seen und ein Golfplatz schweben ihm vor.

Die Schweizer Regierung ist begeistert. Erstmals erteilte sie eine Sondergenehmigung, damit Sawiris als Ausländer die nötige Fläche von über 146 Hektar überhaupt zusammenkaufen durfte. Nicht weniger als 18 Architektenteams arbeiten nun an der baulichen Ausgestaltung.

Inzwischen hat Sawiris auch eine Anfrage aus dem bayerischen Sonthofen. „Gigantismus“, rufen die Gegner derartiger Projekte. „Die Zukunft des Tourismus“, schwärmen die Befürworter.

Auf alle Fälle aber ein gewaltiger Unterschied zum bisherigen Tourismusmarketing. Über das witzelte Formel-1-Chef Bernie Ecclestone noch vor nicht allzu langer Zeit: „Die Schweiz ist ein tolles Land – nur wissen das die wenigsten Leute. Hier arbeiten die Verkehrsbüros ein wenig wie die Geheimdienste.“

MARC KOWALSKY

GEISELNAHMEN

ZDF-Chefredakteur kritisiert Regierung

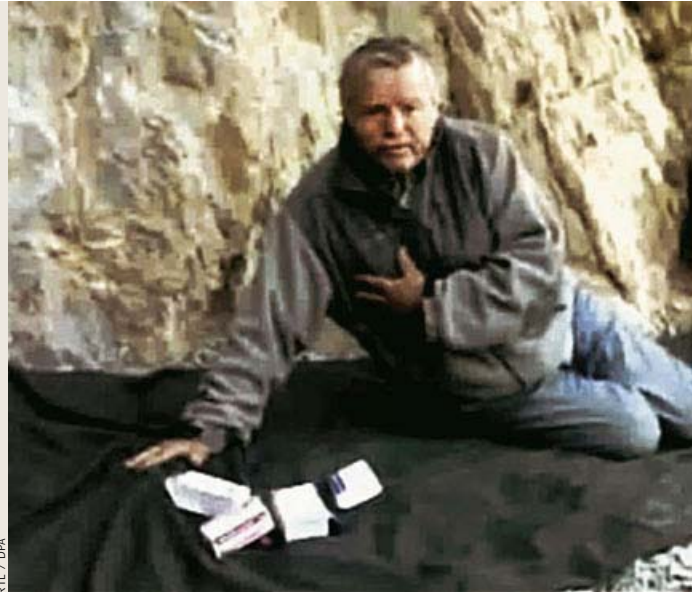
ZDF-Chefredakteur Nikolaus Brender hat die Informationspolitik von Außenminister Frank-Walter Steinmeier bei den jüngsten Entführungen Deutscher in Afghanistan kritisiert. „Noch nie waren wir von Seiten der Bundesregierung so schlecht informiert“, sagte er. Früher habe es bei solchen Fällen Hintergrundgespräche mit Journalisten gegeben, die strikt vertraulich waren, aber eine Einschätzung der Lage mög-

lich machen. „Das Vertrauen ist dabei meines Wissens von den Medien nie missbraucht worden“, so Brender. Diese schlechte Zusammenarbeit der Bundesregierung mit der Presse sei auch deshalb schädlich, weil von Seiten der Entführer immer stärker aktiv Informationen gestreut werden. Erst am Dienstag vergangener Woche wurde dem ZDF über Umwege aus Afghanistan ein Video mit einer Botschaft des entführten Deutschen Rudolf B. für 3500 Dollar angeboten. „Wir haben jedoch die grundsätzliche Entscheidung getroffen, keine Kontakte zu



Brender

STEFAN HUSCH / TERZI



Rudolf B. auf Entführer-Video

RTL / DPA

Entführern oder ihren Mittelsmännern aufzunehmen oder ihnen Geld zu zahlen, da wir auch nicht mittelbar Teil des Geschäfts werden wollen“, so Brender. Das Video war am Mittwoch von RTL gekürzt und ohne O-Ton ausgestrahlt worden. Aus dem Privatsender ist zu hören, es sei dafür lediglich eine Aufwandsentschädigung gezahlt worden. Der ARD war das Band laut ARD-aktuell-Chefredakteur Kai Gniffke nicht angeboten worden.

MEDIENRECHT

Sat.1 soll wegen Sex-Video zahlen

Das Landgericht Hamburg hat den Sender Sat.1 wegen der Verletzung von Persönlichkeitsrechten zu einer Schmerzensgeldzahlung von 75 000 Euro verurteilt (Aktenzeichen 324 O 794/06). Das bestätigte ein Gerichtssprecher. In einer Ausgabe des Boulevardmagazins „Blitz“, die laut Gericht 1,35 Millionen Menschen sahen, hatte der Sender gepixelte Bilder aus einem privaten Video der Klägerin ausgestrahlt, das sie bei sexuellen Handlungen zeigt. Die Kanzlei, die den Fall für die Klägerin betreut, lehnt eine Stellungnahme ab. Ob Sat.1 in Berufung geht, ist noch nicht entschieden. Sendersprecherin Kristina Faßler sagt: „Wir warten die Begründung des Urteils ab.“

R. STOETZEL / BABIRAD PICTURE



Frick

TV-SENDER

Frick bringt N24 Ärger mit Medienwächtern ein

Für den Nachrichtensender N24 hat der Ärger um den gestrauchelten TV-Börsenguru Markus Frick ein Nachspiel. Eine Kommission der Landesmedienanstalten kommt jetzt zu dem Schluss, Frick habe in seiner Show „Make Money“ verbotene Schleichwerbung für seinen kostenpflichtigen Börsen-Newsletter gemacht. Ebenfalls unzulässig sei, dass der Sponsor des Programms, der Online-Broker Flatex, in der Sendung selbst auftauchte und mit dem Hinweis „Der billigste Onlinebroker – 5 Euro“ angepriesen wurde. Bei einer Sitzung am 5. September werden die Medienwächter der zuständigen

Aufsicht in Bayern daher voraussichtlich empfehlen, eine Beanstandung gegen N24 auszusprechen. Womöglich droht dem Sender sogar ein Bußgeld. N24 hatte das Programm bereits im Juni abgesetzt. Gegen Frick laufen derzeit Strafanzeigen von Anlegern, die sich durch die dubiosen Aktien Tipps des Moderators geprellt fühlen. Die Kanzlei Rotter, die zurzeit gut 30 Anleger vertritt, hat Frick zudem aufgefordert, in den nächsten 14 Tagen rund 170 000 Euro Schadensersatz zu zahlen, sonst reiche man Klage ein. Insgesamt könnte sich die Summe auf 700 000 Euro erhöhen, heißt es bei Rotter.

TV-Vorschau

Eine andere Liga

Montag, 20.15 Uhr, ZDF

Dieser großartige kleine Film nimmt all das ernst, was routinierte TV-Großproduktionen zu ironisieren sich angewöhnt haben: Jungmädchen-Anmut, die Sorge um die Eltern, den Stolz eines Menschen. Dass eine Mädchen-Fußballmannschaft aus lauter Außenseiterinnen (vom Hamburger Kiez) nach anfänglichen Niederlagen zu Siegen und Selbstvertrauen findet, hat man schon in anderen Fil-



NICOLE MANTHEY / ZDF

Herfurth in „Eine andere Liga“

men gesehen – Fußball als Medium gesellschaftlicher Durchsetzung („Das Wunder von Bern“, „Kick it like Beckham“). Die deutsch-türkische Filmemacherin Buket Alakus, 36, in Istanbul geboren und in Hamburg aufgewachsen, benutzt den Ball, um mehr zu zeigen. Es geht um die krebserkrankte Hayat (Karoline Herfurth), ein Dornröschen kurz vor dem Erstickungstod. Die Sorge des Vaters (Thierry van Werveke), der gerade seine Frau an den Krebs verloren hat, schnürt die Tochter ebenso ein wie der Verband, der ihre verstümmelte Brust verdeckt. Der Prinz, Trainer Toni (Ken Duken), verzweifelt fast an solchen Dornen aus Übergluckung, Scham und jungfräulicher Zwangseinsamkeit. Wie die Liebe dann doch siegt, gehört zu den scheuesten und zugleich schönsten Erotikszenen, die man seit langem im Fernsehen gesehen hat. Herfurth spielt da wahrhaft wie in einer anderen Liga.

Theo, Agnes, Bibi und die Anderen

Mittwoch, 20.15 Uhr, ARD

Manche Männer brauchen nicht den Hafen, sondern das offene Meer, und Trucker Theo (Dietmar Bär) gehört



SANDRA HOEVER / NDR

Loos, Bär, Sigvardsdotter in „Theo, Agnes ...“

eindeutig dazu. Weil der Bigamist regelmäßig eine Dame in Deutschland (Anna Loos) und eine in Schweden (Ingar Sigvardsdotter) hintergeht, darf man den Rachefeldzug der beiden Betrogenen nicht wirklich übelnehmen. Dass das Jüngste Gericht ausgerechnet in der Gartenlaube stattfindet und sich die beiden betrogenen Xanthippen dann händchenhaltend emanzipieren, gehört genauso zur übertriebenen Volkstümlichkeit dieser Komödie (Buch: Lothar Kurzawa, Regie: Kaspar Heidelberg) wie die unerbittliche Countrymusik und der dauernde Kalauer „Alter Schwede“. Schade um den charmananten Einsatz der deutsch-schwedischen Hauptdarsteller. Aber was soll man auch von einem Film erwarten, dessen Titel sich nach Geschichten aus Bullerbü anhört?

Polizeiruf 110: Farbwechsel

Sonntag, 20.15 Uhr, ARD

Willkommen daheim. Der Mecklenburger „Polizeiruf“ kehrt mit dieser Produktion (Buch: Rolf Greulich, Regie: Hans-Erich Viet) dorthin zurück, wo er hergekommen ist (und wo er hingehört), in den deutschen Osten, zu dessen Wurzeln und Problemen. Kommissar Hinrichs (Uwe Steimle), von dem in früheren Filmen zu fürchten war, er werde sich in einen verrückten Sonderling verwandeln, bekommt soziale Behausung. Frau Knechthammer (Christine Schorn) wird seine gestrenge Vorgesetzte, der alte Vater (Hermann Beyer) kümmert sich um den Sohnemann. Und es wird richtig spannend und aktuell an der Aufklärung eines Komplotts von Neonazis gearbeitet. Felix Eitner spielt Hinrichs' Kollege, sachlich fachlich und konzentriert. Nach all den finnisch-kaurismäkischen Ausflügen dieses Meck-Pomm-Formats in skurrile Welten wirklich ein Farbwechsel. Dem verstorbenen Schauspieler-Urgestein des Schweriner „Polizeirufs“, dem schnaufenden Kurt Böwe mit dem allzeit bereiten Osteinkaufsbeutel, hätte das gefallen.

TV-Rückblick

Wunderkinder – Leben mit Krebs

21. August, ARD

Sie wollen nach dem Tod Mickymaus werden oder sich in eine Höhle verziehen. Es zerriss dem Zuschauer das Herz, als er solche Wünsche aus dem Mund kahlköpfiger krebserkrankter Kinder hörte. Die Dokumentation von Michael Cenzig und Mick Plößner hatte aber auch Erbarmen mit der Zuschauerseele: Erleichternd quirlich wirkten die aus der Münchner Kinderklinik entlassenen Mara, 4, Simon, 7, und Lydia, 14, die das Porträt durch den Alltag begleitete. Dabei ging es nicht mehr um das Leid während der Chemotherapie, sondern um den Umgang mit einer Zu-

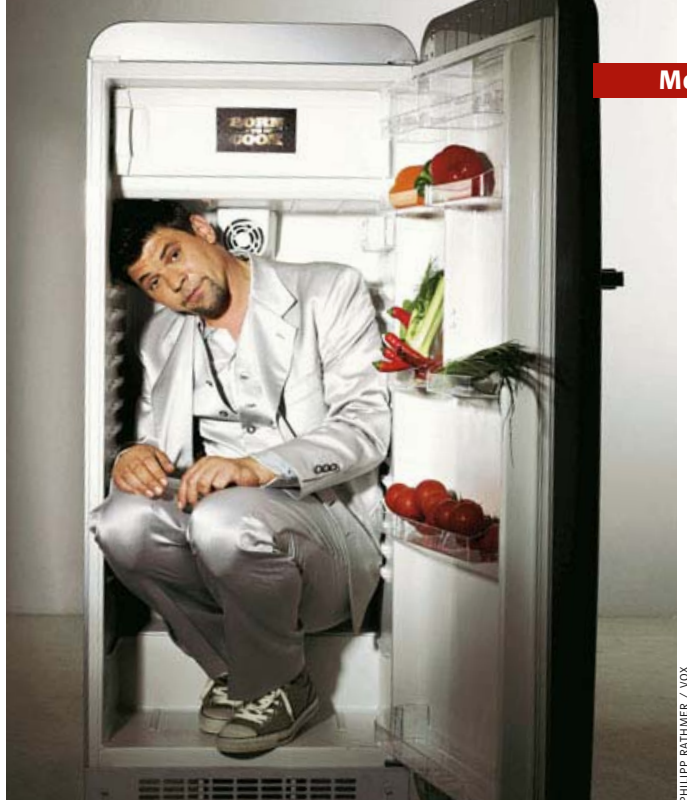


TELLUXFILM / SWR

Szene aus „Wunderkinder“

kunft voller Fragezeichen. Mit ihrem felsenfesten Willen, sich nicht aufzugeben, stellten die zu Recht als Wunderkinder betitelten Erkrankten so manchen Erwachsenen in den Schatten. Was dabei bewegte, waren Momente der Bescheidenheit und die eingefangene Freude über kleine Erfolgserlebnisse: Etwa als

Piffikus Simon nach einem Jahr keimarmen Ernährung endlich wieder im Restaurant den geliebten Schweinebraten essen durfte. Sensibel ließ der Film auch Geschwisterkinder, Eltern und Ärzte zu Wort kommen und stellte heraus, was für eine Therapie am wichtigsten ist: positives Denken und ein geregelter Tagesablauf. So glückte Cenzig und Plößner etwas Seltenes: eine Zuschauertherapie. Diese Protagonisten prägten sich zudem wegen ihrer unglaublichen Willensstärke ins Gedächtnis ein.



Fernsehköche Mälzer, Lafer*, Wiener: „Koch sein ist durch die Medien ein Modeberuf geworden, was eigentlich komisch ist – in Wahrheit

TV-SHOWS

Die Dampf-Plauderer

Noch nie wurde im Fernsehen so viel gekocht. Dabei erleben die gerade erst zu TV-Stars gewordenen Top-Köche eine neue Konkurrenz: Ihr selbsttherangezogenes Laienpublikum drängt an den Herd. Die Rezepte werden immer unwichtiger, die Back- und Bratkämpfe dafür bombastischer.

Vielleicht war es doch etwas leichtsinnig von Johann Lafer, diese Sendung mitzumachen. „Der Terminator der Teller und Töpfe“, wie er lauthals angekündigt wurde, hat immerhin einen Ruf zu verlieren. Sogar einen guten.

Er besitzt eine Burg samt Top-Restaurant, führt eine Kochschule und hat jede Menge Werbepartner. Fernsehkoch war er schon, als Alfred Biolek noch bei sich zu Hause zur Sauce quatschte.

Doch nun hockt Lafer da, leicht verunsichert vom aufgepeitschten Studiopublikum, und muss das Urteil einer Jury über sich ergehen lassen, als wäre er Kandidat bei einer kulinarischen Abart von „Deutschland sucht den Superstar“.

Superkochstar Lafer ist nervös. Er schaut weg, als die Juroren – ein Gastrokritiker, die Chefredakteurin von „Essen & Trinken“ und, quasi als Volkes Bauch, Ex-Fußballmanager Reiner Calmund – seinen „Salat von der Ente mit Orange“ kosten.

Eigentlich müsste Lafer das locker hinkommen. Er war mal „Koch des Jahres“ im Feinschmeckerführer Gault Millau. Sei-

ne Gegner an diesem Abend sind dagegen nur eine Handvoll Hobbyköche, Sieger der Amateur-Kochshow „Das perfekte Dinner“, die auf Vox so erfolgreich läuft, dass der Sender neuerdings unablässig neue Sendungen erfindet, die sich dranhängen sollen an diesen Boom.

„Kocharena“ ist der neueste Einfall. Irgendwann im Herbst soll die Reihe mit sattem Drei-Stunden-Shows ausgestrahlt werden, in denen jeweils ein Starkoch gegen Amateure antritt. Fünf gegen einen. Gekocht wird unter Zeitdruck. Die Amateure kennen die Rezepte. Der Profi nicht.

Lafer ist nicht nur Koch, er ist auch ein bisschen Rampensau. Das beweist er gleich beim Zubereiten des Salats. „Die männliche Brust ist zarter als die weibliche“, sagt er und schnippt grinsend an der Ente herum. Das Publikum grölt.

Es geht hier weniger ums Kochen. Es geht um die Show. Und die Show heißt: Sturz der Küchengötter – wenn möglich. Lafer ahnt das da bereits.

Den ersten Gang gewinnt er gegen die Kandidatin. Doch der Abend ist noch lang, und die Kommentare der Jury gefallen ihm selten. „Ente gut, alles gut“, kalauert Cal-

mund. Der Dicke hat leicht reden. Für ihn geht es um ein wenig Gaumenkitzel und ums Sattwerden. Für Lafer geht es um mehr.

Das TV-Geköchel ist ein hartes Geschäft geworden. Ein bisschen brutzeln und „Oh“ und „Ah“ in die Kamera schmunzeln wie die erste Nachkriegsküchenhilfe Clemens Wilmenrod reicht schon lange nicht mehr. Verlangt wird, was sich abhebt. Noch nie wurde so viel gekocht im deutschen Fernsehen. Und noch nie waren die Quoten so gut. Jede Woche wird in mehr als 50 Sendungen Rezeptexegese betrieben.

Top-Stars wie Sarah Wiener oder Alfons Schuhbeck kochen allein oder auch mal zusammen, etwa bei „Kerner kocht“ im ZDF. Ihre Namen kleben auf Essigzerstäubern und Schneebesen. Reich werden sie mit Kochbüchern.

Das Fernsehen hat etliche Köche zu Stars gemacht. Es hat sie herausgeholt aus ihren stickigen Katakomben. Es hat sie abkassieren lassen. Dafür will dieses Fernsehen nun auch eine Gegenleistung. Es fordert Show, Eloquenz – und auch die bedingungslose Bereitschaft, sich eventuell zum Affen zu machen. Das Kochen selbst wird dabei immer mehr zur Nebensache,

* Mit dem TV-Comedian Dirk Bach (l.).



JÜRICH FERREY / ZDF (M.); MICHAEL TRIPPEL / OSTKREIZ (R.)

ist Koch mit Abstand der unsocialste Beruf, den es gibt“

denn das erledigen die Zuschauer – auf-
erstanden aus Kantinen – mittlerweile ja
selbst. Und sie holen damit bessere Quoten
als die Profis. Insofern ist es nur folgen-
richtig, dass ein TV-Sender auf die Idee
kam, Amateure gegen die Stars antreten zu
lassen.

Seit November 2005 läuft auf Vox „Das
perfekte Dinner“, bei dem fünf Amateure
sich eine Woche lang reihum gegenseitig
bekochen und ihre Menüs untereinander
benoten. Täglich schauen fast drei Millio-
nen Menschen zu.

In „Unter Volldampf“ ließ Vox dann ein
paar dieser Westentaschen-Witzigmanns in
einer Restaurantküche die Gourmetver-
wöhner spielen. Auch das war ein Quo-
tenerfolg.

Erst sahen die Hobbyköche nur zu, wie
es die professionellen Dampf-Plauderer
machten. Dann enterten sie das TV-Pro-
gramm mit Kochpartys. Jetzt stoßen sie in
die Profiküchen vor. „Chefkochen kann
jetzt jeder“, hämte die „Berliner Zeitung“. Aber wo bleibt da der Profi?

Lafer hat die Figur des Fernsehkochs in
Deutschland auf die Spitze getrieben. Jetzt
steht er selbst manchmal verwundert da-
neben und staunt über den „Wahnsinn, der
da los ist“.

Der Boom der TV-Kochshows hält mitt-
lerweile schon so lange an, dass er Züge
von Gigantomanie zeigt. Nicht nur in der
monströsen „Kocharena“ spielt sich die
Herdgymnastik auf, als gehörte sie in die
Liga von „Wetten, dass ...?“ oder wenig-
stens „Schlag den Raab“. Seit vergangenem
Freitag hat auch TV-Koch Tim Mälzer das
Studio mit Küchenzeile gegen eine Koch-
landschaft mit Publikum eingetauscht. Und
auch er kommt nicht mehr ohne ambitio-
nierte Amateure aus.

Statt in trauter Eintracht mit Freundin
vor sich hin zu schnippeln und zu sabbeln,
hetzt er jetzt zwei Kochteams gegeneinan-
der, verteilt Punkte und macht Spielchen.
Vom Vorabend wurde er in die Primetime
katapultiert. Aus dem lapidaren „Schmeckt
nicht, gibt's nicht“ wurde „Born to Cook“. Natürlich soll das ironisch gemeint sein.
Nur spannend wird es dadurch noch nicht.
Die Kandidaten bewegen sich agil wie
Vogelscheuchen im Gemüsebeet. Brav tun
sie, was Mälzer ihnen aufgibt. Schnippel
dies! Zerhack jenes! Probier das! Sie star-
ren ihn an wie den Dalai Lama.

Mälzer personifiziert die Sehnsüchte der
deutschen Kochshowgucker wie kein Zwei-

ter. Obwohl an ihm eigentlich nicht viel
dran ist. Er sieht nicht besonders aus. Er ist
nicht wirklich witzig. Und obendrein hat
er einen kleinen Sprachfehler. Wahrschein-
lich ist es genau das: Er ist so – normal.

Mittlerweile ist sogar ein Brötchen nach
ihm benannt. Wer in seinem Hamburger
Restaurant anruft, bekommt vom Anruf-
beantworter ziemlich exakte Hinweise,
wann Reservierungen angenommen wer-
den, für den Oktober etwa „ab Samstag,
1. September, 11 Uhr“. Und man fragt sich,
ob da schon 2008 gemeint ist, so überlau-
fen ist die Bude mittlerweile. Ganz abge-
sehen von den Millionen Kochbüchern und
Rezeptzeitschriften, die sich mit Mälzers
Namen verkaufen.

Er ist so sagenhaft erfolgreich, dass ihn
sein eigener Erfolg fast umgehauen hat.
Rastlos hatte er sich ins Promikoch-Le-
ben gestürzt, 24 Stunden täglich, sieben
Tage pro Woche den lustigen Tim
Mälzer aus dem Fernsehen ge-
geben und war irgendwann restlos
erschöpft.

Das ist bemerkenswert, weil diese Epi-
sode das exakte Gegenteil dessen ist, was
die Fernsehfigur Mälzer darstellt, die eine
Ikone von Lässigkeit und Spontaneität ist.
Was an dem Küchen-Talker so verführe-
risch ist, formuliert Vox-Geschäftsführer
Frank Hoffmann: „Wer würde sich nicht
gern auf einem Roller sitzend zum Wo-
chenmarkt fahren sehen?“

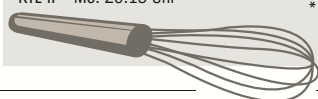
Das ist schon die ganze Philosophie des
Koch-, Küchen- und Köche-Booms. Es ist
eine schräge Illusion, die das Fernsehen
da zusammenbraute. Das findet auch die
Illusion selbst. „Koch sein ist durch die
Medien ein Modeberuf geworden, was ei-
gentlich komisch ist“, sagt Mälzer auf der
Veranda seiner Bürovilla, die dem Klischee

Hungriges Publikum

Beliebte Kochsendungen 2007
Zuschauer in Millionen*

Das perfekte Dinner , Vox Mo. – Fr. 19.00 Uhr	2,81
Unter Volldampf , Vox Mo. – Fr. 19.50 Uhr (30. Juli – 10. August)	1,86
Johannes B. Kerner, Kerner kocht , ZDF Fr. 22.45/23.00 Uhr	1,75
Lafer! Lichter! Lecker! , ZDF Sa. 16.15 Uhr	1,47
Schmeckt nicht, gibt's nicht , Vox Mo. – Fr. 18.30 Uhr	1,40
Die Kochprofis – Einsatz am Herd , RTL II Mo. 20.15 Uhr	1,25

*Durchschnittswerte
Quellen: AGF/GfK,
Vox, ZDF, RTL II



DER SPIEGEL

vom jungen, wilden TV-Koch noch am nächsten kommt. Der Blick geht auf einen weiten Garten, in einer riesigen Buche baumelt eine Schaukel.

„In Wahrheit ist Koch mit Abstand der unsozialste Beruf, den es gibt“, sagt Mälzer. Aber darum gehe es im Fernsehen ja nicht. Dort sind Köche keine unterbezahlten Zotenreißer, die sich schon wegen ihrer furchtbaren Arbeitszeiten nicht mal eine Familie leisten können. Sie sind super drauf, haben saubere Klamotten an und sind ständig in Plauderlaune.

„Wir machen Entertainment, und das ist auch okay.“ Sagt Mälzer, der TV-Profi, über Mälzer, die Lustiger-Koch-Kunstfigur.

Wenn das allerdings dazu führe, dass in TV-Shows wie „Teufels Küche“ und „Unter Volldampf“ Hobbyköche mir nichts, dir nichts in eine Profiküche wechseln, dann hält Mälzer das für „echten Schrott“. Da werde etwas vermischt, meint er. „Es ist falsch, den Leuten weiszumachen, dass der Beruf des Kochs so einfach ist.“

Aber natürlich ist genau das der nächste Schritt in der folgenreichen Ausweitung der Dampf-Zone. Wenn man jahrelang auf allen Kanälen die frohe Botschaft des „Das kannst du auch“ hinausposaunt, dann darf man sich nicht wundern, wenn die Zuschauer das irgendwann nicht nur glauben, sondern auch ausprobieren wollen.

Sie tun es. Und wie! Auf beinahe verblüffende Weise spiegeln die Kochamateure dabei die Lügen wider, die ihnen das Kochfernsehen vorgespielt hat. Wie die penetrant untereinander befreundeten Fernsehköche, die in Wahrheit knallharte Konkurrenten im Kampf um Reklameverträge und Quoten sind, heucheln Gäste und Gastgeber bei „Das perfekte Dinner“ eine kulinarische Kumpanei, die sofort zerfällt, wenn jeder allein vor der Kamera sitzt, seine Benotung abgibt und dabei seine Missgunst oft kaum unterdrücken kann.

Selbst beim Versuch, entspannte Lebensart zu zelebrieren, geraten die Deutschen offenbar unweigerlich in einen kleinkarierten Leistungswettbewerb. Sie reden dabei unentwegt von entspannter Mittelmeerküche, sind aber dem Hirnschlag nah, wenn der Fisch nicht auf den Punkt kommt. „Das war nicht perfekt, leider“, meckern sie an der Kochkunst der anderen herum – und dann zerfällt ihnen drei Tage später selbst das Gemüse.

Sie schrauben sich in Gourmethöhen und merken oben, dass sie nicht schwindelfrei sind. Kochen können sie ein wenig. Aber locker sind sie kein bisschen. Und das war doch mal der Witz beim Kochen im TV, oder?

Letztlich frisst die Revolution jetzt ihre Väter und Mütter. Denn kein Amateurkoch lässt in dieser Endlosschau der Einbauküchen die Gelegenheit ungenutzt, sich als neuer Mini-Mälzer zu inszenieren. Der gutgelaunte Gang zum Gemüsehändler ebenso inklusive („Haben Sie ungespritz-

te Orangen?“) wie das meist peinliche, weil ungeübte Stelldichein beim Weinhändler („Welchen Wein würden Sie mir zu Rind empfehlen?“). Am liebsten geben sie Punkte. Damit am Ende alles wohlgeordnet ist in einer Tabelle. Beinahe so wie im Restaurantführer.

„Das perfekte Dinner“ ist insofern wirklich raffiniertes Fernsehen – und das ver-räterischste Format des Genres, eine herzerbarmende Leistungsschau des deutschen Mittelstands, der Essen als die beste Mög-

erzählt, die irgendwo zwischen Haute Cuisine und Massenmampf ihren gesellschaftlichen Platz definieren müssen. Aber warum schaut die Mittelschicht sich dabei selbst im Fernsehen zu?

Vox-Chef Hoffmann hat eine einfache Antwort: „Die Sendungen ersetzen, was viele Menschen in ihrem Leben vielleicht nicht haben.“ Zeit, Freunde, Appetit.

Denn auch der Glaube, das Land würde dank Kochshows tatsächlich mehr selbst backen und braten, ist ja eine Illusion.



TV-Köche Wilmenrod (um 1955), Henssler: *Inszenierung einer Illusion*

lichkeit entdeckt hat, sich milieumäßig von Hartz IV abzugrenzen und nach oben aufzuschließen. Auch zu Hause in Restaurantqualität auffahren zu können – das ist das große Ziel. Das deckt sich mit dem, was sich kulinarisch sonst in Deutschland abspielt. Eine Zweiteilung der Gesellschaft, in der oben über Biokost und Zitronengras debattiert wird und unten die Mikrowelle regiert. Die Mittelschicht muss sich dazwischen entscheiden.

Im Fernsehen hat das kulinarische Gespreiz durchaus seinen Reiz. Weil es direkt vom Stillbemühen und -versagen derer

Fast Food regiert. Also: Fernsehen an! Und lauter Menschen sehen, die sich mit dem gleichen Ärger rumplagen und mit üppiger Tischdekoration die eigene Unsicherheit zu kaschieren suchen.

Es ist ein eigenartig anspruchsvolles Publikum. „Die Quoten sind besser, wenn gut gekocht wird. Pfusch und Tütensuppen fallen gnadenlos durch“, sagt Vox-Chef Hoffmann. Aber natürlich weiß auch er: Das Genre ist, trotz allen Geredes von Kochkultur, Biogemüse und gesunder Ernährung, vor allem ein großes Geschäft. Eines, das vielleicht schon seinen Zenit

überschritten hat. Warnungen gibt es jedenfalls. Todeswarnungen.

„Es gibt einfach ein Überangebot“, sagt Mälzer. In jedem Morgen- und Mittagsmagazin wird ja mittlerweile gebrutzelt. „Die eine oder andere Sendung wird sicher noch sterben.“ Kollege Lafer sorgt sich, dass „irgendwann das Kochen unter zu viel Show begraben wird“. Doch noch wird der Trend munter weiterbefeuert. Mit immer neuen Stars.

Steffen Henssler übernimmt am Montag dieser Woche den werktäglichen Sendeplatz von Tim Mälzers „Schmeckt nicht, gibt's nicht“. Er hat seine Show lapidar „Ganz & gar“ getauft. Anders als Mälzer ist er kein Provokateur.

Morgens sitzt der 34-Jährige im Polohemd in seinem Restaurant am Hamburger Hafen, trinkt Kaffee aus dem Pappbecher und zeigt sich noch ganz unverstellt. Er kennt die Rolle, die er spielen muss, und er weiß, dass es nur ein Spiel ist.

Für schöne Bilder zu seiner neuen Sendung ist er auf einen Bio-Bauernhof rausgefahren und hat dort eingekauft. Das ist Teil der Inszenierung. „Die Leute erwarten natürlich, dass ich morgens in der Markthalle persönlich nach der schönsten Paprika suche, aber in Wirklichkeit bestelle ich, was ich brauche, am Abend vorher per Telefon.“ Henssler deutet ein Lächeln an.

Er selbst hat eine knappe Formel für die Gründe der Kochmanie. „Es ist die Sehnsucht nach dem Echten“, sagt er. Essen sei eines der wenigen Dinge, wo die Leute noch mit Natur in Berührung kämen. „Außer dem Wetter vielleicht.“ Der Starkoch müsse daher geradezu die Personifikation des Echten, Erdnahen sein.

Hensslers Gedanke führt zu dem Paradoxon, dass vielleicht nur in der künstlichsten aller Welten, dem Fernsehen, noch eine Welt des angeblich Echten inszeniert werden kann, die es real fast nirgends gibt, aber an die zu glauben irgendwie beruhigt.

Es ist, wie alles im Fernsehen, Show. Und das Spektakel fordert Opfer.

Drei Stunden hat Johann Lafer nun schon in der Küche geschuftet, als er sich nach dem fünften Gang, dem Dessert, ein letztes Mal der Jury der „Kocharena“ stellt. Das Dessert ist seine Lieblingsdisziplin. Seine Crêpes hat er fein angerichtet, das Konkurrenzmodell der Kandidatin sieht etwas leidend aus. Der Kochkritiker nimmt Lafers Werk an die Gabel und murmelt etwas von „Pfannkuchen“. Mit-Esser Calmund futtert und spricht dann der Amateurin den Sieg zu.

Lafer holt sich ein Bier. Er sieht jetzt wirklich sehr entsetzt aus.

Spätnachts wird das Finale noch einmal nachgedreht. Juror Calmund hatte sich nur einen Scherz erlaubt, als Rache für einen „Verstehen Sie Spaß?“-Auftritt von Lafer.

Die Show ist die Show ist die Show. Der Superkochstar ist noch einmal davongekommen.

MARKUS BRAUCK

Was war da los, Frau Fair?

Die US-amerikanische Filmassistentin und Aktivistin Molly Fair, 24, über Fahrräder für Tote

„Brandie Bailey wurde nur 21 Jahre alt. Die Kellnerin war auf dem Weg nach Hause, als sie auf ihrem Fahrrad von einem Lastwagen umgefahren wurde. Sie war sofort tot, wie die meisten der anderen 120 Fahrradfahrer, die seit dem Jahr 2000 in New York verunglückt sind. Vor zwei Jahren haben wir von der Künstlergruppe Visual Resistance angefangen, alte Fahrräder weiß anzustreichen und an den Unglücksstellen zu platzieren. Hier besprühe ich gerade mit meiner Freundin Rachael das Geisterfahrrad von Brandie, es steht an der Ecke Houston und Norfolk Street. Regelmäßig schauen wir nach den Rädern und schmücken sie mit frischen Blumen – insgesamt haben wir schon 38 Fahrräder aufgestellt. Damit die Räder nicht geklaut werden, montieren wir die Bremsen ab und lassen die Luft aus den Reifen. Die größte Gefahr geht aber von den Polizisten aus: Mit ihnen müssen wir uns ständig streiten, weil sie die Räder als Parkhindernisse sehen.“



Fair (l.)

BILDBAND

Die letzten Cineasten

Schluppenkino nennen sie die Rheinland – die Stadtteilkino in der Nähe, deren Vorstellung man auch schnell mal in Hausschuhen besuchen kann. Wenn es sie denn noch gibt, denn seit der beginnenden Blütezeit des Fernsehens in den Siebzigern verschwinden die Programmkinos langsam aus den Städten. Seit den Neunzigern gibt es die Multiplexe, mehrstöckige Filmindustriehallen, die bei den über 40-Jährigen als Abspielfabriken verpönt sind. Mit der anstehenden Digitalisierung verschwindet die Filmrolle, der Filmriss, das weiße Flackern – und die Arbeit des Filmvorführers. Etwa 60 belgischen und deutschen Profis in diesem Beruf, für den es schon jetzt keine Ausbildung mehr gibt, hat der belgische Fotograf Jean-Paul Deridder einen Bildband gewidmet. Die zwischen 2002 und 2007 Porträtierten schwärmen vom Gefühl, einen Film mit Händen zu prüfen, von der Befriedigung, ei-

nen Riss zu reparieren, von ihrer minutenlangen Macht über das ungeduldige Publikum. Sie alle wissen, dass sie sich langsam nach anderen Jobs umsehen müssen, aber das ändert nichts am Stolz dieser Cineasten: „Die Multiplexe sind die Kaufhäuser“, erklärt eine Vorführerin, „wir sind das Delikatessengeschäft.“

Jean-Paul Deridder: „Cinema“. Hatje Cantz Verlag, Ostfildern; 120 Seiten; 39,80 Euro.



JEAN-PAUL DERIDDER

INTERNET

Pornos vom Feind

Arabische Internet-Nutzer haben offenbar einen Weg gefunden, das Porno-Verbot in ihrer Heimat zu umgehen: Betreiber israelischer Porno-Internet-Seiten verzeichnen eine steigende Anzahl von Zugriffen aus arabischen Ländern. Laut der israelischen Online-Zeitung „Ynetnews“ stammen bis zu zehn Prozent der Klicks von Nutzern in Jordanien, im Irak und vor allem in Riad, der Hauptstadt Saudi-Arabiens. Beliebt sind Pornos mit typisch israelischen Themen, besonders solche, in denen die weiblichen Akteure als Soldatinnen, Mossad-Agentinnen oder Polizistinnen auftreten. Einige Websites bieten ihre Dienste inzwischen sogar in arabischer Sprache an – und erhielten darauf zahlreiche Dank-Mails von arabischen Nutzern, öfters mit der Frage, ob die Soldatinnen tatsächlich in der israelischen Armee dienten. Für mehr Kommunikation oder gar eine Völkerverständigung werde der Porno-Austausch nicht sorgen, vermutet ein Porno-Seiten-Betreiber, aber wenigstens „ziehen wir dem Feind auf diese Weise etwas Geld aus der Tasche“.

Filmvorführerin (in Antwerpen)

EINE MELDUNG UND IHRE GESCHICHTE

Der Rosenkrieger

Ein Ehebrecher verklagt seinen Floristen auf eine Million Dollar.

Wahrscheinlich macht Liebe gar nicht blind, sondern blöd. Und Leroy Greer, das muss man wohl so sagen, war ziemlich verliebt, als er im Frühjahr dieses Jahres diesen Fehler beging. Er war nämlich gleichzeitig auch verheiratet, und das eine musste er vom anderen trennen. Verheiratet mit Bernice Greer, 39 Jahre alt, die Ehe steckte in der Krise.

Und so hatte Leroy Greer, 40 Jahre alt, Verkäufer bei einem Händler für Luxusautos aus Missouri City, Texas, eine Geliebte gefunden, ihr Name war Monek, gut zehn Jahre jünger als die Ehefrau.

Am 18. April, in der Mittagspause, wollte Leroy seiner Monek etwas Gutes tun, also wählte er 1-800-Flowers, die kostenlose Rufnummer eines Blumenlieferanten. Etwas Romantisches sollte es schon sein, aber schnell gehen sollte es auch.

1-800-Flowers bietet fertige Sträuße für alle Gelegenheiten an, man kann auf der Internet-Seite der Firma wählen zwischen Geburtstagsgrüßen, Genesungswünschen oder eben „Love & Romance“. Bestellt wird per Klick oder am Telefon.

Leroy suchte nicht lange herum, er orderte eines der ersten Angebote aus dem „Romance“-Katalog: zwölf langstielige rote Rosen, ein bisschen Grünzeug dabei, für 59,99 Dollar. Dazu ein Stofftier, 19,99 Dollar, das günstigste aus dem Angebot. Für die beigelegte Karte diktierte er: „Ich wollte dir nur sagen, dass ich dich liebe und dass du für mich die Welt bedeust.“ Preis inklusive Lieferung und Steuern: 100 Dollar, 64 Cent.

Eines aber wollte Leroy von dem Angestellten wissen: ob wirklich sicher sei, dass die Sache diskret bleibe, also keine Rechnung zu ihm nach Hause kommen würde. „Keine Rechnung, kein gar nichts“, verlangte Leroy Greer.

Schon klar, kein Problem.

Der Mann am Telefon verwies auf die Web-Seite des Floristen: Dort könne man genau nachlesen, wie sehr 1-800-Flowers die Privatsphäre seiner Kunden schütze. Um 12.33 Uhr buchte der Blumenhändler die Bestellung ein. Leroy war zufrieden.

Tatsächlich hielt der Blumenversand erst mal dicht, niemand erfuhr von dem kleinen Präsent. Bernice Greer, die Ehefrau, blieb ahnungslos. Dachte Leroy.

In Wahrheit aber hatte die Frau längst geahnt, dass es da noch eine andere gab, doch wenn sie Leroy ansprach, stritt der alles ab. Sie sprachen über eine Scheidung, aber sie wollten sich noch eine Chance geben, sie hatten ja ein gemeinsames Kind.



Greer (beim Fernsehauftritt neben seiner Anwältin)

UNTREU

Mann verklagt Blumenlieferanten

NEW YORK – Ein Blumenservice in den USA hat sich für einen Auftrag bedankt und damit die Affäre eines Kunden verraten. Der fordert jetzt

Aus dem „Hamburger Abendblatt“

Mitte Mai, knapp einen Monat später, bekam Leroy überraschend Post von 1-800-Flowers. Keine Rechnung, wie versprochen, stattdessen schickte der Laden ein Standard-Dankschreiben für Erstbesteller. Leroy war im Büro, und seine Frau öffnete die Karte: „Lieber Leroy, wir gratulieren zu Ihrem ersten Einkauf bei 1-800-Flowers. Wir freuen uns, wenn wir Ihnen beim Kontakt zu

Ihren Lieben helfen konnten. Seit über 30 Jahren sorgen wir für Geschenke, an die man sich gern erinnert.“

Bernice erinnerte sich nicht. Sie hatte nie Blumen bekommen. Sie rief beim Floristen an: ob sie den Beleg für den Einkauf mal sehen könne?

Klar, sagte der Mann von der Firma.

Wenig später schickte Bernice Greer ihrem Mann ein Fax ins Büro: die Kopie der Bestellung für Rosen und Teddy, dazu der Name der Empfängerin. Unter das Beweisstück schrieb sie: „Sei ein Mann! Wenn du auf frischer Tat ertappt wirst, dann lüg mich nicht noch an. Ihre Nummer steht noch in deinem Handy, warum also leugnest du?“

Damit war eins wohl klar: Das mit der Ehe, dem ganzen Gerede von Lasses-uns-nach-mal-versuchen-Schatz, das

konnte Leroy jetzt vergessen. Nach texanischem Recht trägt er die Schuld am Scheitern der Ehe, eine gütliche Trennung, wie vorher mal besprochen, konnte er nun vergessen. Statt 150 000 Dollar verlangte Bernice jetzt 400 000 Dollar Einmalzahlung, der Unterhalt für sie und das Kind sollte nun nicht mehr 4000, sondern 6000 Dollar im Monat betragen. Leroy nahm sich eine Anwältin.

1-800-Flowers sei schuld, glaubt Leroy, schließlich habe der Versand sein Diskretionsversprechen nicht gehalten. Anfang August reichte die Anwältin Klage ein. Eine Million Dollar verlangt sie von 1-800-Flowers, als Ausgleich für Scheidungskosten, seelischen Ärger und Anwaltsgebühren.

Vor kurzem trat Leroy Greer im amerikanischen Frühstücksfernsehen auf, er war nun einer dieser Klage-Freaks, die durchs Unglück steinreich werden wollen: die Frau, die das Einkaufszentrum verklagt, weil sie auf dem Parkplatz von einem Eichhörnchen attackiert wurde, etwa. Oder der Mann, der von seiner Reinigung 54 Millionen Dollar will, weil seine Hose dort verschlampt wurde.

Leroy sei beim Seitensprung erwischt worden und müsse eben zahlen, sagte die Moderatorin: „Warum nehmen Sie das nicht hin wie ein Mann?“

Leroy aber will die Klage durchziehen, seine Frau die Scheidung. Und Monek, die Geliebte, muss sich verstecken. Die Kontaktdaten auf ihrer Homepage sind gelöscht, die Fotos entfernt – Internet-Nutzer hatten die Bilder ausfindig gemacht und debattiert, ob sich der Seitensprung überhaupt lohnt habe.

ANSBERT KNEIP



Überlebende nach dem Einsturz des World Trade Center am 11. September 2001: Asbest, Dioxin und Blei in der Luft

KATASTROPHEN

Die Tote im Wahlkampf

Zehntausend Menschen leiden an den Folgen der giftigen Wolke, die das zusammenkrachende World Trade Center hinterließ. Einige sind bereits gestorben. Bislang gibt es allerdings erst ein offiziell anerkanntes Opfer. *Von Alexander Osang*

Felicia Dunn Jones hat viele Jahre als Anwältin für die Stadt New York gearbeitet, aber ihr wichtigster Fall begann erst, nachdem sie gestorben war. Und obwohl sie nun schon eine Weile tot ist, scheint dieser Fall immer noch bedeutender zu werden, er hat die Grenzen New Yorks längst überschritten, und manchmal sieht es so aus, als könne sie sogar darüber mitbestimmen, wer der nächste amerikanische Präsident wird. Joseph Jones, ihr Ehemann, würde das vielleicht „Ironie des Schicksals“ nennen, eine Wendung, die er gern benutzt.

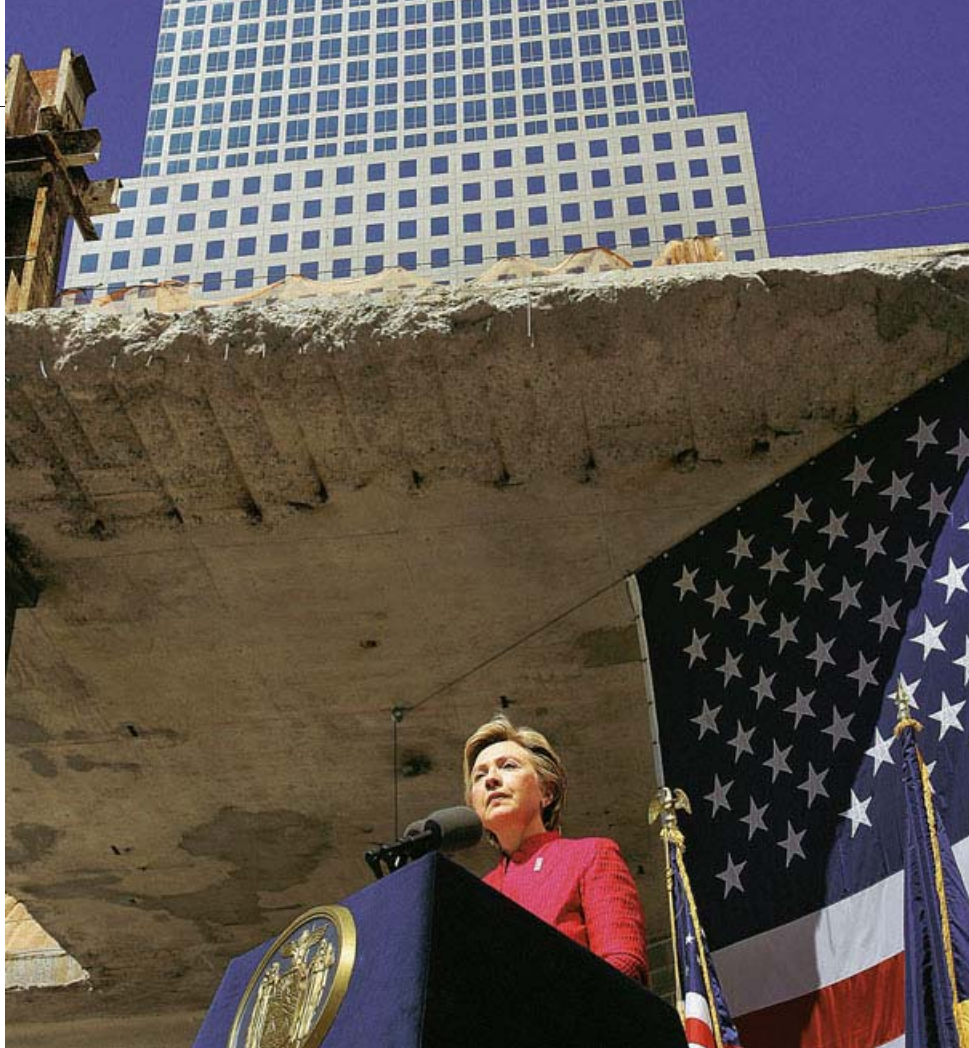
Neulich hat etwa Hillary Clinton bei den Jones' zu Hause auf Staten Island angerufen. Weil Joseph Jones gerade im Bad war, hat Hillary Clinton mit seiner 15-jährigen Tochter Rebekka über ihre tote Mutter ge-

redet. Felicia hätte sich über den Anruf gefreut, sagt Joseph Jones. Ihr großes politisches Vorbild war zwar Constance Baker Motley, die erste afroamerikanische Bürgermeisterin von Manhattan, aber Joseph Jones ist sich sicher, dass Felicia Hillary gemocht hätte, weil auch die sich ja irgendwie aus schwierigen Umständen befreit hat, sagt er. Seine Frau wurde in Bushwick groß, einer nicht besonders guten Gegend in Brooklyn. Sie wuchs mit fünf Geschwistern ohne Vater auf und war die Einzige aus der Familie, die studierte. Sie ging morgens zur Brooklyn Law School und arbeitete abends bis spät in die Nacht als Sekretärin. 1988, in ihrem vorletzten Studienjahr, wurde ihr Sohn Joseph junior geboren, der autistisch ist. 1989 hat sie ihr Examen bei der New Yorker Anwaltskam-

mer im ersten Anlauf bestanden, zusammen mit John F. Kennedy junior übrigens, der drei Versuche benötigte, sagt Jones. Sie war besser als JFK junior, auch das scheint kein Zufall zu sein, nicht mehr. Sie arbeitete sich durch die New Yorker Stadtverwaltung, bekam eine Tochter, zog von Brooklyn nach Staten Island, aus einer Mietwohnung in ein eigenes Haus, wurde Chefin der Rechtsabteilung auf Staten Island und später Anwältin in der Bundesbildungsbehörde. Es war ein langsamer, steter Weg nach oben. Aber als Hillary Clinton anrief, konnte nur ihre Tochter rangehen.

„Ironie des Schicksals“, sagt Joseph Jones.

Er steht am Ufer des Hudson River zwischen zwei großen, weißen Kunststoff-



Senatorin Clinton beim Ground Zero*: „Diejenigen, die die New Yorker im Stich ließen“

flügeln, die ein japanischer Künstler hier vor vier Jahren als Gedenkstätte für die Staten-Island-Opfer des 11. September aufgebaut hat. Staten Island ist ein Stadtbezirk, der scheinbar nicht zu New York gehört. Er wirkt wie ein geschmackloses Geschenk des schlichten Nachbarn New Jersey. Staten Island ist der New Yorker Speckgürtel des kleinen Mannes, hier wohnen viele Feuerwehrleute und Polizisten, und deswegen ist es wohl auch kein Zufall, dass Staten Island sein eigenes 9/11-Memorial bekommen hat. Vielleicht ist es auch kein Zufall, dass sie hier so still und schnell mit der Gedenkstätte fertig wurden, während sie drüben in Manhattan, auf der anderen Seite des Hudson, seit sechs Jahren um die angemessene Form des Denkmals streiten.

Joseph Jones kneift die Augen zusammen. Es ist einer der milchig-schwülen New Yorker Sommertage, an denen Himmel und Wasser miteinander verschmelzen. Jones trägt einen fließenden, glänzenden Sommeranzug und einen leichten, hellen Hut. Er könnte ein Boxpro-

moter sein, ein Pfarrer oder ein Bluesmusiker. Hier stand er auch am 11. September, sah das zweite Flugzeug tief über seinen Kopf hinweg in den Südturm fliegen, dachte an seine Frau, die am anderen Ufer arbeitete, 57 Park Place, im Federal Department of Education, nur zwei Straßen entfernt vom World Trade Center. Erst sieben, acht Stunden später erfuhr er, dass sie lebte. Sie war evakuiert worden, kurz bevor der Südturm zusammenfiel, geriet in die Staublawa des Einsturzes, und als der Staub sich klärte, war sie über die Williamsburg Bridge nach Brooklyn gelaufen und saß dort bei seiner Schwester.

„Ich war so glücklich, dass sie in Sicherheit war“, sagt er, und dann wieder: „Ironie des Schicksals“.

Fünf Monate später, am Abend des 10. Februar 2002, starb Felicia Dunn Jones aus heiterem Himmel. Es war ein Sonntag, in New York grassierte die Grippe, und als sie am Sonntagmorgen mit Fieber und Gliederschmerzen aufwachte, war klar, dass es nun auch sie erwischt hatte. Sie blieb im Bett, ihr Mann brachte ihr ab und zu Tee, und irgendwann am Nach-



Anwältin Dunn Jones (2000)
Tod durch Staub

mittag fiel ihm auf, dass sie sich gar nicht mehr rührte. Er fühlte keinen Puls, rief den Krankenwagen, der innerhalb von drei Minuten eintraf und seine leblose Frau ins St. Vincent's Hospital von Staten Island brachte. Dort stellten sie den Tod fest.

Ist sie an der Grippe gestorben?, fragte Jones den behandelnden Arzt.

Nein, wahrscheinlich an einer Herzattacke, sagte der Arzt.

Wahrscheinlich?, fragte Jones.

Mehr kann ich nicht sagen, sagte der Arzt.

Gegen den Willen der Familie seiner Frau beantragte Joseph Jones eine Autopsie. Seine Schwiegermutter wollte eine Feuerbestattung, Jones setzte sich gegen sie durch. Seine Frau hatte nie Herzprobleme, sie hatte überhaupt keine gesundheitlichen Probleme. Sie ging dreimal in der Woche ins Fitnesscenter, achtete auf ihre Ernährung und machte alle Vorsorgeuntersuchungen, die es gab. Sie war 42 Jahre alt, wieso starb sie urplötzlich an einer Herzattacke? Acht Tage nach dem Tod seiner Frau bekam er ihre Todesurkunde zugeschickt, ausgestellt von der Gesundheitsbehörde New York City.

Als Todesursache wurde Sarkoidose mit Kreislauflagen angegeben. Herzstillstand. Im Kästchen Todesart war „natürlich“ angekreuzt. Die Felder „Andere entscheidende Bedingungen, die zum Tod beigetragen haben“, „Tag der Verletzung“, „Ort der Verletzung“, „Umstände der Verletzung“ blieben frei. Am 18. März 2002, fünf Wochen nachdem Felicia Dunn Jones gestorben war, unterschrieb der Stellvertretende Medizinische Gutachter der New Yorker Gesundheitsbehörde den Totenschein. Joseph Jones wusste zwar nicht genau, was Sarkoidose ist, aber es schien alles seine Ordnung zu haben. Sie hatte eine Herzattacke, ein ordentlicher Tod. Sie beerdigten Felicia.

Joseph Jones musste den Papierkram erledigen, den Tote verursachen. Um Papierre hatte sich bislang immer seine Frau gekümmert. Er war Lagerarbeiter. Als der Papierberg größer wurde, fragte er Felicias beste Freundin aus der Rechtsabteilung der Bildungsbehörde, und die empfahl ihm Richard Bennett, einen Freund und Anwalt, der sich mit Testamentsvollstreckungen auskannte. Bennett traf sich zweimal mit Jones, hörte sich seine Geschichte an, die voller Ironie des Schicksals war. Beim zweiten Treffen fragte er Joseph Jones: Was ist eigentlich Sarkoidose?

Jones zuckte mit den Schultern.

Bennett begann, ein bisschen im Internet herumzugucken. Er fand heraus, dass Sarkoidose eine Immunkrankheit ist, die durch Umwelteinflüsse und durch Staub ausgelöst werden kann und Lunge und andere innere Organe angreift. Ihm fiel ein, wie Jones ihm erzählt hatte, dass Felicia noch knapp die Katastrophe des 11. September überlebt hatte und dann einfach so

* Am 6. September 2005.



SUZANNE PLUNKETT / AP

Passanten auf der Flucht vor der Staublawine: Die Opfer des Anschlags, die erst Jahre später sterben

in ihrem Bett starb. Bennett vermutete einen Zusammenhang und begann zu recherchieren. Er hat nur eine Einmalkanzlei, er ist eigentlich Testamentsvollstrecker, aber er ist ehrgeizig. Seine Frau, ehemalige Tänzerin, hilft ihm heute in der Kanzlei.

Ohne Joseph Jones zu informieren, suchten sie alle möglichen Informationen über die Krankheit, die Giftwolke des 11. September, die gesundheitlichen Folgen bei Rettungsarbeitern und Anwohnern, die Klagen, die Versicherungen der Politiker, die Entschädigungen. Sie sprachen mit Ärzten, lasen das „New England Journal of Medicine“, und irgendwann schlugen sie Joseph Jones vor, sich an den Entschädigungsfonds für die Opfer des 11. September zu wenden, der in Washington von einem Mann namens Kenneth Feinberg verwaltet wurde.

Feinberg war von Präsident George W. Bush persönlich ausgewählt worden, um den Hinterbliebenen der Opfer angemessene Abfindungen aus einem sieben Milliarden Dollar großen Entschädigungsfonds zu zahlen. Kenneth Feinberg ist der Experte in großen amerikanischen Entschädigungsfällen, er hatte schon Vergleichsverfahren mit Agent-Orange-Opfern nach dem Vietnam-Krieg geleitet. Sein Fonds war allerdings nur für die Menschen

gedacht, die am 11. September starben, in den Flugzeugen und in den Türmen. Joseph Jones war überrascht, den Tod seiner Frau plötzlich in diesem großen Zusammenhang zu sehen, hatte aber nichts dagegen, eine Entschädigung aus dem Opferfonds zu beantragen. Er hatte gerade seinen Job im Vertrieb einer Pharmafirma verloren. Sein autistischer Sohn brauchte besondere Betreuung.

Bennett interviewte die beiden Hausärzte, die Felicia Dunn Jones betreut hatten.

Hätten die Behörden vor den Giftstoffen gewarnt, wäre sie zum Arzt gegangen.

Beide sagten, es gäbe keine Anzeichen dafür, dass sie vor dem 11. September an Sarkoidose gelitten hatte. Die Staubwolke musste die Krankheit ausgelöst haben. Der Hauptpunkt von Bennetts Argumentation aber war, dass Sarkoidose heilbar ist. Hätten die Behörden vor den Giftstoffen in der New Yorker Luft gewarnt, wäre Felicia Dunn Jones zu einem Arzt gegangen und hätte sich behandeln lassen können. Die Behörden aber taten das Gegenteil. Zehn Tage nach dem 11. September erklärte Christie Whitman, Chefin der amerikanischen Bundesbehörde für Umweltschutz

EPA, die Luft in New York sei sauber. Bürgermeister Rudolph Giuliani forderte alle New Yorker auf, wieder zur Arbeit zu gehen, und bat auch die Touristen, in die Stadt zurückzukehren. Wir lassen uns unser Leben nicht von diesen Wahnsinnigen zerstören, sagte Giuliani.

Bei einer Anhörung im Mai 2003 in Washington sagte Anwalt Bennett, Felicia Dunn Jones sei ein Opfer der Terroristen wie die Menschen, die Wochen nach dem Anschlag an ihren Brandverletzungen starben.

Sein Antrag auf Entschädigung wurde abgelehnt. Bennett recherchierte weiter, er sprach mit den führenden amerikanischen Sarkoidose-Experten. Im

August 2003 gingen sie in Berufung, im November 2003 gab es eine zweite Anhörung, und diesmal folgte Amerikas Entschädigungsexperte Feinberg der Argumentation des Testamentsvollstreckers Bennett. Im April 2004 bekamen sie aus Washington die Bestätigung, dass Felicia Dunn Jones ein Opfer des Anschlags auf das World Trade Center ist. Joseph Jones und seine beiden Kinder erhielten einen Scheck über 2,6 Millionen Dollar. Ein außerordentlich gutes Ergebnis, sagt Anwalt Bennett. Die durchschnittliche Höhe der Abfindungen für Opferfamilien lag bei

1,8 Millionen. Bennetts Honorar betrug 15 Prozent der Gewinnsumme. Auch fast 400 000 Dollar.

Sie hätten zufrieden sein können. Aber Bennett und Joseph Jones wollten, dass Felicia Dunn Jones' Name nun auch auf den offiziellen Opferlisten auftaucht und in den Gedenkstätten von Staten Island und Manhattan. Mit der Abfindung hatten sie das Recht auf weitere Klagen verwirkt, deswegen baten sie die Behörden von New York City und Staten Island einfach, Felicias Namen in ihre Listen aufzunehmen. Staten Island folgte dieser Bitte im Jahr 2004, New York nicht. Charles Hirsch, der Medizinische Gutachter der Gesundheitsbehörde von New York City, sah den Zusammenhang zwischen ihrem Tod und der Staubwolke immer noch nicht schlüssig bewiesen.

Bennett bat Feinberg nachzuhelfen. Am 9. September 2004 schrieb Feinberg einen Brief an Hirsch.

„Werter Dr. Hirsch, ich habe festgestellt, dass der Tod von Ms Dunn Jones eine direkte Folge der Staubwolke des World Trade Center war, obwohl sie erst fünf Monate nach dem 11. September starb. Diese Feststellung basiert auf umfänglicher medizinischer Beweisführung und der Befragung verschiedener Experten. Ich hoffe, dieser Brief trägt dazu bei, dass Sie Felicia Dunn Jones' Namen auf die Opferliste setzen ...“

Der Medizinische Gutachter aber blieb hart. Nicht mal Präsident Bushs Entschädigungsexperte konnte Dr. Hirsch aus dem New Yorker Rathaus überzeugen. Anwalt Bennett sammelte weitere Beweise. Im März 2007 war sein Beweispacken mehr als 400 Seiten dick. Anfang Mai 2007 kam eine Studie des New Yorker Albert Einstein College hinzu, die in der medizinischen Fachzeitschrift „Chest“ veröffentlicht wurde.

In ihr wurde ausgeführt, dass sich die Zahl der Sarkoidose-Erkrankungen bei Feuerwehrleuten, die am Ground Zero im Einsatz waren, in den ersten zwölf Monaten nach dem Anschlag mehr als verfünffacht hatte. Die Studie fand Eingang in den offiziellen Bericht über die Gesundheitsfolgen des 11. September. Diesen Bericht hatte auch Gutachter Hirsch unterschrieben. Vielleicht versehrlich, vielleicht nicht.

Bennett kopierte die Auszüge aus dem Bericht, schickte sie zusammen mit seinen 400 anderen Beweisseiten ans Rathaus, und zwei Wochen später gab Hirsch auf.

Am 18. Mai schrieb er an Anwalt Bennett einen Brief, der sich liest, als sei er unter Folter entstanden. Er beginnt mit den Worten: „Ich habe immer noch begründete Zweifel, dass Ms Dunn Jones' Sarkoidose-Erkrankung durch den World-Trade-Center-Staub verursacht wurde“, endet aber so: „Wir werden veranlassen, dass Ms Dunn Jones' Name auf die offizielle Liste der World-Trade-Center-Opfer gesetzt wird. Bitte übermitteln Sie Mr Jones unsere Anteilnahme für den Verlust seiner Frau.“

Zu diesem Zeitpunkt war Felicia Dunn Jones seit über fünf Jahren tot. Fünf Tage später gab es eine Pressekonferenz mit

nischen Geschichte. Der Tag hat Kriege ausgelöst, den überwachungsstaatlichen Patriot Act ermöglicht, er hat George W. Bush ein zweites Mal zum Präsidenten gemacht. Die Politiker haben den Tag ausgequetscht, bis er nicht mehr ein Datum der Trauer, Bestürzung und Besinnung war, sondern ein Vorwurf. Aber es ist immer noch was herauszuholen. Die Staubwolke des 11. September weht nun durch die amerikanische Politik, und es sieht nicht so aus, als würde sich die Luft bald klären.

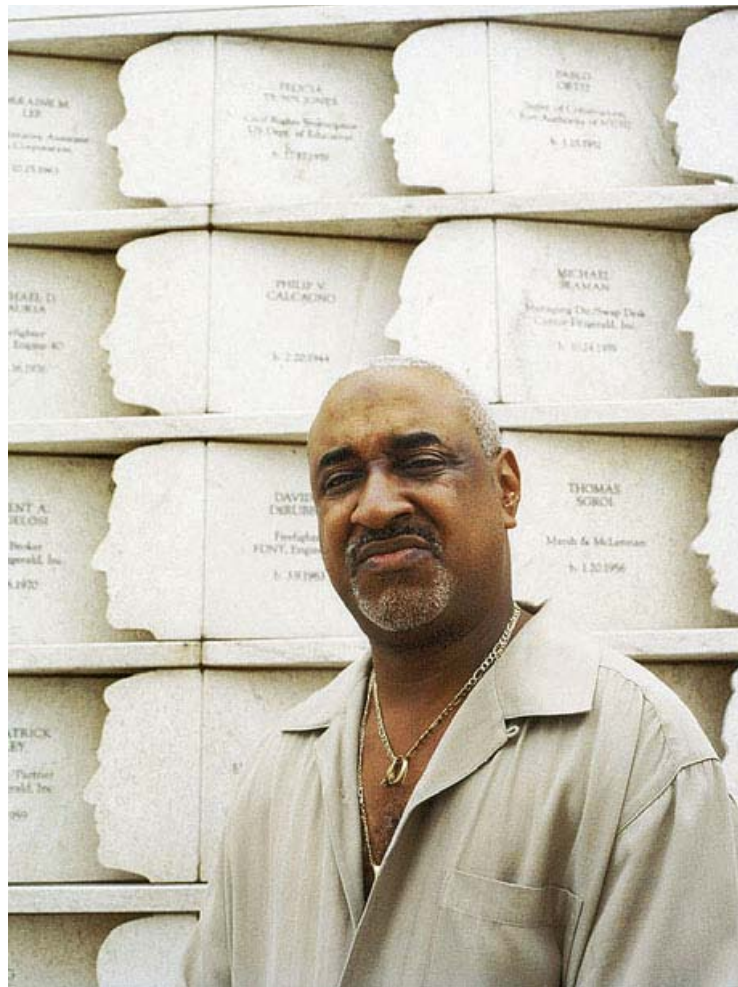
Denn die drei zurzeit populärsten möglichen Kandidaten für den amerikanischen Präsidentenposten kommen alle aus New York: Hillary Clinton ist New Yorker Senatorin, Michael Bloomberg ist Bürgermeister der Stadt, und Rudolph Giuliani war es. Eine Demokratin, ein Unabhängiger und ein Republikaner. Es ist sicher kein Zufall, dass sich die Anhörungen und Berichte über die Gesundheitsfolgen des 11. September in den vergangenen Wochen häuften.

Im Frühling war Bürgermeister Bloomberg nach Washington eingeladen worden, um vor dem Kongress zu den Gesundheitsfolgen des 11. September auszusagen. Wenig später erschien dort die ehemalige Chefin der amerikanischen Umweltschutzbehörde Christie Whitman, die im September 2001 gesagt hatte, die Luft in Manhattan sei sauber. Der Saal war voll mit Opfern und Journalisten, die darauf warteten, dass Christie Whitman die Verantwortung auf Rudolph Giuliani abschieben würde, der die Stadt in den Wochen nach dem 11. September praktisch allein geführt hatte.

Er hatte New York beruhigt und angefeuert. Giuliani hatte alle aufgefordert, an die Arbeit zurückzukehren. Er hatte angekündigt, Osama bin Laden persönlich

hinzurichten, wenn er ihn in die Finger bekäme. Er rief den Talkmaster David Letterman an, um ihn aufzufordern, wieder mit seiner Late Night Show zu beginnen, die am 11. September eingestellt worden war. Er erschien regelmäßig an der Grube des Ground Zero, oft mit internationalen Gästen, fast immer ohne Schutzmaske.

2002 wurde Giuliani als Bürgermeister abgelöst. Er gründete zusammen mit seinem Polizeichef und seinem obersten Feuerwehrmann eine Beratungsfirma für Sicherheit vor praktisch allen Gefahren, schrieb einen Bestseller und wartete dar-



Witwer Jones vor Opfermahnmal: Scheck über 2,6 Millionen Dollar

Gutachter Hirsch und dem New Yorker Bürgermeister Michael Bloomberg, in der verkündet wurde, dass Felicia Dunn Jones das 2750. Opfer des Anschlags vom 11. September ist.

Michael Bloomberg sagte: „Stellen Sie sich jemanden vor, auf den ein, sagen wir mal, Balken gefallen ist, und es vergeht ein bisschen Zeit, bis er seinen Verletzungen erliegt.“

Felicia Dunn Jones' Fall war nun in der Politik angekommen. Sie war ein offizielles Opfer des 11. September, des einschneidendsten Tages in der jüngeren amerika-



Überlebender Helfer: „Sie trugen ihren Husten vor sich her wie eine Ehrenplakette“

auf, in die Politik zurückzukehren. Im Sommer 2004 sprach er als Stargast auf Bushs Wahlparteitag im Madison Square Garden. Er war der Bürgermeister der Helldstadt. Und das ist er immer noch. Er ist der Superstar der größten amerikanischen Katastrophe. Mehr hat er nicht zu bieten. Das macht ihn sehr stark, aber auch sehr verletzlich.

Behördenchefin Whitman sagte während ihrer Anhörung in Washington: „Ich glaube nicht, dass der Bürgermeister mich beschuldigt, ich jedenfalls beschuldige ihn nicht.“ Es klang wie ein Handel. Vieles, was mit den Folgen der Katastrophe zu tun hat, klingt im Moment so, auch das, was Ärzte zu den Erkrankungen sagen.

Dr. Joan Reibman vom Bellevue Hospital hat wenige Tage nach dem 11. September gemeinsam mit Bürgerinitiativen in Lower Manhattan begonnen, Anwohner auf Gesundheitsrisiken hinzuweisen, weil sie den Politikerversicherungen nicht traute. Sie hat in den vergangenen Jahren Tausende Bewohner von Lower Manhattan untersucht, Atemwegserkrankungen und psychische Störungen festgestellt. Heute, im Sommer 2007, sagt sie nur: „Wir können nicht hundertprozentig sicher sein, dass es eine Verbindung zwischen dem Staub und diesen Erkrankungen gab.“

Dr. Robin Herbert leitet am Mount Sinai Hospital die größte Untersuchung zu den Folgen des 11. September. Sie hat bis jetzt über 20 000 Leute untersucht, die bei den Rettungs- und Aufräumarbeiten halfen. Jeden Monat bekommen sie 500 neue Anfragen. 69 Prozent der Untersuchten

hatten während der Aufräumarbeiten Atemprobleme. 59 Prozent hatten die immer noch, als sie untersucht wurden. Ein Drittel der Leute hatte abnormale Atemtests, meistens Einschränkungen des Lungenvolumens, 40 Prozent haben psychische Probleme, posttraumatischen Stress, Angstzustände und so weiter. Sie hat den Begriff „dritte Welle“ geprägt, der ernsthaftere Krankheiten in 10 bis 20 Jahren beschreibt. Solide Tumore, Lungenkrebs. Leukämie, Lymphdrüsen- und Schilddrüsenkrebs können schneller auftauchen.

Warum ist es so schwer, den Tod eines Menschen oder die Erkrankung eines ein-

Feuerwehrleute, Polizisten, Bauarbeiter, Krankenschwestern.

„Dr. Reibman und Dr. Herbert sind gute Ärztinnen, aber ihre Programme werden natürlich staatlich und kommunal gefördert. Es gibt starke politische und finanzielle Interessen. Und sie sind Wissenschaftlerinnen und somit immer vorsichtig. Es ist wie bei den ersten Prozessen gegen die Tabakindustrie, hundertprozentig“, sagt David Worby und schaut aus den Fenstern seines Penthouse hinunter auf den New Yorker Vorort White Plaines.

Vor drei Jahren geriet der erste kranke Polizist mehr oder weniger zufällig in seine Kanzlei, inzwischen kommen wöchentlich 10 bis 100 neue Klienten hinzu, je nachdem, wem Worby gerade ein Interview gegeben hat. Vorgestern war er in der „New York Post“, heute kamen 20 frische Klienten per E-Mail.

Worby zählt die E-Mail-Ausdrucke wie Karten auf den Tisch.

„Schilddrüsenkrebs, Schilddrüsenkrebs, Atembeschwerden, Nierenleiden, Schilddrüsenbeschwerden, schlechte Blutwerte, Nieren, Leber, Lunge, Schilddrüse“, sagt er. „In letzter Zeit haben wir jede Menge Schilddrüsenkrebs.“

Anwalt Worby könnte ein Anwalt sein, den sich John Grisham ausgedacht hat. Er ist Anfang fünfzig, hat drei Kinder, komponiert Schlager und hat auch ein Drehbuch geschrieben, das demnächst mit Whoopi Goldberg und Snoop Dogg verfilmt werden soll. Er steht gern im Ram-

„Es ist wie bei den ersten Prozessen gegen die Tabakindustrie.“

zeln Menschen direkt mit der Staubwolke des 11. September zu verbinden? Warum gibt es bislang nur den einzigen Fall von Felicia Dunn Jones?

„Ich sollte das wahrscheinlich nicht kommentieren“, sagt die Ärztin Herbert. „Was ich sagen kann, ist, äh, nein, ich kann das nicht kommentieren ... ich denke, dass sicher, nein, ich lasse es lieber, ich komme nur in Schwierigkeiten“, sagt sie.

David Worby weiß „hundertprozentig“, wovor die Ärzte Angst haben. Er weiß sowieso eine ganze Menge „hundertprozentig“. Worby vertritt 10 000 Kranke und Angehörige von 153 toten Menschen, die zum Ground Zero kamen, um zu helfen;

penlicht. Er redet schnell, er legt sich gern mit Leuten an, alles, was er sagt, klingt wie eine Rede an die Jury.

„Giuliani machte die Rettungsaktion zu seiner Privatangelegenheit. Er war der Held. Er hat damals festgelegt, dass New York zur Tagesordnung übergeht. Es gibt so viele Dokumente, die die Giuliani-Leute warnten, dass die Luft vergiftet war, aber sie scherten sich nicht drum. New York ist hart im Nehmen – das war immer Giulianis Philosophie. 70 Prozent der Leute an der Grube benutzten keine Atemmasken. Sie trugen ihren Husten zunächst vor sich her wie eine Ehrenplakette. Das änderte sich erst, als der Husten blieb, chronisch wurde, Atembeschwerden auftraten, Asthmaerkrankungen, Magenbeschwerden, und jetzt kommen die ernsthafteren Sachen wie Leukämie, alle Sorten von Blutkrebs, Schilddrüsenkrebs, alles bekanntermaßen verursacht durch die Giftstoffe, die in der Luft waren. Hunderte Tonnen von Asbest, PCB, Cadmium, Thallium, riesige Mengen von Dioxin, 60 000 Liter brennendes Flugbenzin, Blei, Tausende Tonnen Glassplitter“, sagt er.

müssen doch am besten wissen, wie das funktioniert. Keiner will hören, dass vielleicht mehr Menschen nach dem 11. September sterben als am 11. September, durch politische Dummheit. Keiner.“

Vielleicht ist es kein Zufall, dass ausgerechnet Bennett mit seiner Minikanzlei seinen Fall durchbekam. Vielleicht ließen sie ihn durchrutschen, vielleicht nahmen sie ihn nicht ernst. Bennett nahm nur 15 Prozent der Gewinnsumme, Worby, der die Stadt auf 750 Millionen Dollar verklagt hat, will ein Drittel.

Bennett ist mit der Fähre über den Hudson gekommen, um sich zum Lunch mit Joseph Jones zu treffen. Sie gehen in ein kleines Restaurant in der Nähe des Hafens. Jones bestellt ein Reuben Sandwich, Bennett eine Cola light. Er isst dann die Pommes frites von Jones.

„Natürlich gibt es riesige politische und wirtschaftliche Interessen“, sagt Bennett. „Aber ich denke, wir konnten die Verantwortlichen auch mit unseren Argumenten überzeugen. Oder wenigstens hoffe ich es.“

Anfang des Sommers bekam Joseph Jones zum zweiten Mal einen Totenschein für seine Frau zugeschickt, die nun beina-

Kostüme verkündete: „Der Grund, warum ich mich in dieser Angelegenheit so engagiere, sind Geschichten wie die von Felicia Dunn Jones. Sie starb fünf Monate nach dem 11. September an einer Krankheit namens Sarkoidose. Ihr Ehemann Joe ist heute hier bei uns. Felicia Dunn Jones wurde von der Staubwolke des World Trade Center erfasst. Ihre Geschichte beweist, wie schwer es ist, einen Zusammenhang zwischen dem Staub und den Erkrankungen herzustellen. Aber jetzt bewegt sich endlich etwas ... Wir müssen endlich diejenigen zur Verantwortung ziehen, die die New Yorker und Amerikaner in diesen Tagen im Stich gelassen haben.“

Im Restaurant am Hafen nimmt Joseph Jones das Messer vom Tisch, stößt es in die Luft und sagt: „Felicia ist ein Messer, das Giuliani in die Seite fährt. Er will Präsident des 11. September werden, aber jetzt sieht man, dass er sich mehr darum geschert hat, dass die Wall Street schnell aufmacht, als um die Gesundheit der New Yorker.“

Bennett sieht ihn stumm an.

Felicia Dunn Jones ist ein Präzedenzfall in den Zeiten eines der wichtigsten Präsidentschaftsrennen der amerikanischen Geschichte. Sie war Rechtsanwältin wie Hillary Clinton, Rudolph Giuliani und auch Richard Bennett. Sie hätte gewusst, was das bedeutet. Aber sie ist tot. Ironie der Geschichte.

Später, am Anleger der Fähre nach Manhattan, erzählt Joseph Jones, dass seine Kinder und Enkelkinder den Namen seiner Frau später einmal in den Geschichtsbüchern werden lesen können.

Bennett nickt. Als sie sich verabschieden, überlegen sie kurz, wann sie sich wiedertreffen müssen. Es fällt ihnen kein Anlass ein.

Bis bald, sagt Joseph Jones.

Der Wind frischt ein bisschen auf, als die schwere Fähre einläuft. Joseph Jones muss seinen Hut festhalten.

Bis bald, sagt Bennett.

Dann betritt er die Fähre, die ihn zurück nach Manhattan bringt. Seit sein Name in den Zeitungen auftaucht, bekommt er jede Woche Anfragen von Leuten, die glauben, Opfer des 11. September zu sein. Er hat ihnen bislang immer abgesagt, weil er ja nur ein One-Man-Shop ist, wie er es nennt. Es gibt ein Foto, das ihn und seine Frau Kiki zusammen mit Joseph Jones, Felicias Schwester und Hillary Clinton zeigt. Kiki steht direkt neben Hillary. Wenn man sich das Foto eine Weile ansieht, versteht man, dass die Anwältin Hillary Clinton die Anwältin Felicia Dunn Jones nie getroffen hätte. Sie interessiert sich für sie, weil sie tot ist. Und das ist die eigentliche Ironie der Geschichte.

„Das waren sicher die interessantesten Jahre meines Arbeitslebens“, sagt Anwalt Bennett auf der Fähre und sieht zu, wie Joseph Jones am Ufer immer kleiner wird, bis er ganz verschwindet. ◆



Politiker Giuliani (M.), Clinton am 12. September 2001 beim Anschlagort: „Er war der Held“

Wieso gelang es dann nur in einem einzigen Fall, eine Krankheit mit der Giftwolke zu verbinden?

„Verdrängung, Verleugnung. Unser ach so starkes Land musste akzeptieren, dass es hier Terroristen möglich ist, ein Flugzeug führen zu lernen, es dann zu kidnappen und in ein Hochhaus zu fliegen. Nirgendwo auf der Welt ist so was passiert. Damit müssen wir leben. Mit dieser Schuld. Also kreieren wir uns Helden wie Giuliani. Aber wie können wir damit umgehen, dass auch er versagt hat, dass er 400 000 New Yorker und 70 000 Hilfskräfte in den Wochen nach dem 11. September den giftigsten Staubwolken seit Hiroshima aussetzte? Verdrängung, Verleugnung. Die Deutschen

he fünfeinhalb Jahre tot war. Diesmal war im Feld „Todesart“ der Punkt „Mord“ angekreuzt. Im Feld „Verletzungsdatum“ stand „11.9.2001“, bei „Verletzungsumstände“ „World-Trade-Center-Katastrophe“ und in der Rubrik „Umstände, die zum Tod beitrugen“ wurde aufgeführt: „Staub des zusammenbrechenden World Trade Center“.

Drei Wochen später lud Hillary Clinton Joseph Jones nach Washington ein zu einer Anhörung in den Senatsausschuss, dem sie vorsitzt und der sich mit den gesundheitlichen Folgen des 11. September beschäftigt. Jones brachte seinen Anwalt, die Frau seines Anwaltes und seine Schwägerin mit.

Sie saßen im Zuschauerraum, als Hillary Clinton in einem ihrer knallgelben



FC Hartz IV

Ortstermin: In Duisburg halten sich die arbeitslosen Fußballer fit für den Markt.

Früher, in der Schule, im Sportunterricht, wenn der Lehrer sagte, dass man Mannschaften wählen solle, lief es immer gleich. Die guten Jungs waren sofort weg. Dann die, die nicht störten, irgendwann die Mädchen. Am Ende gab es immer einen Dicken, den niemand wollte.

Stefan Hanke ist nicht dick, aber er fühlt sich im Moment wie ein Dicker, den keiner will. Hanke ist 34, Rechtsfuß, defensives Mittelfeld. Letzte Saison Darmstadt 98, Regionalliga Süd. Früher Leverkusen, Wechsel in die Zweite Liga zu St. Pauli, Aufstieg in die Bundesliga. Stammspieler. Vor vier Wochen hat er sich zum „Trainingslager für vereinslose Profis“ angemeldet. Die Spielergewerkschaft bietet das seit vier Jahren an, auf dem Gelände der Sportschule Wedau in Duisburg.

Im Sommer, wenn die Saison vorbei ist, steht im Sportteil, dass „sich das Spielerkarussell wieder dreht“. Hanke und die anderen 21, die hier trainieren, sind da irgendwie rausgefallen. Sie haben niemanden gefunden, der sie im Team haben will. Ihr Vertrag wurde nicht verlängert, der Verein ist abgestiegen, sie sind zu alt, sie treffen das Tor nicht mehr. Gründe gibt es so viele wie Spieler. Hanke kann nicht sagen, woran es bei ihm liegt. Ein schlanker Mann mit einer unsicheren Stimme und dieser Regionalliga-Frisur, wie sie Kai Pflaume gerade trägt, wie David Beckham vor ein paar Jahren.

Die Sportschule Wedau liegt nur ein paar hundert Meter vom Stadion des MSV Duisburg. Die Trainingsbedingungen unterscheiden sich nicht von denen einer anderen Profi-Mannschaft. Es gibt einen Cheftrainer, drei Co-Trainer, einen Physiotherapeuten und eine Players Lounge, wo die Spielkonsole steht. Manchmal fragt man sich, was Profis in ihrer Freizeit gemacht haben, als es noch keine Videospiele gab.

„Als ich hier anfang, war ich von der guten Stimmung überrascht. Wir waren motiviert. Wir hätten jede Regionalliga-Mannschaft schlagen können“, sagt Hanke. Dann sprach er mit Mladen Kovačić, einem Kroaten, der mal in Tunesien und Is-

rael gespielt hat und kurz überlegt hatte, nach Iran zu gehen. Kovačić war schon letztes Jahr hier. „Wart ab, was in vier Wochen ist.“

Vier, fünf Mal die Woche trainieren sie. Das Trainingslager ist kostenlos. Sie müssen fit bleiben. Profi-Fußball zu spielen verlernt man schnell. Darunter Leute wie André Thoms, dritter Torwart von Cottbus, Salif Keita, ehemaliger Nationalstürmer Senegals, Babacar N'Diaye, Unterhaching, früher Hannover 96. Sie alle haben nur noch ein paar Tage. Die Transferperiode endet am 31. August. An dem Tag stoppt das Karussell. Spieler ohne Verein können nachnominert werden, aber für die meisten Vereine ist das Thema

Witz. Seine Aufgabe ist es, die Spieler fit zu kriegen, so fit, dass sie am nächsten Wochenende spielen könnten, ohne sich einen Muskelfaserriss zu holen. Baumann steht für eine Zukunft im Fußball. Wenn sie ihn – immer wieder – fragen: „Trainer, wie siehst du mich?“, sagt er ihnen die Wahrheit. Und die heißt: Wenn man gesund bleibt, noch nicht zu alt ist und bereit, für weniger Geld zu spielen, hat man noch eine Chance. Die halbe Wahrheit.

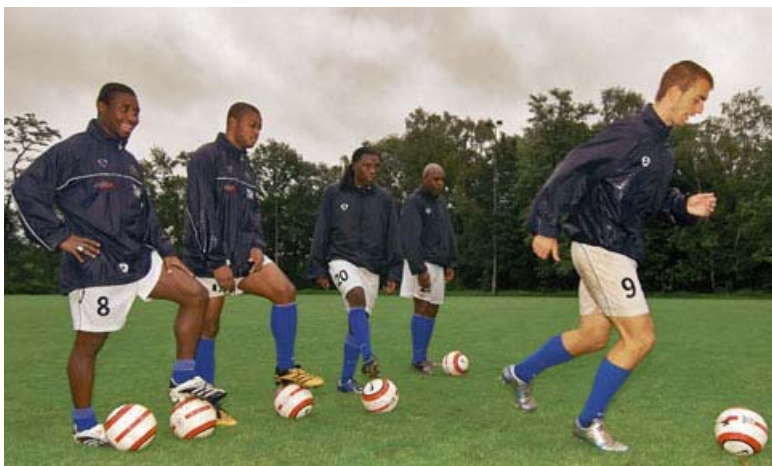
Für die andere Hälfte ist Frank Günzel zuständig, der andere Trainer. Er ist der „Laufbahncoach“ der Spielergewerkschaft. Wer als Spieler zu Günzel geht, soll über einen neuen Anfang sprechen, dabei hat er gerade von Baumann gehört, dass er am Ende ist. Günzel erzählt dann von einem Lehrgang. Sportfachwirt. Die Gewerkschaft und der DFB haben sich das ausgedacht. „Modellprojekt nachfußballerische Berufsplanung“. Unter anderem wird Personalwesen, Veranstaltungsmanagement und Sportanlagenbetriebslehre unterrichtet. Man steht nicht mehr auf dem Platz, aber wenigstens ist man nicht weit weg.

Der dritte Weg, das ist die Oberliga. Da spielen offiziell keine Profis, aber es gibt ehrgeizige Vereine, die aufsteigen wollen. Es

gibt zwar kaum Geld, aber vielleicht kann jemand im Club einen Ausbildungsplatz organisieren. In der Arbeitslosenstatistik werden Fußballer unter der Kategorie „Künstler und verwandte Berufe“ erfasst.

Hanke hatte vor ein paar Wochen ein Probetraining bei Hessen Kassel, Regionalliga-Süd. Hanke gefiel Kassel, sie überlegten, ihn für die Abwehr zu holen. Dann gewann Hessen Kassel 4:0 gegen die zweite Mannschaft von 1860 München. Kein Gegentor. Kassel kaufte einen Stürmer. „Wenn die 2:0 verloren hätten, hätte ich einen Verein gehabt.“ Deshalb spricht Hanke nun öfter mit Günzel als mit Baumann. Vor vier Wochen hätte sich Hanke nicht vorstellen können, dass er schon so weit ist, aber es geht alles schnell im Fußball, auch nach unten. Vielleicht doch eine Ausbildung, sagt er. „Irgendwas mit Fußball.“

JUAN MORENO



Teilnehmer des Trainingslagers: Ab zum Laufbahncoach

Neuverpflichtungen bis zur Winterpause erledigt.

In der Bundesliga verdient einer wie Hanke 10000 bis 20000 Euro im Monat, in der zweiten 4000 bis 5000 Euro. Ein durchschnittlicher Regionalliga-Spieler bekommt im Monat zwischen 2000 und 4000 Euro. Die Stars erhalten in allen Ligen deutlich mehr, aber Stars verbringen den August nicht im Duisburger Trainingslager.

Die Spieler hier wissen, dass sie schon vor der Saison gegen den Abstieg spielen. Eigentlich haben sie zwei Cheftrainer. Der eine macht sie fit für den Platz, für das Spiel, für den Aufstieg. Der andere für das Leben, für den Ernst, für den Ausstieg.

Der eine ist Karsten Baumann, früherer Verteidiger beim 1. FC Köln. Er hat acht Stürmer, sieben Mittelfeldspieler, zwei Verteidiger und vier Torhüter im Aufgebot. Rein taktisch ist das kein Kader, es ist ein

FOTOS: ULRICH BANTZ / LAIF

IRAN

Al-Qaida gegen Mullahs

Teheran hat einen neuen Staatsfeind Nummer eins. In der Provinz Sistan-Belutschistan im Südosten des Landes gewinnt die Rebellengruppe Dschundallah (Armee Gottes) zunehmend an Einfluss. Ihr Anführer ist Abd al-Malik Rigi, 24. Er gehört der Glaubensrichtung der Sunniten an, die sich von der schiitischen Mehrheit in Iran unterdrückt fühlen, und kämpft angeblich für die Rechte der Belutschen. Die leben im ländlichen Südosten an der Grenze zu Afghanistan und Pakistan. In der Vergangenheit hatte die Gruppe Anschläge auf Soldaten und Regierungsvertreter verübt und die iranische Öffentlichkeit mit Geiselnahmen und Exekutionen vor laufender Videokamera schockiert. Einen Höhepunkt erreichte der Terror am vorvergangenen Wochenende mit dem Überfall auf einen Reisebus und der Verschleppung von mindestens 21 Geiseln über die grüne Grenze nach Pakistan. Bei der Befreiung durch pakistanische Sicherheitskräfte gab es mehrere Tote und Verletzte.

In iranischen Sicherheitskreisen gilt Dschundallah längst nicht mehr als eine provinzielle Freischärlerbande, die von Entführungen und Drogenhandel lebt. Teheran sieht in Rebellenführer Rigi den Statthalter des Terrornetzwerks al-Qaida in Iran. Zu den Indizien zählt, dass die Organisation Unterstützung von sunnitischen Sympathisanten in Pakistan erhält, die eng mit den Taliban und Qaida-Kämpfern paktieren. Abd al-Malik Rigi wurde in einer pakistanischen Koranschule ausgebildet und soll später an der Seite der afghanischen Fundamentalisten gekämpft haben. Wie die sunnitischen Taliban und al-Qaida geißelt



Rebellenführer Rigi, befreite iranische Geiseln in Pakistan



auch Rigi die Schiiten in seinen Reden als „kuffar“, als Ungläubige. Bei al-Qaida und den Taliban sind die Schiiten verhasster noch als Christen und Juden.

Teheran beunruhigt der Terror der Extremisten auch deshalb, weil ein Ultimatum abläuft, das die Qaida dem Mullah-Staat gestellt hat. Abu Omar al-Baghdadi, Führer der irakischen Qaida-

Filiale und selbsternannter Emir eines „Islamischen Staats Irak“, hatte Anfang Juli in einer Tonbandansprache „den persischen Ungläubigen“ mit einem „brutalen Krieg“ gedroht, falls sie weiter die von Schiiten dominierte Regierung in Bagdad unterstützen. Um den Dschundallah-Kämpfern den Rückzug nach Pakistan zu erschweren, soll die Grenze im Rebellengebiet nun mit einem millionenschweren Sofortprogramm gesichert werden.

ITALIEN

Berlusconis Geisterpartei

Ein simpler Besuch beim Notar hat Italiens Politikerkaste aus dem Sommerschlaf gerissen. Im Auftrag ihres politischen Ziehvaters Silvio Berlusconi ließ die umtriebige Unternehmerin Michela Vittoria Brambilla eine „Partei der Freiheit“ als Markennamen eintragen. Sogleich wählten Parteifreunde und Bündnispartner dahinter ein geschicktes Manöver des ehemaligen Premiers, um die Parteienlandschaft auf der Rechten wieder einmal durcheinanderzubringen. Berlusconi wiegelte ab: „Ich wollte einfach verhindern, dass jemand sich dieses Namens bemächtigt.“ Unter der nunmehr geschützten Marke „Partei der Freiheit“ könnten sich jetzt

unabhängige Listen sammeln. Allerdings schloss er nicht aus, dass die neue Retortenpartei einmal zu jener „großen Partei der Gemäßigten“ werden könnte, in der er zurzeit sein politisches Lebensziel sieht. Brambilla ist eine „Berlusconetta“, eine weibliche und sehr viel jüngere Miniaturversion des Ex-Premiers. Ihr Fernsehsender „Das TV der Freiheit“ trommelt gegen das politische Establishment – mit Ausnahme

natürlich von Berlusconi. Sie will auch bereits einige tausend „Freiheitszirkel“ genannte Foren gegründet haben. Diese Auffangbecken für Politikmüde und Nichtwähler existieren bislang eher virtuell.

Romano Prodi, der selbst seit zwölf Jahren mühselig an einer lagerübergreifenden Demokratischen Partei mitarbeitet, kommentierte die Blitzgründung von Mitte-rechts lakonisch: „Mancher

kann.“ Die jüngsten Umfragen sehen eine Mitte-rechts-Liste unter Berlusconi in deutlicher Führung, sollte es zu vorgezogenen Neuwahlen kommen. Vielen gilt es schon als erstaunlichste Leistung der Regierung Prodi, eine Rückkehr des Medienmilliardärs an die Macht wieder denkbar gemacht zu haben.

Berlusconi, Brambilla



IRAK

Der Untergang des Hauses Hussein



D. BEREHULAK/DPA

Madschid

Das Familienoberhaupt gehängt, die beiden Söhne erschossen, und nun droht auch noch der ältesten Tochter des einstigen Diktators Saddam Hussein der Strang. Für „Verbrechen gegen das Leben, Volksverhetzung und Terrorismus“ soll sich Raghda Hussein, 38, in Bagdad vor Gericht verantworten. Trotz eines von Interpol ausgeschriebenen Suchbefehls weigert sich jedoch Jordanien, wo sie Zuflucht gesucht hat, die Saddam-Tochter auszuliefern. Die Regierung in Amman befürchte, heißt es, dass Raghda Hussein keinen fairen Prozess erwarten könne. An-

geblich hält sie sich momentan in Katar, Frankreich oder auch Spanien auf. Bagdad setzt derzeit mit einem dritten Prozess die Aufarbeitung der Verbrechen des gestürzten Regimes fort. Seit Anfang vergangener Woche müssen sich der Saddam-Cousin Ali Hassan al-Madschid und 14 weitere Angeklagte für die brutale Niederschlagung des Schiiten-Aufstands nach dem Golfkrieg 1991 verantworten. Saddams einstiger Verteidigungsminister, wegen seiner Vorliebe für Giftgas auch „Chemie-Ali“ genannt, wurde in einem anderen Verfahren, in dem es um die Auslöschung eines kurdischen Dorfes in den achtziger Jahren ging, schon zum Tode verurteilt. Madschid legte Berufung gegen das Urteil ein.

Der Saddam-Clan auf einem um 1990 entstandenen Familienporträt

Rana Hussein

Tochter Saddams; lebt heute in Amman

Saddam Kamil Hassan

Saddams Cousin zweiten Grades; Ehemann von Rana; floh 1995 nach Jordanien und sprach mit den Amerikanern über irakische Rüstungsprogramme; wurde nach seiner Rückkehr in den Irak erschossen

Hussein Kamil Hassan

Ehemann von Tochter Raghda; lief mit seinem Bruder Saddam Kamil über und wurde ebenfalls nach seiner Rückkehr in den Irak getötet



Sadschida Cheirallah Tulfah

Cousine und erste Ehefrau Saddams; lebt mit ihrer Tochter Hala im Emirat Katar

Saddam Hussein

Irakisches Staatsoberhaupt seit 1979; im Irak verurteilt und im Dezember 2006 gehängt

Hala Hussein

Saddams jüngste Tochter; lebt mit ihrer Mutter in Katar

Udai Hussein

Saddams ältester Sohn; starb im Juli 2003, 39-jährig, bei einem US-Angriff in Mossul mit seinem Bruder Kussei

Raghda Hussein

Älteste Tochter Saddams, vermutlich mit Sohn Ali, der heute in Beirut leben soll; sie sorgte für Saddams Verteidigung vor Gericht; heute pendelt sie angeblich zwischen Amman, Katar und Paris

Lama Mahir Abd al-Raschid

Ehefrau des Saddam-Sohnes Kussei; Aufenthaltsort unbekannt

Kussei Hussein

Saddams jüngerer Sohn; kam 2003, als 37-Jähriger, mit seinem Bruder bei einem US-Angriff ums Leben

POLEN

„Vollkommen übertrieben“



Piotr Buras, 33, Deutschland-Experte am Warschauer Zentrum für Internationale Beziehungen, über die anti-deutsche Propaganda der Kaczyński-Zwillinge

SPIEGEL: Die Kaczyński-Brüder werden nicht müde, vor einer deutschen Hegemonie in Europa zu warnen. Zu Recht?
Buras: Nein, wenn's denn die Gefahr gäbe, müssten auch andere Staatsmänner, und nicht nur unsere, sie wahrnehmen. Das ist aber nicht so. Der Blick der Deutschen auf den Zweiten Weltkrieg hat sich in den vergangenen Jahren tatsächlich verändert. Doch kann ich nicht erkennen, dass sie sich mehr als Opfer denn als Täter sehen, wie der Premier behauptet.

SPIEGEL: Also ist alles in Ordnung in den deutsch-polnischen Beziehungen?
Buras: Es gibt eine ganze Reihe ernsthafter Meinungsverschiedenheiten. Unsere Kritik am Vertriebenenzentrum in Berlin, bei dem die Deutschen ihre Opferrolle zu sehr betonen, oder am Bau der Pipeline durch die Ostsee, die an uns Polen vorbei geplant wird, ist berechtigt. Aber die Schärfe ist vollkommen übertrieben.

SPIEGEL: Warum lassen die Zwillinge nicht die antideutschen Töne sein?

Buras: Vor zwei Jahren dachte ich, diese Ausfälle hätten ihre Gründe in der außenpolitischen Unerfahrenheit. Heute weiß ich: Das ist reines politisches Marketing. Es wird bald gewählt, und der Premier will Wählerstimmen auf der ganz rechten Seite einfangen.

SPIEGEL: Wird das Verhältnis zu Deutschland also zu dem entscheidenden Wahlkampfthema?

Buras: Dieser Eindruck drängt sich aus deutscher Sicht auf, aber so ist es nicht. Polen ist nicht antideutsch eingestellt, es geht nur um ein Potential von vier, fünf Prozentpunkten, die aber für den Wahlausgang wichtig sein können.



Royal

FRANKREICH

Löwen und Elefanten

Vor dem traditionellen Sommerforum der französischen Sozialisten im Atlantikort La Rochelle rüstet Ségolène Royal, 53, zum Sturm auf die Bastionen ihrer Partei. Nach einem Baudeurlaub „erfrischt, aufgetankt und gelöst“, lud die Präsidentin der Region Poitou-Charentes am Wochenende Anhänger in ihre Hochburg im Südwesten. Das Treffen im malerischen Städtchen Melle sollte ihren Führungsanspruch untermauern. Die gescheiterte Präsidentschaftskandidatin übt gemessene Selbstkritik: „Es gab Funktionsstörungen und Irrtümer.“ 2008 möchte sie die Führung der Sozialistischen Par-

tei (PS) übernehmen. Indes versucht der Erste Sekretär François Hollande, bis vor kurzem der Lebensgefährtin Royals, eine Riege jüngerer Genossen an die Spitze der Sozialisten zu bug-sieren. Die Nachwuchskräfte, angetreten zur „Erneuerung der Partei“, streiten allerdings genauso wie die Arrivierten um den richtigen Kurs der PS, die seit Jahren erfolglos vor sich hin dümpelt: Der sozialdemokratische Flügel setzt auf eine „moderne Volkspartei“, die Linken befürchten eine „Anpassung an den Kapitalismus“. Einigkeit herrscht nur bei der Forderung nach einem Generationswechsel. „Jetzt kommt die Zeit der jungen Löwen“, prophezeit der Abgeordnete Arnaud Montebourg, 44, „nicht mehr die der Elefanten.“

SYRIEN

Kranker Dissident

Auch nach der Wiederwahl von Präsident Baschar al-Assad, der im Mai als einziger Kandidat bei einem Referendum 97,62 Prozent der Stimmen erhielt, geht das Regime weiter hart gegen Oppositionelle vor. Menschenrechtsaktivisten dürfen das Land nicht verlassen, private Treffen von Regimekritikern werden gestört, Kontakte ins Ausland führen zu Verhören und Festnahmen. Ein prominentes Opfer ist Riad Seif, 60, der sich schon viele Jahre für die Demokratie einsetzt. Der ehemalige Unternehmer und Parlamentsabgeordnete war einer der Köpfe des Damaszener Frühlings, einer Phase der politischen Öffnung, als Assad im Sommer 2000 auf seinen verstorbenen Vater folgte. Wenig später wurde Seif zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt, im Januar 2006 kam er frei. Seitdem wird er, der 2003 den Menschenrechtspreis der Stadt Weimar erhielt, rund um die Uhr vom Geheimdienst überwacht. Obwohl er an Prostatakrebs in fortgeschrittenem Stadium leidet, verwehrt ihm die Regierung die Ausreise zur Behandlung in Europa. Gutachten syrischer Ärzte und auch ein Angebot der Universitätsklinik Hamburg, in der sich Seif behandeln lassen möchte, änderten nichts – obwohl Seif dem Chef des Staatssicherheitsdienstes persönlich versicherte, er würde gleich nach Abschluss der Therapie in seine Heimat zurückkehren.



LOUAI BESHARA / AFP

Seif

USA

So erloschen der Glanz

Erbittert wird in den Vereinigten Staaten darum gestritten, wer die Schuld am leidigen Krieg im Irak trägt. Nun behaupten zwei Buchautoren, neokonservative Intellektuelle hätten leichtfertig israelische und amerikanische Interessen gleichgesetzt – und lösen eine heftige Kontroverse aus.

Ein paar Tage lang lag das politische Zentrum der USA dort, wo Amerikas Herz schlägt: im Bundesstaat Missouri, in Kansas City, der Prärie-Metropole in der Mitte des Landes, sonst Welten entfernt vom monomanischen Politikbetrieb der Hauptstadt.

Vorige Woche waren fast alle nach Kansas City gekommen, die ernsthaft ins Weiße Haus wollen: von den Demokraten die Senatorin Hillary Clinton und ihr Rivale Barack Obama, von den Republikanern John McCain und der ehemalige Schauspieler Fred Thompson. Alle warben sie um die Gunst eines der mächtigen amerikanischen Veteranenverbände, der hier seine Jahresversammlung abhielt. Ihre Reden fielen noch etwas patriotischer aus als sonst; Hillary Clinton vorneweg pries Amerikas Soldaten. Sie weiß aus eigenem Erleben nur zu genau, wie die Feindschaft der Veteranen, einer Macht von 24 Millionen Ex-Soldaten etwa aus dem Zweiten Weltkrieg, aus Korea oder Vietnam, eine Präsidentschaft in höchste Gefahr bringen kann. Bill Clinton, der Vietnam-Drückeberger, schaffte das.

Keiner der Newcomer aber verfiel auf so kühne Thesen über Amerikas Außenpolitik in Vergangenheit und Gegenwart wie ausgerechnet jener Oldie, der nach zwei Amtszeiten nun nichts mehr werden kann: George W. Bush. An dem Tag, an dem bei einem Hubschrauberabsturz im Irak 14 GIs starben – einer der höchsten Tagesverluste im ganzen leidigen Krieg –, beschwor er die Erinnerung an einen anderen Hubschrauber: den, der 1975 vom Dach der US-Botschaft in Saigon die letzten Verbündeten aus einem verlorenen Krieg auslog.

Auch damals, so Bushs Lesart der Geschichte, hätte es geheißen, ohne Amerikas Präsenz am Kriegsschauplatz nähme das Töten ein Ende. In Wahrheit sei der Abzug der Auftakt für ein unvorstellbar großes Massaker gewesen: in Kambodscha, im

vom Norden eroberten Südvietnam und unter jenen Hunderttausenden Flüchtlingen, die ihr Heil in seeuntüchtigen Booten suchten. „Der Preis für Amerikas Abzug“, so Bush als Warnung, diesen Fehler nun nicht im Irak zu wiederholen, „wurde von Millionen unschuldiger Bürger bezahlt.“

Nach qualvollen Jahren der Aufarbeitung des Vietnam-Kriegs sind sich eigentlich die meisten Amerikaner darüber einig, dass ihre Soldaten damals in Südostasien nichts zu suchen hatten. Quer über das gesamte ideologische Spektrum gilt eine Rechtfertigung für das Indochina-De-

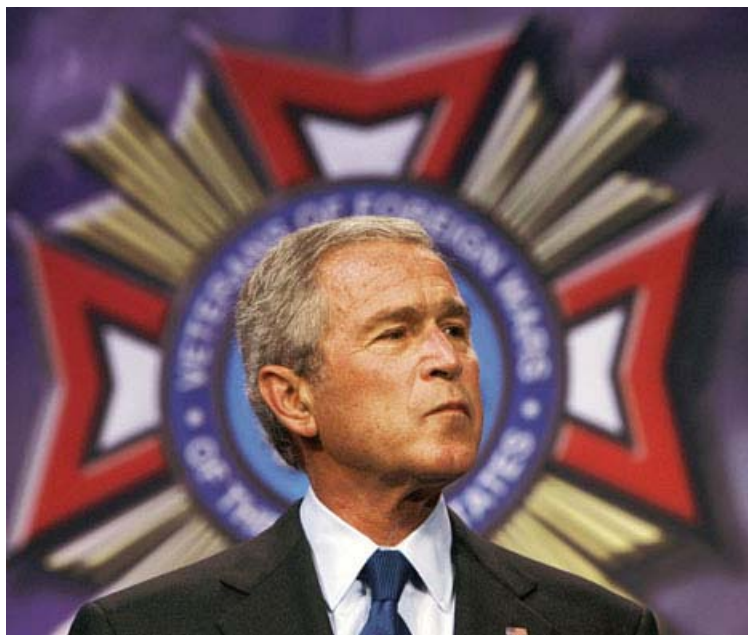
nach es keine Sicherheit für die USA ohne Frieden im Nahen Osten geben könne und keine Stabilität ohne Demokratien in der Region und der Weg nach Jerusalem deshalb über Bagdad führen müsse.

Auf dem Höhepunkt ihres Einflusses war diese Dominotheorie zur Regierungsdoktrin erhoben worden. Vor dem Kapitol gelobte Bush feierlich zu Beginn seiner zweiten Amtszeit im Januar 2005: „Es ist die Politik der Vereinigten Staaten, demokratische Bewegungen und Institutionen in jedem Land und in jeder Kultur zu suchen und ihre Entwicklung zu fördern mit dem Endziel, die Tyrannei in der Welt zu beenden.“

Doch als Bush sein „In Tyrannos“ ablegte, stand das Projekt schon vor dem Scheitern. Amerikas Soldaten waren im Irak nicht als Befreier umjubelt worden, sie verstrickten sich immer heftiger in den Kampf gegen einen hartnäckigen Aufstand. Amerikanische Verluste häuften sich, und alsbald begann eine bittere Abrechnungsdebatte: „Who lost Iraq?“ Die Demokraten hoffen, Bushs Scheitern in der Wüste werde im kommenden Jahr den Machtwechsel garantieren. Das Weiße Haus beschimpft die Oppositionspartei als „Defätismokraten“.

Kommende Woche dürfte eine besondere Spielart dieser Debatte mit neuer Bitter-

keit über das Land hereinbrechen: Genau eine Woche bevor – ausgerechnet am 11. September – der amerikanische Oberbefehlshaber im Irak, General David Petraeus, seine Bilanz des Irak-Kriegs aufmachen wird, erscheint in den USA (und gleichzeitig auch in Deutschland) ein Buch von einiger Sprengkraft*. Unter anderem versuchen zwei Autoren nachzuweisen, dass es einer kleinen Gruppe überwiegend jüdischer Intellektueller und Mitglieder der



Oberbefehlshaber Bush beim Veteranenkongress: Warnung vor Vietnam

saster als politischer Selbstmord. Bushs Rechnung, mit dem Hinweis auf Vietnam den Abzug aus dem Irak aufzuhalten, kann deshalb nur dann aufgehen, wenn er seine Landsleute auch noch von der Wahrheit eines Satzes überzeugen kann, den er ebenfalls den jubelnden Veteranen vortrug. Die US-Truppen, sagte Bush, seien noch immer „die größte Macht zur Befreiung des Menschen, welche die Welt jemals gekannt hat“.

Da war es wieder, das Argument, die Streitkräfte seien Missionare der Demokratie. Die große neokonservative Idee feierte unverhoffte Wiederauferstehung, wo-

* John J. Mearsheimer, Stephen M. Walt: „Die Israel-Lobby. Wie die amerikanische Außenpolitik beeinflusst wird“. Campus Verlag, Frankfurt am Main; 504 Seiten; 24,90 Euro.



Irak-Krieger Wolfowitz, Rumsfeld (2004), Gefallenen-Ehrung: „Macht zur Befreiung“



Regierung gelungen sei, Amerika in diesen Krieg hineinzutreiben, weil ihnen das Schicksal Israels – mindestens – ebenso sehr am Herzen liege wie das ihres Vaterlands.

Der Vorwurf ist nicht gerade neu. Dass eine „kosher nostra“, bestehend aus den üblichen Verdächtigen Paul Wolfowitz, dem einstigen Stellvertreter von Pentagon-Chef Donald Rumsfeld, dessen Staatssekretär Douglas Feith, dem Verteidigungsexperten Richard Perle, der sich seit Ronald Reagans Zeiten über seinen Spitznamen „Fürst der Finsternis“ freut, und etwa zwei Dutzend weiteren Neocons, mit Hilfe bewusster Verdrehung der Tatsachen den Sturz des Diktators Saddam Hussein betrieben hat, gehörte schon lange zu den Washingtoner Gewissheiten an der Schnittstelle zwischen Verschwörungstheorie und Tatsachenbericht.

Die Autoren der jüngsten Version dieses Vorwurfs möchten mehr. John Mearsheimer, Politologe an der University of Chicago, und Stephen Walt, Professor an der zur Harvard-Universität gehörenden John F. Kennedy School of Government, wollen empirisch belegen, dass es einem effektiven Netzwerk von Israel-Lobbyisten, neokonservativen Intellektuellen, aber auch christlichen Fundamentalisten in den USA gelungen ist, Washingtons Außenpolitik so weit zu beeinflussen, dass das nationale Interesse Amerikas zweitrangig geworden ist, ja, dass etliche politische Entscheidungen, die zugunsten Israels gefällt wurden, die nationale Sicherheit der Vereinigten Staaten gefährden.

Ihre Kernthese lautet: Der Israel-Lobby sei es gelungen, „die Außenpolitik so weit von dem abzubringen, was die Rücksicht auf das nationale Interesse eigentlich diktieren würde, und gleichzeitig viele Amerikaner davon zu überzeugen, dass das amerikanische und das Interesse des anderen Landes – in diesem Fall Israel – im Wesentlichen identisch ist“.

Die Identität der Interessen aber bestreiten die beiden Autoren, und damit ist ihr Buch ein Politikum.

Als die beiden Politologen die Kernthesen ihrer Recherche im vergangenen Jahr als Essay in der „London Review of Books“ veröffentlichten, brach ein Sturm der Entrüstung los. Vertreter jüdischer Gruppen in den USA bezeichneten die Wissenschaftler, die sich eigentlich im Mainstream ihrer Zunft bewegen, als Antisemiten. An den Universitäten und in den Medien vollzog sich eine Schlammschlacht aus wechselseitigen Vorwürfen und Verdächtigungen.

Es ging damals und es geht heute darum, ob Intellektuelle an einem neuen Verschwörungsmythos weben – der Vergleich mit den rassistischen „Protokollen der Weisen von Zion“ tauchte schon mehrfach auf. Die angesehene Fachzeitschrift „Foreign Affairs“ hingegen hält es für mög-

GERALD HERBERT / AP

SCOTT KINGSLEY / AP

lich, dass die Thesen von Mearsheimer und Walt einen „nützlichen Paradigmenwechsel in der amerikanischen Nahost-Politik herbeiführen könnten“.

Schon jetzt geht es hoch her: Gleich reihenweise wurden Lesetermine der Professoren abgesagt. So luden sowohl die New Yorker City University als auch das Chicagoer Council on Global Affairs die beiden Autoren wieder aus. Universitätsverwaltungen setzen sich vorsichtig von den Debatanten ab, weil sie um Zuwendungen für ihre Institutionen fürchten. Und die Autoren klagen, eine rationale Debatte sei kaum noch möglich, weil genau jene Kräfte, die sie in ihrem Buch beschreiben, den Angriff auf sie mit einem Angriff auf Israel verwechselten und nun versuchten, die Kritiker mundtot zu machen.

hofften, dass beide Vorteile aus der regionalen Modernisierung ziehen würden.

Dass Saddam keine wirkliche Bedrohung für Amerika darstellte, wohl aber für Israel, ist eine Tatsache, die selbst Mitglieder der Bush-Regierung zugegeben haben, wenn auch nur sehr selten in aller Öffentlichkeit. Und dass sich die Parameter der amerikanischen Nahost-Politik ändern müssen, ist keineswegs die exklusive Erkenntnis zweier Politologen. Die Einsicht teilen so unterschiedliche Politiker wie Ex-Präsident Jimmy Carter oder Tony Blair.

Und die Parameter, sie ändern sich ja schon: Auch bekehrte Neocons wie Francis Fukuyama („Das Ende der Geschichte“) räumen ein, das große missionarische Projekt der Neokonservativen sei einstweilen gescheitert. Von einigen prominenten

Arsenal traditioneller Außenpolitik, auf jeden Fall aber eine Todsünde wider den Geist neokonservativer Demokratielehre.

Ob deswegen Israel mehr oder weniger die gesamte Außenpolitik der USA in „strategische Haftung“ genommen hat, wie die Autoren behaupten, ist allerdings eine ganz andere Frage. Die Isolation der Vereinigten Staaten in der muslimischen Welt ist für die Autoren auch eine Folge der bedingungslosen Unterstützung Israels.

Das ist, selbstverständlich, vermintes Terrain. Natürlich hüten Mearsheimer und Walt sich, die Terroranschläge vom 11. September 2001 mit der Washingtoner Israel-Politik zu begründen. Ganz deutlich aber schreiben sie, dass der Einfluss der Lobby „die terroristische Gefahr vergrößert“. Die USA hätten genau deshalb ein Terrorismusproblem, „weil sie so eng mit Israel alliiert sind“. Die Angst, dass eines nicht fernen Tages die amerikanische Öffentlichkeit deshalb die Schuld am islamischen Terror Israel oder den Interessenvertretern amerikanischer Juden geben könnte, macht erklärlich, warum das Echo auf dieses Buch so alarmistisch ausfällt.

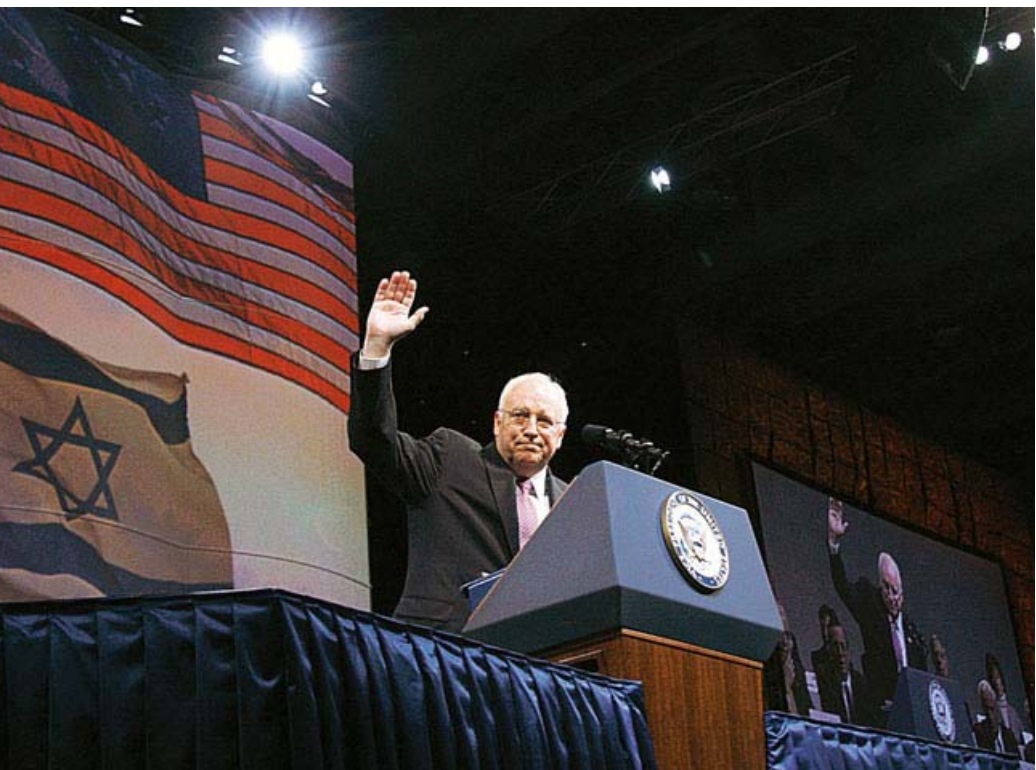
Am gleichen Tag wie Walts und Mearsheimers fleißig zusammengetragener Indizienberg für die israelische Einflussnahme wird einer der Cheflobbyisten und Hauptakteure ihres Buchs eine Replik auf den US-Markt bringen. Sie heißt: „Die tödlichsten Lügen: Israels Lobby und der Mythos von der jüdischen Kontrolle.“ Verfasser ist Abraham Foxman, seit 20 Jahren Chef der amerikanischen Anti-Defamation League. Das Vorwort hat Reagans ehemaliger Außenminister George Shultz geschrieben, und der nimmt sich das Werk der beiden Politologen heftig vor: „Das ist eine Verschwörungstheorie, schlicht und einfach. Wissenschaftler großer Universitäten sollten sich schämen, so etwas zu verbreiten.“

Das werden die Beschuldigten nicht tun – und brauchen es wohl auch nicht. Ihr Buch ist in erster Linie ein Indiz dafür, dass Washingtons Nahost-Politik gegenwärtig einer Überprüfung unterzogen wird. Dass George W. Bush deshalb in den verbleibenden Monaten seiner Amtszeit noch mit der Hamas reden oder, wie von vielen Gegnern gefordert, einen möglichst vollständigen Truppenabzug aus dem Irak anordnen könnte, ist kaum zu erwarten. Auch nicht, dass irgendeiner seiner Nachfolger die enge Bindung an Israel lockern wird.

Vorstellbar ist aber auch nicht mehr, dass der nächste US-Präsident noch einmal einem israelischen Regierungschef Carte blanche geben könnte, wie Bush es für Ariel Scharon und Ehud Olmert getan hat. Wenig wahrscheinlich auch, dass es den Neocons noch einmal gestattet sein könnte, die amerikanische Nahost-Politik zu kidnappen.

Auch das hat Bush im Irak bewerkstelligt.

HANS HOYNG



KAREN BLEIER / AFP

Vizepräsident Cheney vor Israel-Lobbyisten: Identisches Interesse?

Die Sorge, nicht genügend Beachtung zu finden, ist allerdings unbegründet. Was ihre Thesen zur israelischen Lobbyarbeit für den Nahen Osten und zum neokonservativen Urheberrecht am Irak-Krieg betrifft, stehen Mearsheimer und Walt längst nicht mehr allein da.

Dass etwa der Irak-Krieg auch etwas damit zu tun hat, dass sich in Washington zeitweilig die Hoffnung durchgesetzt hatte, den Kernkonflikt des Nahen Ostens durch den Versuch zu umgehen, in den Staaten der Region eine demokratische Modernisierung voranzutreiben, wird niemand mehr bestreiten. Auch nicht die These der beiden Politologen, wonach Amerikas Kriegsbefürworter den Sturz Saddams als Verbesserung der strategischen Position Israels und Amerikas ansahen und darauf

Kriegsbefürwortern ist bereits ein vorsichtiges „mea culpa“ zu vernehmen. Die Mehrheit ist allerdings der Überzeugung, der strahlende Glanz ihrer Vision sei vor allem deshalb erloschen, weil eine inkompetente Regierung sie so verheerend umgesetzt habe.

Schließlich hat sogar die Bush-Regierung selbst, allem Pathos à la Kansas City zum Trotz, in ihrer Nahost-Politik den Umweg über Bagdad aufgegeben. Außenministerin Condoleezza Rice pendelt wieder wie ihre Vorgänger zwischen Jerusalem und Ramallah, wenn auch noch nicht in der gebotenen Frequenz. Dass sich Washington entschieden hat, die Gegner Irans aufzurüsten, darunter auch so zweifelhaft Diktaturen wie Saudi-Arabien, ist ein – häufig kontraproduktives – Mittel aus dem



Autorin Reza, Kandidat Sarkozy

„Ich bin überrascht von seiner Kindlichkeit“

Auftritte, der seine Mahlzeiten verschlingt und daneben „getrocknete Pflaumen, Schokolade und Fruchtschnitten“ in sich hineinstopft; der mit „abartiger Schnelligkeit“ Zeitungen durchblättert, ohne sie zu lesen, und stets über „irrsinnige Journalisten“ schimpft. Der sich als Kandidat der kleinen Leute empfiehlt und ein Faible hat für Zigarren und Uhren von Rolex.

Reza spießt banale Wahlkampfretorik auf („Wer jung ist, hat die Zukunft noch vor sich“), und sie berichtet, wie der UMP-Chef im kleinen Kreis zugibt, dass er nur dank der Anbiederung an die rechtsextreme Gefolgschaft des Front national die sozialistische Konkurrentin Royal überholen konnte. „Wenn die Wähler von Le Pen abspringen, stürzen wir ab.“

Vor allem schildert Reza den Weg ins höchste Amt der Republik als monatelange Parforceroute: „Eine Endlosigkeit von Nicht-Orten, Tribünen, Betonpalisaden, Flugzeugtreppen, Hallen und offiziellen Banketten mit austauschbaren Persönlichkeiten.“ Sie begleitet ihren Helden zu Auftritten vor Polizisten und Präfekten, sie zeigt Sarkozy in einem Krankenhaus für Alzheimer-Patienten, vor Airbus-Technikern und den Arbeitern einer Keksfabrik.

Der einsame Protagonist dieser „monotonen Raserei“ erweckt mehr als Rezas Respekt. Der privilegierte Zugang, die Kumpanei im Tross, schafft einen Sog, dem sie sich nicht entziehen kann. „Ich bin überrascht von seiner Kindlichkeit“, notiert Reza und entdeckt die „unerwartete Zerbrechlichkeit“ des Kandidaten. Bald ist Reza mit ihm per du, fungiert als Sprachcoach („Sagt man Rilke oder Rilkö?“) und gibt Anziehungstipps: „Nicht das rote Hemd, da sieht man die Schweißflecken.“

Die Distanz geht endgültig verloren, als ein überschwänglicher Gentleman seine Autorin in Dijon hinter der Bühne zum Tanz bittet. Die Nähe hat auch zur Folge,

dass die Autorin vulgär abgeburstet wird, als sie mit Gelächter auf eine dumme Äußerung Sarkozys reagiert. „Du kannst mich mal“, bellt er.

Zur Abrechnung mit dem Präsidenten werden diese Szenen nicht. „Du kannst nur verliebt oder ambitioniert sein“, hatte der Publizist Alain Minc sie vor dem Risiko der Annäherung gewarnt. Reza zog sich am Ende aus der Affäre, indem sie tat, was eine Schriftstellerin tun sollte: Sie schrieb auf, was sie gesehen und mit Sarkozy erlebt hat.

STEFAN SIMONS

FRANKREICH

Still in der Ecke

Monatelang durfte die Schriftstellerin Yasmina Reza Nicolas Sarkozy aus der Nähe beobachten.

Nun schildert sie seine „monotone Raserei“ in den Elysée.

Die Geschichte beginnt im Sommer 2006, als die Autorin Yasmina Reza beim damaligen Innenminister Nicolas Sarkozy vorspricht: „Monsieur, ich möchte Sie begleiten, um ein Porträt zu schreiben“, bittet sie. Sarkozy gibt sich „geehrt“. Er begreift, dass die Aufmerksamkeit der berühmten Schriftstellerin ihm nur nützen kann. „Selbst wenn Sie mich niedermachen“, sagt Sarkozy zu ihr, „werde ich dadurch nur größer.“

Nicolas Sarkozy ist seit gut hundert Tagen Präsident Frankreichs, und pünktlich zu diesem Termin hat die Autorin ihre Notizen veröffentlicht. Die französische Kritik feiert das Wahlkampfjournal als das Ereignis der literarischen Herbstsaison*.

Sarkozy gewährte der Dramatikerin fast ungehinderten Zugang, tabu blieb nur seine Beziehung zu Ehefrau Cécilia. „Sie ist für Nicolas Sarkozy eine Schlüsselfigur, wenn es um sie geht, ist er dünnhäutig“, erzählt Reza. Fortan saß sie „embedded“ in der Delegation des Präsidentschaftskandidaten Sarkozy, in seinem Jet, sie belauschte ihn beim Gespräch mit Tony Blair und erlebte ihn, wie er mit dem demokratischen US-Senator Barack Obama über präsidentale Ambitionen sinnierte.

Reza verfolgte die Strategietreffen in der Wahlkampfzentrale seiner Partei UMP und durfte mithören, wie Sarkozy mit Redenschreiber Henri Guaino über Formulie-

rungen brütete. „Ich stand einfach mucksmäuschenstill in der Ecke“, erzählt Reza, „nur mit dem Notizheft in der Hand.“

Ihr Porträt verfügt über alle Zutaten eines Bestsellers: Eine der meistgespielten Theaterautorinnen der Welt („Kunst“, „Drei Mal leben“) veröffentlicht Innenansichten des neuen Herrschers im Elysée. Sie beschreibt aus der Nähe den machtbesessenen Menschen, der seine Landsleute noch immer mit seinem Aktionismus verblüfft und selbst während seines Urlaubs in den USA stets für Schlagzeilen sorgte.

Ihr Buch ist eine gelungene Mischung aus präziser Beschreibung und Reflexion, ein Roadmovie mit zwei Hauptfiguren – die Schriftstellerin und der Großpolitiker. Ihre Biografie verbindet die Ungleichen: Sie sind beide Kinder von ungarischen Immigranten, haben beide jüdische Wurzeln. Die „France profonde“, das ursprüngliche, erdige Frankreich, ist nicht ihre Welt.

Reza findet sich ein bisschen wieder im Charakterdarsteller Sarkozy, der sich „selbst erfunden hat“: Er sei „ein Mann, der ganz in der Inszenierung des Augenblicks lebt, ohne Nostalgie für die Vergangenheit“ – getrieben vom unbändigen Willen nach Anerkennung. „Wer gewinnen will“, sagt Sarkozy, „muss gefallen.“

Zunächst erforscht Reza, Spezialistin für tragische Figuren, mit medizinischer Kühle den Politiker, der sich aufmacht, „Frankreich zu verführen“: Die Diagnose zeigt einen Mann mit „eiserner Gesundheit“, aber körperlichen Ticks: Sarkozy hinkt leicht, wackelt mit dem Kopf, seine Beine sind in ständiger, zappelnder Bewegung. Reza beschreibt einen ungeduldigen Typus, einen Süchtigen der Polit-



Präsidentengattin Cécilia
Einziges Tabu

* Yasmina Reza: „L'aube le soir ou la nuit“. Flammarion, Paris; 192 Seiten; 18 Euro.

KOREA

Dr. Seltsam nach der Bombe

Erst versuchte es der bizarre Diktator Kim Jong Il mit Erpressung, jetzt lässt er ein bisschen ökonomische Annäherung zwischen Nord- und Südkorea zu. Daran sind nun auch die USA interessiert.



KCNA / AFP

Despot Kim bei Truppenbesuch: „Gruseligster Ort der Welt“

Wie soll das zusammenpassen? Am sommerlichen Badestrand tummeln sich fröhliche Feriengäste. Kinder planschen im Wasser, aus den Lautsprechern schrillt ein populärer Schlager: „Du kamst mir unter die Augen, und ich verliebte mich in dich.“ Und dahinter dieser monströse Stacheldrahtzaun, der die südkoreanische Küste kilometerweit zum Meer hin abriegelt, wie ein riesiges Gefangenlager.

Im Badeort Sokcho an der südkoreanischen Nordostküste leben die Menschen seit Jahrzehnten mit dem absurden Gegensatz zweier Welten, die unterschiedlicher gar nicht sein können. Wenige Kilometer weiter nördlich beginnt der stalinistische Gulag von Kim Jong Il, 65. Der nordkoreanische Diktator schickt bisweilen Spione über das Meer in den kapitalistischen Süden. Der Zaun soll die feindlichen Brüder abwehren.

Immer mal wieder keimt Hoffnung, dass sich an diesem Kalten Krieg, der seit weit über einem halben Jahrhundert auf der

koreanischen Halbinsel herrscht, etwas ändern könnte. Anfang dieses Jahres riss Südkorea ein größeres Stück vom Zaun ab, ersetzte es durch eine breite Holzpromenade und verlängerte damit den öffentlich zugänglichen Badestrand. Seitdem herrscht hier Hochbetrieb.

Die Grenze zum verfeindeten Norden am 38. Breitengrad wird ein bisschen durchlässiger. Schneisen der Entspannung öffnen sich in diesem Teil der Erde, den der frühere US-Präsident Bill Clinton einst den „gruseligsten Ort der Welt“ nannte.

Im Mai ließen die beiden feindlichen Staaten erstmals

Südkoreanische Metropole Seoul:

Wachsender Wohlstand

seit dem Korea-Krieg, der zwischen 1950 und 1953 tobte und die Teilung des Landes zementierte, Züge auf zwei Strecken probeweise über die Demarkationslinie rollen. Auf zwei Straßen, die parallel zur Bahnstrecke verlaufen, überqueren täglich etwa tausend Südkoreaner die Grenze, Touristen und Geschäftsleute.

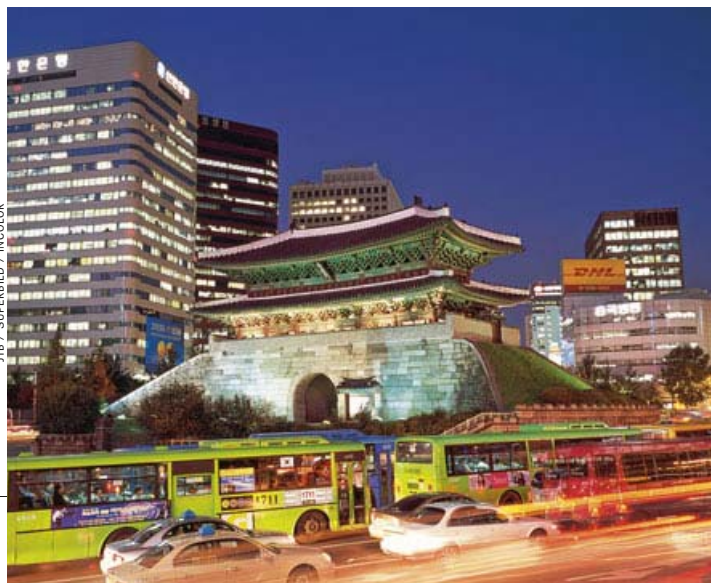
So viel Annäherung lässt sich der nordkoreanische Despot teuer bezahlen. Allein für die feierliche Testfahrt mit den Grenzüzügen musste Seoul dem maroden kommunistischen Regime Rohmaterialien für Schuhe, Seife und Textilien im Wert von 80 Millionen Dollar versprechen.

Ganz vorsichtig üben die beiden Koreas Entspannung. Vorbei ist es erst einmal mit den atomaren Drohgebärden, mit denen Kim Jong Il seine Nachbarn und die Weltmacht Amerika erpressen wollte. Erst im Oktober 2006 ließ er eine Nuklearwaffe testen und reihte sein Hungerreich in den exklusiven Club der Atomkräfte ein. Auf Druck der USA, Japans und sogar mit Zustimmung von Nordkoreas engstem Verbündeten China verhängten die Vereinten Nationen wirtschaftliche Sanktionen gegen den Dr. Seltsam mit der Bombe.

Trotz – oder gerade wegen – der erhöhten Spannungen hält Südkorea an seiner „Sonnenschein“-Politik fest, die Ex-Präsident Kim Dae Jung einst nach dem Vorbild der Ostpolitik von Willy Brandt begann und die auch Nachfolger Roh Moo Hyun, 61, grundsätzlich weiterführt, lange auch gegen das tiefe Misstrauen der USA.

Mittlerweile scheint sich aber auch Präsident George W. Bush mit Kim, der Sonnenbrillen, hochtupierte Haare und Hollywood-Filme liebt, abgefunden zu haben. Welche Ironie: Unlängst noch war Nordkorea ein „Schurkenstaat“, ein Teil der „Achse des Bösen“. Er verabscheute Kim, ließ Bush wissen. Für den Südkoreaner Roh, der die Versöhnung mit dem Norden vorantrieb, brachte er auch nicht viel Sympathie auf.

Der amerikanische Präsident sieht die Welt anders, seitdem der Irak ein bleibendes Fiasko ist. Die Entspannung in Korea dürfte als einer der wenigen außenpoliti-



JTB / SUPERBILD / INCOLOR

schen Erfolge der Regierung Bush in die Geschichte eingehen.

Erst sorgte Washington dafür, dass Kim 25 Millionen Dollar zurückbekam, das sein Mafia-Imperium mit Drogenschmuggel und Dollar-Fälschungen verdient haben soll. Sie waren auf einer Bank in Macau eingefroren. Dann reiste der stellvertretende Außenminister Christopher Hill nach Pjöngjang.

Im Gegenzug ließ der „liebe Führer“ im Juli den Nuklearreaktor Yongbyon abschalten. Und als gebe es bald noch mehr zu feiern, lädt er die New Yorker Philharmoniker ein. Vielleicht spielen sie die Ouvertüre zu einer historischen Normalisierung, denn die Vereinigten Staaten denken an die Aufnahme diplomatischer Beziehungen, falls Nordkorea wirklich auf sein Atomprogramm verzichten sollte.

Nach langer Zeit haben Amerika und Südkorea aus unterschiedlichen Gründen wieder gemeinsame Interessen gegenüber Nordkorea. Das Weiße Haus möchte verhindern, dass Kim seine Massenvernichtungswaffen an Terrornetzwerke wie al-Qaida verkauft. Dem Blauen Haus – so heißt der Präsidentenpalast in Seoul – ist daran gelegen, einen Kollaps im Norden zu vermeiden, der den prosperierenden Süden ins Chaos stürzen könnte.

Eigentlich steht der Zusammenbruch Nordkoreas ja ständig bevor. Als eine Flutkatastrophe das Land heimsuchte, verschob Kim das für diese Woche vorgesehene Treffen mit Roh in Pjöngjang auf Anfang Oktober.

Für die 48 Millionen Südkoreaner ist das Elend ihrer 22 Millionen verarmten Brüder und Schwestern im Norden nur schwer vorstellbar. Sie genießen den rasanten Fortschritt des zwölftgrößten Industrielandes, hier gibt es fast nur noch Handys zu kaufen, mit denen man auch fernsehen kann. Um ganze Epochen zurück liegt dagegen der finstere Sektenstaat Nordkorea, dessen gottähnlicher Führer seinen Untertanen den Besitz von Handys verbietet.

Wie weit der Süden den Norden abgehängt hat, so-

zial und ökonomisch, lässt sich in Seoul beobachten.

Südkoreas Militärdiktatur (bis 1987) hatte die Metropole zu einer zementgrauen Festung des Kalten Krieges ausgebaut, die halbe Innenstadt war untertunnelt mit düsteren Fußgängerunterführungen, die im Fall eines Angriffs aus dem Norden als Schutzraum dienen sollten.

Mittlerweile haben die Stadtplaner die Menschen entdeckt, sie dürfen viele Straßen oberirdisch überqueren, auf neuangelegten Zebrastreifen. Auch ein einst verschütteter Fluss mitten im Zentrum ist freigelegt worden, an den begrünten Ufern flanieren jetzt Liebespärchen.

Ihren wachsenden Wohlstand wollen die Südkoreaner nicht aufgeben und auch ihre Demokratie nicht, die sie sich vor zwei Jahrzehnten gegen die Militärs erkämpften.

Daher sehnt sich kaum jemand nach einer raschen Wiedervereinigung mit dem Norden. Viele Südkoreaner nennen ihr Land eine Garnele, die dann zerquetscht werden würde von zwei rivalisierenden Walen – gemeint sind China, das einstige Tributreich, und Japan, der immer noch verhasste Kolonialherr von gestern.

Deshalb bleibt dem Süden kaum eine andere Wahl, als das Kim-Regime durch wirtschaftliche Zusammenarbeit am Leben zu halten. Symbol dafür ist der Industriepark in der nordkoreanischen Grenzstadt Kaesong. Hier lassen Firmen aus dem Süden seit einiger Zeit von Kims Untertanen Billigwaren anfertigen.

Zu den kapitalistischen Klassenfeinden, die im kommunistischen Kaesong investieren, gehört der südkoreanische Unterwäschefabrikant Good People. Zweimal im Monat fährt Planungsdirektor Jung Kil Hyun, 45, rüber. Dafür braucht er anderthalb Autostunden von Seoul aus.

430 Nordkoreaner, meist Frauen, nähen und falten in Kaesong unter Aufsicht von acht Managern aus dem Süden Slips und Unterhemden für den Export. Englisch sind die Markennamen wie „James Dean“ oder „Body Guard“. An Lohn zahlt die Firma 52,50 Dollar im Monat. „Unsere Arbeitskosten betragen nur zehn Prozent von denen im Süden“, sagt Jung.

Das ist erst der Anfang. Nebenan plant Good People schon eine neue Fabrik für 600 zusätzliche nordkoreanische Arbeiter. Bis 2010 will der Hersteller die Hälfte seiner Waren in Kaesong herstellen.

Auch Präsident Roh setzt auf Geschäfte mit dem Kim-Regime, er will dem Norden gar eine „innerkoreanische Wirtschaftsgemeinschaft“ vorschlagen. Zwar ist Roh im eigenen Land höchst unbeliebt, auch läuft seine einmalige Amtszeit nur noch sechs Monate, aber selbst wenn bei der Wahl im Dezember die konservative Op-



position siegen sollte, dürfte der nächste Präsident an der wirtschaftlichen Zusammenarbeit festhalten.

Vielleicht wird er sie gar vorantreiben, denn mit wachsender Sorge beobachtet auch die Opposition, wie der mächtige Nachbar China sich vom Kim-Regime einige der lukrativsten Bergwerke gesichert hat und sich die Nordhälfte der koreanischen Halbinsel praktisch wie eine autonome Grenzprovinz ökonomisch einverleibt.

Damit stört China das Gleichgewicht der Mächte in Ostasien, zumal auch Südkorea die Abhängigkeit vom Reich der Mitte immer bedrohlicher spürt: Längst hat China die USA als größten Handelspartner des Südens überholt. Und mit seinen billigen Autos und Schiffen wächst Asiens Riese auch zum globalen Exportrivalen Seouls heran.

Als Gegengewicht vereinbarte der Süden kürzlich ein Freihandelsabkommen mit den USA; darin möchte Seoul auch den nordkoreanischen Industriepark Kaesong einbinden. Und davon wiederum würde dann der „liebe Führer“ profitieren, der Überlebenskünstler, der mehr als 15 Jahre nach Zerfall der Sowjetunion keinen Angriff auf sein Reich befürchten muss, weil kein Nachbar daran ein geostrategisches Interesse hat.

Für Chong Myong Sun, 53, ist Nordkorea indes kein politisches Phänomen, sondern eine menschliche Tragödie. Mit ihrer 89-jährigen Schwiegermutter hockt sie auf dem Fußboden ihres Fischerhäuschens in Jumunjin, südlich von Sokcho. In den Händen hält sie zwei Hochzeitsfotos, auf dem sie und ihr Mann Lim Chang Ung zu sehen sind. Vor 32 Jahren sah sie ihn zum letzten Mal.

Damals waren sie kurz verheiratet, ihre Tochter war gerade geboren. Dann fuhr Lim auf einem Fischerboot hinaus aufs Meer. Die Besatzung wurde von der nordkoreanischen Marine abgefangen und verschleppt. Erst im Frühjahr, nachdem zwei Leidensgenossen ihres Mannes die Flucht aus Nordkorea gelungen war, erfuhr Chong, dass er noch lebt, neu verheiratet.

Insgesamt 3790 Südkoreaner, davon viele Fischer, hat der Norden verschleppt. Lange wurden deren Angehörige von Südkoreas Geheimdienst als Spione verdächtigt. Vergebens warteten sie darauf, dass die Regierung Roh sich entschieden für ihre Freilassung einsetzt.

Etwas mehr Hoffnung hegen Zehntausende weiterer Familien, die im Korea-Krieg auseinandergerissen wurden. Einige wenige durften sich wiedersehen, manchmal allerdings nur per Videokonferenz. Auch durften die herzzerreißenden Treffen nur je einmal stattfinden, als Gnadentakt des „lieben Führers“.

Chong aber möchte ihren Mann heimholen, solange dessen Mutter noch lebt. Darauf hofft sie, mehr kann sie nicht tun.

WIELAND WAGNER



Muslimische Demonstration (in Yala): „Die staatliche Ordnung ist außer Kraft gesetzt“

THAILAND

Greuel in der roten Zone

Im Süden des tropischen Urlaubersparadieses liefert sich die Armee Kämpfe mit muslimischen Terroristen. Die wollen das Gebiet vom buddhistischen Norden abspalten.

Udom Dhamakhani, 67, erhebt sich schwerfällig von seiner Holzpritsche, auf der er eben seine buddhistischen Sutras rezitiert hat. Er zupft seine safranfarbene Robe zurecht und lugt über die klobige Lesebrille. Der Monitor in seiner Mönchsklausur zeigt viergeteilt die Bilder der Überwachungskameras: Veranda und Tür seiner Zelle, den Haupttempel und den Unterstand der Soldaten, die sein Kloster Wat Lakmang am Rande der südthailändischen Stadt Pattani in eine Festung verwandeln. „Alles nur wegen des Ärgers dort draußen“, brummt der Mönch.

Dort draußen, in den Provinzen Songkhla, Pattani, Yala und Narathiwat, sind schon mehr als 2400 Menschen gestorben. Den Krieg entfachten muslimische Rebellen. Sie wollen die 1,9 Millionen Glaubensbrüder, die im Süden des Urlaubsparadieses wohnen, vom Rest des überwiegend buddhistischen Landes abspalten.

Dhamakhani ist nicht nur Abt des Klosters Lakmang, sondern Vorsteher aller

buddhistischen Tempel in der Provinz Pattani. Weil seine Mitarbeiter über Radio von den Greueln der Rebellen berichten, ist er selbst in Gefahr. Dreimal haben die Guerilleros schon auf ihn geschossen. Ohne den Schutz der zwei Dutzend Soldaten wäre er wahrscheinlich längst tot.

Es ist sieben Uhr morgens, und schon schnarren Meldungen über nächtliche Attentate aus dem Walkie-Talkie, das auf seinem Nachttisch liegt: Zwölf Schulen haben sie niedergebrannt, es gab diesmal keinen Toten. Neben buddhistischen Tempeln und den Kasernen der Streitkräfte gelten öffentliche Einrichtungen und kleine Beamte wie Ortsvorsteher oder Lehrer den Rebellen als verhasste Symbole der Regierung in Bangkok.

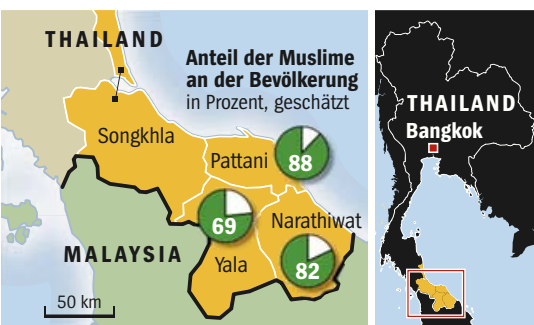
Um 10.15 Uhr meldet ein Informant eine Detonation auf der Nationalstraße 409 bei der Ortschaft Yarang, 15 Autominuten vom Kloster entfernt. Sofort schickt Dhamakhani einen seiner Rundfunkreporter los. Polizisten haben die Straße abgeriegelt. Ein gepanzertes Fahrzeug ist aufgefahren, in der Dachluke steht ein Soldat in schussicherer Weste und mit Stahlhelm, das Maschinengewehr aufgefplant. Nervös mustert er die Umgebung. Häufig legen die Aufständischen Sprengsätze ins Unterholz, die erst beim Eintreffen der Soldaten hochgehen. Im Asphalt klafft ein gewaltiges Loch. Die Detonation hat einen Toyota-Kleintransporter mit sieben Soldaten in den Straßengraben geschleudert. Einer wurde enthauptet, die anderen sind verletzt.

Der Süden Thailands war immer schon unruhig. 1902 annektierte der König von Siam das Gebiet; bis dahin hatte der



MADAREE TOHLALA / AFP

Trauerfeier für einen Soldaten: Täglich Tote



Sultan von Pattani über die Muslime geherrscht. Dann übernahmen Drogenbarone, Schmuggler und Clan-Chefs das Regiment in der abgelegenen Grenzregion.

Die Regierung im fernen Bangkok vernachlässigt die Region von jeher. Die Arbeitslosigkeit im Süden ist höher als im Norden. Bis vor kurzem waren alle Gouverneure in den Südpunkten Buddhisten aus dem Norden. Die Abneigung gegen die Zuwanderer ist in Hass umgeschlagen.

Marc Askew kommt seit Jahren immer wieder in den Süden. Der Politikwissenschaftler aus dem australischen Melbourne gibt einem Mann die Schuld an dem Gemetzel: Thaksin Shinawatra.

Thaksin war Premier und wurde wegen Korruptionsvorwürfen von den Militärs entmacht; seitdem regiert eine Offiziersjunta. Thaksin absolvierte einst die Polizeiakademie. Es gelang ihm, sich ein Medienimperium aufzubauen. Heute lebt er als schwerreicher Mann im Londoner Exil; gerade hat er sich den Fußballclub Manchester City als Spielzeug zugelegt.

Im Jahr 2002 hatte Thaksin voreilig den Süden für befriedet erklärt und ihn der Polizei unterstellt – das sei der Auslöser für das Aufblühen der Kämpfe gewesen, meint Askew. Denn damit war der Waffenstillstand aufgehoben, der zwischen muslimischen Gruppen wie der Vereinigten Befreiungsorganisation Pattani und der Regierung in Bangkok geherrscht hatte.

In der Nacht zum 4. Januar 2004 stürmten die Islamisten ein Militärlager in der Provinz Narathiwat und erbeuteten jede Menge Waffen. Thaksin ordnete brutale Militäreinsätze an. „Seitdem ist die staatli-

che Ordnung hier im Süden außer Kraft gesetzt“, sagt Askew. Als sich Thaksins Nachfolger, der Junta-Chef General Sonthi Boonyaratglin, selbst ein Muslim, nach dem Putsch vom September 2006 bei seinen Glaubensbrüdern im Süden für die Fehler der Regierung Thaksin entschuldigte, verdoppelten die Aufständischen die Zahl der Anschläge. Sie werteten das Entgegenkommen als Schwäche.

„Wir machen uns längst keine Illusionen mehr dar-

über, dass wir in einen Guerillakrieg verstrickt sind“, sagt Leutnant Aera Tiproch, 43. Wer seine Gegner aber sind, vermag er nicht genau zu sagen. Die Führer der Rebellen kennt niemand. Vermutlich haben sie in Pakistan studiert oder ließen sich in indonesischen Dschungellagern den Umgang mit Bomben beibringen.

Den 25 000 Sicherheitskräften stehen heute bis zu 3000 Guerilleros gegenüber. Sie greifen Schulen, Restaurants und in letzter Zeit sogar Eisenbahnzüge an, die Soldaten in den Süden bringen.

Nein, mit den Rebellen habe er nichts zu schaffen, sagt Tuwnedaniya Tuwaemaengae, 24. Eigentlich studiert er Chemie in Bangkok, wichtiger ist ihm aber momentan die islamische Revolution. Vor ein paar Wochen hat er eine Demonstration organisiert und damit die Provinzhauptstadt Pattani lahmgelegt. Jetzt führt er Journalisten in ein Dorf, in dem Soldaten Greuel an den Muslimen begangen haben sollen.

Die Dorfbewohner stehen Spalier. Das Gebiet in der Provinz Narathiwat gehört zur „roten Zone“, hier kassieren die Rebellen Kriegssteuern. Im Haus des Imam erzählen die Dörfler von einem Überfall der Armee und von der Ermordung zweier junger Muslime. Zum Beweis führen sie zu frisch aufgeworfenen Grabhügeln. An der Moschee, die minutenlang unter Artilleriebeschuss gelegen haben soll, lässt sich allerdings kein einziges Einschussloch finden.

Der Einfluss der Rebellen in der Provinz raubt Kritsada Pornwiriyaongkol, 67, jede Hoffnung, jemals wieder auf sein Land zurückkehren zu dürfen. Er sitzt beim Bier vor dem leeren Büro der Handelskammer von Pattani. 16 Jahre hatte er eine Krabbenfarm geleitet.

Vor zwei Jahren lungerten dann häufig junge Männer aus den benachbarten Dörfern vor seiner Farm herum. Sie strichen lachend mit dem Zeigefinger über ihre Kehle, wenn er sie passierte.

Kritsada ließ sich einschüchtern, er machte seine Farm dicht. Den Süden verlassen will er aber nicht. „Wo soll ich hin?“, fragt er. „Das ist meine Heimat, ich bleibe, und wenn es nur zum Sterben ist.“

JÜRGEN KREMB

EUROPA

Scheck oder Messer

An jedem Tag erleichtern Betrüger die EU um fast eine Million Euro. Oft sind Brüsseler Beamte im Spiel. Europas Regierungszentrum gilt als idealer Nährboden für Vetternwirtschaft, Selbstbedienung und Korruption.



Sitz der EU-Kommission in Brüssel

haben, das vermutet jedenfalls die Staatsanwaltschaft, beim Kauf von Büromöbeln eine Ausschreibung manipuliert und dabei sich selbst bedacht.

In den Nachbarzellen bereiteten sich bis vor kurzem zwei Italiener auf ihren Auftritt vor Gericht vor. Auch sie konnten offenbar dem Lockruf leichten Geldes im unübersichtlichen Geflecht der europäischen Institutionen nicht widerstehen und ließen sich, so der Vorwurf, jahrelang schmieren. Weil sie halbwegs geständig sind, dürfen sie ihren Prozess nun zu Hause abwarten.

Mehr als 400 Ermittlungsverfahren gegen möglicherweise korrupte EU-Mitarbeiter gibt es derzeit, etwa 70 davon betreffen Beschäftigte der Brüsseler Zentrale. Nur die dicksten Fälle landen am Ende bei der Staatsanwaltschaft. Die prüft und erhebt zum Beispiel Anklage gegen Top-Beamte wegen erschlichener Gehaltszuschläge oder gegen den Arbeitgeber von Putzkolonnen, die in EU-Gebäuden saugen, wischen und bohren – ein mit 44 Millionen Euro dotierter Fünfjahresvertrag soll, so die vorsichtig formulierte Vermutung, „unkorrekt ausgeführt“ worden sein. Insgesamt 16 Strafverfahren sind bei Gericht anhängig.

Die Versuchung zum Umlenken von ein paar Euro scheint immer groß zu sein, wenn ein Staat Geld verteilt. In Brüssel ist sie offenbar noch ein bisschen größer. Unklare Strukturen, wenig Transparenz und noch weniger Kontrollen bieten hier einen exzellenten Nährboden für Vetternwirtschaft, Klüngel und Korruption. Gegen Ende eines jeden Haushaltsjahres türmen sich Milliardenbeträge in Brüssel auf, die dann noch schnell ausgegeben werden müssen – eine ideale Gelegenheit für kleine und große Betrügereien.

Dass in Brüssel ein besonders korruptionsträchtiges Klima herrsche, sei „ein ungerechtes Vorurteil“, hält die Kommission dagegen. In Wahrheit sei Bestechlichkeit in den europäischen Institutionen „weniger verbreitet als woanders“.

Darüber können Insider, wie die CDU-Haushaltsexpertin im EU-Parlament Inge Gräßle, „nur lachen“. Bei vielen Aufträgen, Ausschreibungen oder Einkäufen, bei denen regelmäßig Millionen Euro verlorengehen, fragt sich die Schwäbin in Brüssel: „Kann eine

Die meisten Beamten der Europäischen Union verbringen ihre Tage in modernen Büros von großzügigen 37,4 Quadratmeter Grundfläche. Manche allerdings müssen sich mit 6 bis 8 Quadratmetern begnügen – in einer Zelle im Brüsseler Untersuchungsgefängnis Forest.

In derart beengten Verhältnissen sitzt beispielsweise ein EU-Mitarbeiter, der lange in der Ukraine stationiert war. In Kiew half er im Namen der EU, die Spätfolgen der Tschernobyl-Katastrophe mit Subventionen in Millionenhöhe zu lindern. Wer von ihm lukrative Aufträge erhalten wollte, so der Vorwurf, dem teilte er per E-Mail mit, er müsse ihm vier Prozent der Auftragssumme als Provision überlassen.

Ein britischer Lieferant von Sicherheitstechnik zeigte den korrupten Beamten an,

die Behörden ermittelten ein Jahr lang, dann nahm ihn die Polizei auf dem Brüsseler Flughafen Zaventem fest.

Ein paar Stahltüren weiter sitzen zwei Mitarbeiter des Amts für Gebäude, Anlagen und Logistik der EU-Kommission. Sie

Verdacht auf Betrug in der EU, 2006

Die Mitgliedstaaten sind verpflichtet, alle Unregelmäßigkeiten und vermutlichen Betrugsfälle zu melden.

Zahl der gemeldeten Unregelmäßigkeiten

12 092

Geschätzter Gesamtschaden aufgrund von Unregelmäßigkeiten

1155 Mio. Euro

davon vermuteter Betrug

323 Mio. Euro

Quelle: EU-Kommission

Verwaltung so dämlich sein? Oder ist sie so korrupt?“

Gute Frage. Seit Jahren klagen Parlamentarier und – intern – auch Revisoren oder Buchhalter über die Sorglosigkeit der Brüsseler Administration. Von Jahr zu Jahr werde die Kontrolle der Geschäfte, etwa durch den Rechnungshof, lascher und ineffizienter, enthüllten dessen inzwischen ausgeschiedene Top-Mitglieder Jan Karlsson und Lars Tobisson. Daniel Hannan, Grässles britischer Fraktionskollege und einer der radikalsten EU-Kritiker, spottet: „Wäre die EU eine Firma, säßen alle Kommissare längst im Gefängnis.“

Manche sind knapp vorbeigeschlittert. 1999 musste die gesamte Führung der EU unter dem Luxemburger Jacques Santer abtreten. Millionenprojekte waren an Privatfirmen vergeben worden, an denen Eurokraten beteiligt waren. Bis in die Reihen der Kommissare wurden Verwandte oder Bekannte mit gutdotierten Jobs bedient. Besonders freigebig war die Französin Edith Cresson zu Werke gegangen. Sie hatte einen befreundeten Zahnarzt als Gastwissenschaftler für Aidsforschung engagiert.

Die nächste Kommission, unter dem italienischen Präsidenten Romano Prodi, versprach „null Toleranz“ gegenüber Klüngelei und Korruption. Vier Jahre später musste sie sich wegen eines neuen Skandals gegen Rücktrittsforderungen wehren: Im Statistischen Amt der EU waren jahrelang Millionen abgezweigt worden, mit fingierten Verträgen zugunsten französischer und luxemburgischer Firmen hatten Spitzenbeamte ihr Gehalt aufgebessert.

2004 kam wieder eine neue Kommission ins Amt, diesmal angeführt von dem Por-

tugiesen José Manuel Barroso. Auch sie sagte dem endemischen Betrug in Brüssel den Kampf an. „Korruption“, trug der neue, für den Kampf gegen Betrug und Bestechung zuständige Kommissar, der Este Siim Kallas, gelehrt vor, sei „ein Symptom schlechter Verwaltung und eines Mangels an Transparenz“. Die kommissionseigene Anti-Betrugs-Behörde Olaf wurde umgebaut, um sie „effizienter“ zu machen. Viel geholfen hat das nicht. Jahr für Jahr flössen immer größere Summen

Tatsächlich war es wohl viel mehr. Die Statistik erfasst nämlich längst nicht alle Ausgaben. Außerdem erscheinen darin, naturgemäß, nur die aufgedeckten Fälle. Nicht einmal die Olaf-Experten können das wahre Schadensausmaß dank Vetternwirtschaft und Korruption abschätzen.

Dabei wird das meiste EU-Geld vermutlich nicht in Brüssel ergaunert, sondern in den einzelnen Mitgliedstaaten. Dort werden 80 Prozent des europäischen

Haushalts (126,5 Milliarden Euro) von den nationalen Behörden an Firmen und Bauern, Hochschulen oder Umweltverbände verteilt. Da werden dann Bildungszentren abgerechnet, die nie gebaut wurden, Landwirte am Mittelmeer streichen Geld für Zitrusfrüchte ein, die sie niemals geerntet haben.

Aber auch die restlichen 25 Milliarden Euro aus dem Etat, die in Brüssel verteilt werden, bieten Anreiz genug für kreatives Umlenken.

Angelo T., 60, etwa, Chef von einem Dutzend Brüsseler Firmen mit unterschiedlichen Namen, aber stets gleicher Adresse, galt als großzügiger Mann. Wer ihm half, EU-Aufträge an Land zu ziehen, wurde mit einem kostenlosen Hausanstrich, mit Geldbündeln oder gelegentlich auch mit

Anteilen an einem seiner Unternehmen belohnt – dieser Verdacht jedenfalls keimte irgendwann bei den Olaf-Ermittlern und erreichte bald darauf die Brüsseler Staatsanwaltschaft.

Bei den Recherchen stießen die Fahnder auf Giancarlo C., 46. Der EU-Beamte war bei der Kommission zuständig für deren 132 Auslandsniederlassungen. Er mietete Büros, richtete sie ein und ließ Sicherheitsanlagen einbauen. Als dritter Italie-



Kommissionspräsident Barroso: „Ungerechtes Vorurteil“

illegal aus den EU-Kassen ab, musste Olaf-Chef Franz-Hermann Brüner einräumen.

1,155 Milliarden Euro seien der EU im vergangenen Jahr bei „Unregelmäßigkeiten“ abhandengekommen, berichtete die Kommission im Juli. Vieles davon nicht in böser Absicht, sondern als Folge von Schluderie und Nachlässigkeit. Doch immerhin 320 Millionen Euro, so die Statistik, seien in betrügerischer Absicht abgezweigt worden – fast eine Million Euro pro Tag.



MICHEL KRACOWSKI / AFP

Formel-1-Rennstrecke in Spa: Einladungen vom Italo-Trio

ner im Bunde geriet Sergio T., 39, Neffe eines bekannten Politikers und Mitarbeiter des italienischen Europaabgeordneten (und Ex-Fußballstars) Gianni Rivera, ins Visier. Rivera hatte von den möglichen Nebenjobs seines Assistenten keine Ahnung.

Das Trio flog auf, so die Ermittlungen, nachdem ein finnischer Unternehmer Interesse am Bau der neuen EU-Vertretung in Neu-Delhi gezeigt hatte. Anfangs lief alles glatt, dann gab es juristische Schwierigkeiten mit dem Grundstück, der Finne sah seine Chancen schwinden.

Als Sergio T. ihm eine Anzahlung für die versprochene Vermittlungsgebühr abknöpfen wollte, war der Scheck über 345 000 Euro zwar schon ausgeschrieben, aber der störrische Bauunternehmer wollte ihn nicht herausgeben. Der Südländer zückte das Messer, der Finne ließ den Scheck fahren, rief freilich umgehend die EU-Betrugsbekämpfer von Olaf an.

Es dauerte mehr als drei Jahre, bis die Staatsanwaltschaft zugriff. 150 Beamte stürmten im Morgengrauen 30 Büros und Wohnungen in Belgien, Luxemburg, Frankreich und Italien, beschlagnahmten Berge von Papier und steckten das Italo-Trio in U-Haft. Bis dahin hatte Angelos Firmenimperium allerdings weitere EU-Aufträge über fast 40 Millionen Euro ausführen dürfen. Um die „geheimen Ermittlungen“ nicht zu gefährden, rechtfertigt die Kommission ihre jahrelange Treue zum betrugsverdächtigen Geschäftspartner, „war es nicht möglich, die Beziehungen zu beenden“.

Das könnte sich nun rächen, denn inzwischen spüren die Staatsanwälte auch den Geschäften nach, die Angelo in dieser Gnadenzeit mit dem Kommissionsamt für Gebäude, Anlagen und Logistik

(OIB) machte. Ob und, wenn ja, wie viele OIB-Mitarbeiter von einer Angelo-Firma „zum Formel-1-Rennen nach Spa“ eingeladen wurden, will die Parlamentarierin Grässle jetzt in einer offiziellen schriftlichen Anfrage an Kommissionspräsident Barroso wissen. Allein im OIB gibt es in jüngster Zeit in sieben Fällen den Verdacht auf Korruption.

Die EU belegt in Brüssel, Straßburg und Luxemburg ungefähr zwei Millionen Quadratmeter Bürofläche. Die jährlichen Kosten dafür betrugen 2005 rund 345 Millionen Euro. Ein Sonderbericht des Europäischen Rechnungshofs vom März führt zahlreiche Praktiken auf, die beim Bauen, Kaufen und Mieten die Kosten in die Höhe treiben. Immer wieder heißt es: „zahlt die Kommission mehr als nötig“. Oder: „hätten bei den Zinsen 7,7 Millionen Euro eingespart werden können“.

Während die EU überall in Europa zur Auflage macht, dass Aufträge öffentlich ausgeschrieben werden, hält sie sich selbst häufig nicht daran. Sie bevorzugt das sogenannte Verhandlungsverfahren, bei dem sie mit einem vorab ausgesuchten Partner über Preise und Konditionen eines Objekts feilscht.



PUBIFOTO / FOTOGRAFIA / ROPI

EU-Kontrollleur Musotto
Künftig ehrlicher?

Das ist nach der Haushaltsordnung eigentlich lediglich beim Kauf oder bei der Anmietung bestehender Gebäude zulässig. Doch laut Angaben des Rechnungshofs wurde dieses Verfahren „auch bei Aufträgen über die Errichtung oder Renovierung von Gebäuden oder umfangreiche Herrichtungsarbeiten verwendet, bei denen es sich um Bauaufträge handelt“. Die aber müssten öffentlich ausgeschrieben werden, sonst, so die Haushaltsprüfer, würden die Preise der EU-Immobilien „nicht zu Wettbewerbsbedingungen ermittelt“.

Aber warum sollten Brüssels Bauherren auch aufs Kleingeld schauen? Das Europäische Parlament beispielsweise hat jährlich 100 bis 200 Millionen Euro mehr zur Verfügung, als es ausgeben kann. Dieser Rest, 10 bis 15 Prozent des Etats, wird alljährlich als „Sammelmittelübertragung“ en bloc in die Immobilienabteilung transferiert. Die Folge ist: Die EU baut, mietet, plant – und verliert leicht die Übersicht.

Zwischen 1998 und 2004 wurde, zum Beispiel, für ein leerstehendes Gebäude in Brüssel jährlich rund sechs Millionen Euro Miete gezahlt. Derweil wurden andere Büros, ganz in der Nähe, zusätzlich angemietet. Private Bauträger und Vermieter, stöhnt der CSU-Europaabgeordnete Markus Ferber, könnten „in EU-Geldern ihre Hände waschen“.

Nicht nur die. In Straßburg, dem offiziellen Sitz des Parlaments, zahlte Brüssel über mehr als zwei Jahrzehnte hinweg zwischen 32 und 60 Millionen Euro zu viel an Miete, ohne dass es einem Kontrolleur aufgefallen wäre. Die Beamten der Gebäudeverwaltung hatten seit 1983 nicht mehr in die Verträge gesehen. Ferber: „Die Stadt Straßburg hat ein gutes Geschäft gemacht.“

Nicht allein der Bausektor beschäftigt in schöner Regelmäßigkeit die Justiz. Gerade ist die Staatsanwaltschaft dabei, den Fall eines niederländischen EU-Mitarbeiters abzuschließen. Er soll einem französischen Unternehmer Lizenzen für Getreideexporte zugeschanzt und dafür 600 000 Euro eingestrichen haben.

Ein weiterer Skandal baut sich beim Zentrum für Unternehmensentwicklung (CDE) auf: Aus dem EU-finanzierten Amt sollen jahrelang Gelder, die zur Förderung der Privatwirtschaft etwa in Afrika gedacht waren, an Firmen geflossen sein, die Freunden oder Verwandten von CDE-Mitarbeitern gehörten. Als Olaf-Fahnder in diesen Tagen ausrückten und den Laptop des Behördenchefs, des Maliers Ahmed S., beschlagnahmten, zog es den eiligst zurück nach Hause. „Schon vor Jahren“, so ein Sprecher des CDE, habe S. darum gebeten, „seine Karriere im eigenen Land fortsetzen“ zu können.

Ein Italiener soll nun dafür sorgen, dass es in Brüssel künftig ehrlicher zugeht. Francesco Musotto wurde vom Haushaltskontrollausschuss als zuständiger Berichtsersteller eingesetzt.

Als Anwalt hat er mehrere Mafia-Verdächtige verteidigt. Im November 1995 wurde er selbst in Handschellen abgeführt, weil er in seiner Villa einen hochrangigen Mafiaboss versteckt haben soll. Der Sizilianer kam bald wieder frei, wurde schließlich freigesprochen und wieder Präsident der Provinz Palermo – und ist nun der zuständige Mann im Kampf gegen Korruption und Betrug im Europäischen Parlament.

HANS-JÜRGEN SCHLAMP

SÜDAFRIKA

Dr. Rote Bete

Es schien eine neue Posse um die Einstellung zu Aids zu sein. Doch aus den Kapriolen einer Gesundheitsministerin entsteht ein Konflikt zwischen Schwarz und Weiß.



Protest gegen die Regierung in Kapstadt (2006), Ministerin Tshabalala-Msimang: Knollengemüse gegen die Pandemie

Manto Tshabalala-Msimang, 66, ist Hohn, Spott und Widerstand gewohnt. Seit sie gegen Aids den Verzehr von Knollengemüse empfahl, muss sie sich „Dr. Rote Bete“ nennen lassen. Ihre öffentlichen Auftritte gehen regelmäßig in Pfeifkonzerten unter. Weil sie die Pandemie nicht ernst nimmt, werfen ihr andere Kritiker, die Ironie für unangebracht halten, Beteiligung an einem Genozid vor.

Im Land am Kap mit seinen 44 Millionen Menschen sind 5,4 Millionen mit dem HI-Virus infiziert; jeden Tag sterben 900 von ihnen. In kaum einem anderen afrikanischen Land wütet das Virus so sehr wie im Wirkungsbereich von Dr. Rote Bete, die Gesundheitsministerin in der Regierung von Präsident Thabo Mbeki ist.

Das darf sie auch bleiben, denn der Präsident will es so. Er gilt selbst als ein Aids-Ignorant, regelmäßig äußert er Zweifel daran, dass es einen Zusammenhang zwischen der HIV-Infektion und Aids überhaupt gibt, oder verteuftelt antiretrovirale Therapien. In der vorvergangenen Woche demonstrierten Aids-Aktivistinnen, darunter viele Weiße, in Kapstadt gegen den Präsidenten und forderten den Rücktritt seiner Ministerin.

Anstatt Tshabalala-Msimang nach Hause zu schicken, hatte Mbeki es vorgezogen, deren Stellvertreterin Nozizwe Madlala-Routledge, 55, zu entlassen. Sie erregte sein Missfallen, denn sie gehört zu den wenigen Politikern des Afrikanischen Nationalkongresses (ANC), die Aids für ein

gravierendes Problem erachten. Deshalb nahm sie gemeinsam mit ihrem Sohn und einem Mitarbeiter an einer Konferenz in Spanien teil, wobei sie den Fehler beging, die Reise nicht genehmigen zu lassen. Kostenpunkt: umgerechnet rund 16.000 Euro aus der Staatskasse.

Natürlich liegt der Verdacht nahe, dass Mbeki die Chance nutzte, sie loszuwerden, zumal sie öffentlich sagte, „unglücklicherweise“ sei „der Eindruck entstanden, dass

vom weißen Apartheid-Regime übernahm, fand Tshabalala-Msimang Aufnahme ins Kabinett.

Wie viele afrikanische Führer reagiert Mbeki immer dann überaus dünnhäutig auf Kritik, wenn sie von Weißen vorgetragen wird. Dann glaubt er sich von Rassisten umstellt. „Mbekis Projekt“, schreibt die südafrikanische Tageszeitung „Business Day“, „besteht darin zu beweisen, dass auch schwarze Menschen einen modernen

wir guter Ernährung eine ebenso wichtige Rolle im Kampf gegen HIV/Aids beimessen wie antiretrovirale Medikamenten“. Als ihre Vorgesetzte krankheitsbedingt pausieren musste, sprach sie nach einer Visite im staatlichen Frere-Krankenhaus in East London von einer „nationalen Katastrophe“.

Die Stellvertreterin ist weg, die genesene Ministerin ist mittlerweile wieder im Dienst. Sie hatte sich im März in Johannesburg einer Lebertransplantation unterziehen müssen, eine Hepatitis habe das Organ zerstört, sagte sie. Der Spender war ein jugendlicher Selbstmörder. Jetzt aber läuft das Gerücht um, die Leber der Ministerin sei zerstört gewesen, weil sie Alkoholikerin sei. Als Trinkerin aber dürfte sie unter normalen Umständen kaum als Empfängerin für ein Spenderorgan in Frage kommen.

„Wenn die Meldungen stimmen“, verkündete umgehend Oppositionsführerin Helen Zille, die Bürgermeisterin von Kapstadt, „dann ist die Ministerin nicht nur politisch und moralisch eine Bürde, sondern auch juristisch.“ Präsident Mbeki und der ANC nennen das „geschmacklos“.

Woher aber kommt Mbekis Nibelungentreue zu seiner seltsamen Gesundheitsministerin?

Wie er gehört sie zur alten Garde des ANC, sie studierte in den sechziger Jahren am Medizinischen Institut in Leningrad und betreute später verwundete ANC-Milizionäre in Tansania und Sambia. Als der ANC 1994 in Südafrika die Macht

Staat regieren können. „Im gegenwärtigen „Gesundheitsfuror“ wittert das Blatt deshalb auch eine ethnische Dimension: „Aids ist eine schwarze Krankheit geworden, das Gesicht des Kampfs dagegen aber ist weiß.“

Mit ihrer Kritik an der Haltung der ANC-Regierung zur Aidsseuche hat sich die stellvertretende Ministerin zu weit auf die Seite der weißen Aktivisten innerhalb und außerhalb Südafrikas geschlagen, um Mitglied der schwarzen Regierung Mbeki bleiben zu können. 13 Jahre nach den ersten freien Wahlen hätte die „Regenbogenation“ also die Apartheid wieder – nur diesmal andersherum.

Für Mbeki, der von einer „afrikanischen Renaissance“ träumt, ist Aids kein sonderliches Problem. Ernster nimmt er die Zahl von 18.500 Südafrikanern, die jährlich zu Opfern von Mördern werden, und ins Gewicht fällt für ihn auch, dass die Landreform zu scheitern scheint.

Deshalb ist das Monopol des ANC, der mit rund 70 Prozent aller Stimmen regieren kann, allmählich gefährdet. Die Veteranen aus dem Kampf gegen die weiße Apartheid werden mittlerweile von ihren Verächtern „fette Katzen“ genannt.

Das historische Erbe der alten Garde und ihr Herrschaftsanspruch stehen auf dem Spiel – und Mbekis Geringschätzung für Aids wird zum Symbol dafür. Nur dürfte eine verdiente alte Kämpferin wie Dr. Rote Bete im Kampf um Selbstbehauptung wenig hilfreich sein.

THILO THIELKE



Einsatz am Minigolf

Global Village: Bei der Bahnengolf-Weltmeisterschaft in Canegrate zeigt sich, wer wirklich Supermacht ist.

Wer den Erlbruch-Brüdern auf der Bahn begegnet ist, der lächelt nicht mehr, wenn es um Minigolf geht. Legendar ihre Wutausbrüche, gefürchtet ihre Unansprechbarkeit während des Turniers, bewundert die Perfektion, mit der sie Haarrissen im Zement nachspüren, Banden säubern, mikrotopografische Karten der 18 Bahnen erstellen.

Walter Erlbruch, leitender Angestellter bei der Deutschen Bank und viermaliger Mannschaftsweltmeister; Harald Erlbruch, amtierender Europameister und Angestellter bei der Barmer Ersatzkasse in Frankfurt am Main: die Tiger Woods des deutschen Bahnengolfs.

Gerade steht Harald Erlbruch an Langbahn 12. Wie unter einem Hexenschuss erstarrt steht er über einen grauen Ball gebeugt und bewegt den Putter kaum merklich, mit der Konzentration eines Bombentischscharfers. Das ist kein Spaß mehr.

In Canegrate, einem trostlosen Lederindustriestandort vor Mailand, sind die Minigolf World Championships 2007. Die Anlage heißt Relax Time, es ist beengt und riecht nach nassem, zertretenem Rasen. Man sieht ernstblickende Leute mit Trainingsjacken und kleinen Balltaschen. Jemand hat sich in eine deutsche Flagge gehüllt. Es ist erstaunlich friedlich, nur ab und zu hallt ein Kampfschrei über den Zaun in die Nachbarschaft. Das war dann ein Ass, ein Ein-Schlag-Treffer.

Harald Erlbruch versucht, nicht auf die Schreie zu hören, auf diese „Pfu!“ (Finnland), „Jarrgh!“ (Österreich), „Schahh!“ (Tschechien), „Tscho-huu!“ (Schweiz) oder schlicht „Buh!“ (Italien). Schlag! Der Ball hüpfte fröhlich los, zehn, zwölf Meter lang, ignoriert frech das Zielloch, berührt dreimal die Bande, schnürt dann noch einige Male ums Loch herum, bis er sich aufzugeben scheint und – seufzend? – in der Vertiefung verschwindet: „Haarrgh!“, brüllt Deutschland.

„Das Schreien ist Taktik. Manchmal benutzt man auch den Schrei des Gegners aus dem Vorjahr, um ihn zu verwirren“, sagt Dr. Gerhard Zimmermann aus Bamberg, der Präsident der deutschen Minigolfer, ein bedächtiger Vollbart mit moderner Brille.

Er erzählt, wie die USA zu den Weltmeisterschaften 1995 angereist seien, mit vollem Team, um es den Europäern zu zeigen: „Die wurden so was von zusammengefasst ...“ Die Amerikaner waren Spaßbahnen gewohnt, wo man den Ball in die Schnäbel von Disney-Figuren bugsieren muss. Die hatten keine Ahnung vom Ernst des Minigolfs, vom Mikroklima an der Bande, Fallhöhenmessung und der Spurensichtung auf Zement.

Tatsächlich spielen die imperialen Mächte im Relax Time keinerlei Rolle. Die USA werden nur durch eine Spielerin vertreten, Frankreich wird belächelt (das Team ist von Verbandsfraktionskämpfen einsatzgeschwächt), Russland ist mit Spielern da, die ein Ass offenbar nur vom Pokern kennen, und das stolze Britannia

Doppelwelle, Passage, Schleife, Burg und Mauselloch – jede Bahn ist von den Mannschaften vorher studiert und kartiert worden. Die Erlbruch-Brüder waren zweimal zum Trainieren in Canegrate, sie haben Bahnenbücher erstellt und Kombinationen aus den 1500 Bällen, die sie in ihrem Arsenal haben.

Deutschland ist Minigolf-Supermacht. Sein Sport boome, sagt der Pressewart: „20 Millionen Spieler, 330 Vereine, 13 Landesverbände. Eine Minigolf-Show auf Sat.1.“ Schon nach zwei Runden liegen wir mit 20 Punkten in Führung, vor Schweden und der Schweiz. Und die USA, China, England, Russland? Haarrgh!

„Das liegt an der Kultur“, sagt die 27-jährige Luftwaffenoffizierin Bianca „Bibi“ Oberweg, wohl die meistdekorierte Minigolferin Deutschlands (unter anderem zwei Doppel-WM-Titel). „Die Amerikaner belächeln uns. Die haben Baseball und Basketball.“ Lärmende, knallende Sportarten. „Die filigrane Art am Ball ist europäisch“, sagt Bibi Oberweg. Klein, wuschlig-blond, aber auf der Bahn „ein Tier“, wie ein Teamkollege es nennt.

Ihr Ballassistent greift sich vorn in die furunkelhaft ausgebeulte Hose, zieht einen Ball heraus, hält ihn sich prüfend an die Lippen, als schnüffele er daran, und reicht ihn dann der Meisterin. Auch dies eine den Laien irritierende Geste.

Das Relax Time gilt als tückischer Parcours. Die Luftfeuchtigkeit in der Lombardei kann den Ball in einen Kaugummi verwandeln und das Bandenverhalten kompromittieren. Die Bälle müssen in Dosen verschraubt werden, mit Samtkissen getrocknet und unter Achseln, in BHs oder Slips heiß gemacht werden.

„Erst der wohltemperierte Ball ermöglicht den perfekten Schlag“, sagt Polizeihauptmeister Michael Koziol, der Nationaltrainer. Wenn es im Winkelrohr an Bahn 16 „plock“ macht, ist das Ass verloren. Wenn der Ball auf Bahn 12 nicht weich genug ist oder zu klamm, kommt er zu dicht in die Umlaufbahn des Lochs. Minigolf ist die Kunst des Kleinen.

„Tscho-huu!“, hört man drüben, vom „Hochtöter“, Bahn 8. Und wieder: „Tscho-huu!“. Die Schweizer holen auf.

ALEXANDER SMOLTZYK



Europameister Erlbruch in Canegrate: „Haarrgh“ oder „Tscho-huu“

ist ein Haufen schlaksiger Jungamateure, die kurz aus dem Pub herübergekommen zu sein scheinen.

Und China? Ist der Zahnarzt Ying Li, ein Billardspieler aus Hunan. Er kam nach Canegrate ohne eigenen Ball und nur mit einem Großgolf-Putter im Gepäck: „Wir fangen erst an“, sagt er. Am Donnerstag steht Li schon an fünftletzter Stelle. Vor zwei Taiwanern.

Anderswo mag Minigolf mit Kurpark und Stützstrümpfen in Verbindung gebracht werden. Nicht in Canegrate. „Das ist Spitzensport“, sagt der deutsche Pressewart Walter Teupe und fügt unterstützend hinzu: „Wir unterliegen strengsten Dopingrichtlinien.“ Erst kürzlich hätten Kontrolleure bei den Jugendmeisterschaften in Mainz pinkeln lassen.



Fußball-Länderspiel in Kroatien (1942)

ZEITGESCHICHTE

Nationalteam erstmals in Farbe

Das Internet-Auktionshaus Ebay offerierte den Artikel mit folgender Beschreibung: „5 original Farbdias: Eine militärische Großveranstaltung – Fußballspiel im Winter in Kroatien mit Hunderten von Zuschauern, alles Soldaten in Uniform.“ Es handelt sich um Aufnahmen eines deutschen Luftwaffensoldaten, sie zeigen das Fußballspiel zwischen Kroatien und Deutschland vom 20. Januar 1942 in Zagreb. Christian Wacker, Direktor des Deutschen Sport & Olympia Museums in Köln, hält es für „sehr wahrscheinlich“, dass es die ersten Farbbilder eines Spiels der deutschen Nationalmannschaft sind. Man erkennt im traditionell weiß-schwarz gekleideten deutschen Team den Wiener Spielführer Hans Mock mit Blumengebinde vor dem Anstoß, auch Fritz Walter war im Schnee von Zagreb dabei. Der Satellitenstaat Kroatien war im Jahr zuvor gegründet

worden, nachdem deutsche Truppen in das Königreich Jugoslawien einmarschiert waren. Unter dem Schutz Hitlers gelangte die faschistische Ustascha um Ante Pavelić an die Macht, der Chef des „Unabhängigen Staates Kroatien“ dankte mit der Entsendung kroatischer Truppen an die Ostfront – und mit der Aufnahme von Sportbeziehungen. Drei Länderspiele trugen die beiden Nationen bis Kriegsende gegeneinander aus, dreimal war Sepp Herbergers deutsche Mannschaft erfolgreich. Die Partie in Zagreb gewann die Auswahl des „Reichsfachamtes Fußball“ – der DFB war formal aufgelöst – vor 20 000 Zuschauern mit 2:0. Nach einem Eigentor des Kroaten Brozović traf Karl Decker. 65 Jahre später gingen für den kleinen Diafilm acht Gebote bei Ebay ein. Den Zuschlag erhielt ein Hamburger Sportwissenschaftler – für 136 Euro plus Versand.

FUSSBALL

Bochum unbeugsam

Fußballclubs werden wie Unternehmen geführt, und so hat sich der VfL Bochum – als erster Club der Bundesliga – ein unternehmerisches Leitbild gegeben. Um herauszufinden, was den VfL ausmacht, befragte der Marketingexperte Michael Welling ein Jahr lang Angestellte, Spieler, Trainer, Fans und Sponsoren. Dann wurden Werte und

Ziele definiert – eben das, „was man im Herzen fühlt“, so VfL-Manager Stefan Kuntz. Das Ergebnis, das an diesem Montag den Mitgliedern vorgestellt wird: Der Club bekennt sich zu seiner regionalen Identität. Außerdem heißt es im Leitbild: „Wir sind unbeugsam! Wir sind nah! Wir sind mitreißend!“ Man wolle „sportlich und wirtschaftlich dauerhaft erstklassig“ sein. Damit es auch seine Spieler verstehen, ließ der VfL sein Leitbild ins Englische, Französische und Tschechische übersetzen.

HANDBALL

„Kein Billard“

Der Oftersheimer Werber Claus Geiss, 40, Chef der Agentur Vitaminstudio, über Imagekampagnen in der Handball-Bundesliga



BEN VAN SKYHAWK

SPIEGEL: Sie haben die Spieler des Mannheimer Bundesligateams Rhein-Neckar Löwen halbnackt fotografiert, mit gelbverschmierten Körpern. Was sagt uns das?

Geiss: Wir wollen den Leuten zeigen, dass da echte Kerle am Start sind, Kämpfer, aus deren Adern gelbes Blut austritt, die Farbe des Vereins. Handball ist ja kein Billard, da wird schon mal hingelangt.

SPIEGEL: Will sich der erfolgreiche deutsche Handball so vom letzten Rest des Turnhallenmiefs befreien?

Geiss: Das stupide Abfotografieren von Gesichtern ist vorbei, die Vereine trauen sich mehr. Thorsten Storm, der neue Löwen-Manager, hat stundenlang mit uns nachgedacht, wie man das Team positionieren kann.

SPIEGEL: Hatten Sie viele Anfragen aus der Bundesliga?

Geiss: Mehr als wir annehmen können. Wir machen für drei Bundesligacups solche Kampagnen.

SPIEGEL: In Hamburg hängen Werbetafel, auf denen die Spieler des HSV Handball in der Ästhetik alter Edgar-Wallace-Filmplakate dargestellt werden. Dass es dabei um Handball geht, sieht man erst bei genauem Hingucken.

Geiss: Aber Sie haben hingeguckt. In Städten ohne Handballtradition muss man mehr tun als in Orten mit gewachsener Struktur wie etwa Kiel. Es ist riskant, sich einfach ein paar Weltmeister zu holen und dabei zu vernachlässigen, wie sich das Publikum mit ihnen identifizieren soll. Dann ist man schnell der zusammengekaufte Plastikverein.

Werbetafel der Rhein-Neckar Löwen



RHEIN-NECKAR LÖWEN



Manchester-City-Besitzer Thaksin (r.), Familie*: Politisch motivierte Eitelkeit

T. O'BRIEN/ACTION IMAGES/PIXATHLON

FUSSBALL

Danke, Sinatra

Als thailändischer Ministerpräsident wurde Thaksin Shinawatra durch einen Militärputsch gestürzt. In England wird er als neuer Besitzer des lange erfolglosen Clubs Manchester City gefeiert. Die schwerreiche Premier League hat noch mehr Glamour und eine neue schillernde Figur.

Im Stadion von Manchester City sehnten die Fans das große Spiel herbei. Sie sangen schon eine halbe Stunde vor dem Anpfiff, es ging gegen den berühmten Lokalrivalen Manchester United.

In die fensterlose Loge des Clubbesitzers, die durch eine schwere Metalltür von der Haupttribüne getrennt ist, drang von dem Fußballfieber kein Laut. Thaksin Shinawatra, 58, der neue Eigentümer von Manchester City, saß mit einem Dutzend thailändischer Landsleute an einer runden Tafel. Ein Kellner mit Einstecktuch im Jackett servierte ein Menü in drei Gängen, es gab prämierten Wein aus dem Burgund.

Thaksin blieb bei Mineralwasser. Im vorigen September wurde der schwächliche, stets maskenhaft lächelnde Mann vom Militär aus seinem Amt als thailändischer Regierungschef geputscht – er hielt sich gerade bei einer Generalversammlung der Vereinten Nationen in New York auf. Seither lebt er in London im Exil. Jetzt erweckte er nicht den Eindruck, als ob ihn der bevorstehende Klassiker des englischen Fußballs sonderlich bewegte.

Einen Anflug von Emotionen zeigte der neue Clubpatron am vorvergangenen Sonntag erst nach dem Match. Seine Mannschaft hatte 1:0 gewonnen, und durch die Arena fegte ein Beifallssturm, der auch die teuren Plätze erreichte, als sich Thaksin und sein Clan gerade händeklatschend von den Ledersesseln erhoben. 45 000 Menschen bejubelten nun den Mann, der Manchester City mit seinen Millionen in eine leuchtende Zukunft führen soll. Sie parodierte dabei seinen Namen: „Thaksin Sinatra.“ Einige riefen auch: „Thank you, Sinatra.“

Thaksin Shinawatra reckte seine Arme in die Höhe, wie Politiker das gern nach einer gelungenen Rede tun. Dann eilte er die Stufen hoch und zog sich wieder in seine fensterlose Loge zurück, seine Leibwächter im Schlepptau.

In der Fußballstadt Manchester war der City Football Club jahrzehntelang das, was der TSV 1860 im Schatten des großen FC Bayern in München ist: ein Verein mit ruhmreicher Vergangenheit, bei dem sich Saison für Saison Welten auftun zwischen Anspruch und Wirklichkeit. Die einzigen Konstanten waren ein notorisch schlechtes Management und

eine besonders leidensfähige Anhängerschaft.

Diese Zeiten scheinen vorbei. Seit Thaksin im Juli mit Hilfe seiner Firma UK Sports Investments für gut 120 Millionen Euro die Kontrolle übernommen hat, gehört auch Manchester City zu jenen Adressen in der Premier League, bei denen Geld offensichtlich keine Rolle mehr spielt.

Als Coach leistet sich der Verein nun Englands früheren Nationaltrainer Sven-Göran Eriksson für ein geschätztes Jahresgehalt von vier Millionen Euro. Der Schwede, nach dem Viertelfinal-Aus gegen Portugal bei der WM 2006 entlassen, nahm die Thaksin-Offerte nach einem Jahr Arbeitslosigkeit ohne großes Zögern an. Als erster ausländischer Trainer des Nationalteams war Eriksson von den englischen Boulevardblättern zuweilen gnadenlos verhöhnt worden, nun will er sein beschädigtes Image wieder aufpolieren.

Auch bei der weltweiten Spielersuche gebärdet sich Manchester City, als ob der Club sich schlagartig auf das Niveau der sogenannten Top Four katapultieren wollte, der Branchenriesen Manchester United, FC Chelsea, FC Arsenal und FC Liverpool.

* Mit Ehefrau Pojaman und den Töchtern Pinthongta und Paethongtan.

Innerhalb weniger Wochen investierte Thaksin fast 60 Millionen Euro in acht neue Spieler. Bis Ende August, wenn die Transferperiode dieses Sommers ausläuft, können durchaus noch 15 weitere Millionen dazukommen, etwa für den französischen Nationalstürmer Nicolas Anelka von den Bolton Wanderers.

Für das Wohl der Spieler ist Thaksin nichts zu teuer. So wurde der brasilianische City-Neuzugang Elano am vergangenen Mittwoch vom Länderspiel in Montpellier noch in der Nacht eigens von einem Privatjet abgeholt. Das Neureichen-Projekt lief gleich rund, die ersten drei Spiele der Saison gewann Manchesters aufgebüschte Truppe allesamt ohne Gegentor.

Wie der russische Privatisierungsprofiteur Roman Abramowitsch beim FC Chelsea oder der US-amerikanische Selfmade-Unternehmer Malcolm Glazer beim Lokalrivalen Manchester United wähnt sich

auch Thaksin mit seinem Investment in einer Win-Win-Situation.

Zum einen garantiert der Fernsehrechte-Vertrag der Premier League für die nächsten drei Jahre rund 3,4 Milliarden Euro. Der Mindestanteil für jeden Club: 74 Millionen Euro jährlich. Allein vom Fernsehen in Hongkong kassieren die Vereine bis zum Jahr 2010 rund 150 Millionen Euro, mehr als das Doppelte dessen, was die Deutsche Fußball Liga weltweit mit der Vermarktung ihrer TV-Bilder einnimmt.

Außerdem wird englischer Erstligafußball mittlerweile in mehr als 200 Länder ausgestrahlt. Die Premier League ist auf dem besten Wege, eine globale Marke wie Coca-Cola oder McDonald's zu werden – eine grell ausgeleuchtete Bühne, die ihre Protagonisten dauerhaft und rund um den Globus im Gespräch hält.

Acht Clubs der Premier League sind mittlerweile im Besitz ausländischer Investoren. Im Fall Manchester City ist das

Motiv klar: politisch motivierte Eitelkeit. Der frühere Regierungschef Thaksin riskiert bei einer Rückkehr nach Thailand, im Gefängnis zu landen. So muss er durch Bilder, die ihn auf den Ehrentribünen der Fußballarenen zeigen, seine Botschaften in die Heimat senden.

Die eine ist für seine immer noch zahlreichen Anhänger bestimmt und soll demonstrieren, dass dort, wo Thaksin sich engagiert, Erfolg, Wohlstand und Glamour garantiert sind. Die andere gilt den herrschenden Militärs: Weder Zensur noch drohende Haftstrafen können die mediale Allgegenwart Thaksins in Thailand verhindern. Sein Einstieg in die Premier League ist auch ein Rachefeldzug.

Entsprechend argwöhnisch verfolgen die Generäle Thaksins Coup. Am Tag, als der Ex-Politiker sein Kaufangebot an die City-Aktionäre veröffentlichte, gab die Staatsanwaltschaft in Bangkok bekannt, dass sie gegen Thaksin eine Klage wegen Korruption eingereicht habe. Gleichzeitig setzte die Junta dem Ex-Premier ein Ultimatum, sich in Bangkok zu stellen. Die Regierung fror das gesamte Barvermögen Thaksins auf seinen thailändischen Konten ein. Er sagt, es seien rund zwei Milliarden Dollar.

Thaksin weist sämtliche Vorwürfe der Korruption zurück. Manchesters deutscher Mittelfeldspieler Dietmar Hamann berichtet von einem Besuch des neuen Chefs in der Mannschaftskabine. Zu seinem Vermögen, habe Thaksin den Spielern eröffnet, sei er ausnahmslos auf legalem Wege gekommen. Sie sollten nicht glauben, was alles in der Zeitung zu lesen sei.

Nun steht der City-Boss in einer angesagten Bar in der 23. Etage des Hilton Hotels in Manchester. Er hat einen Raum gemietet, der Blick über die Stadt ist großartig. Thaksin braucht ein wenig Zeit, bis er von oben sein Stadion erkennt. Mit seinem korrekt gezogenen Seitenscheitel und dem unauffällig dunkelblauen Anzug wirkt er in dem durchgestylten Ambiente etwas verloren.

Thaksin bestellt ein Glas Wasser, dann beginnt er zu reden. All seine Geschäfte seien „nachprüfbar und ordentlich abgewickelt worden“, sagt er. Seine Anwälte in Bangkok seien angewiesen, „sämtliche nur



City-Profi Hamann (r.)*

JASON CAIRDUFF / ACTION IMAGES / PIXATHLON

* Mit Torschütze Geovanni (l.) nach dem 1:0 gegen Manchester United am 19. August.

erdenklichen Maßnahmen zu treffen“, damit er wieder an sein gesperrtes Privatvermögen komme, das ihm in Thailand „ohne jegliche rechtliche Grundlage“ vorenthalten werde. Der Prozess gegen ihn, darauf besteht er, sei „politisch motiviert“.

Das ist die Zauberformel. Solange Thaksin sich glaubhaft als politisch Verfolgter darstellen kann, weist Großbritannien ihn nicht aus, und er kann weiter unbehelligt von der thailändischen Justiz in seinem Luxusapartment in der Londoner Park Lane residieren. Freiwillig würde er derzeit nicht nach Thailand einreisen, sagt Thaksin. Für seine körperliche Unversehrtheit, so habe es Junta-Chef General Sonthi Boonyaratglin erklärt, könne das Militär nicht garantieren.

So kümmert sich fortan die Firma Kentaro um alle Details der weltweiten Vermarktung. Das auch im Londoner Nobelstadtteil Chelsea vertretene Unternehmen, an dem der frühere französische Fußball-Weltmeister Emmanuel Petit ebenso beteiligt ist wie die Hannoversche Sparkassen-Tochter Nord Holding, sorgt seit einiger Zeit für Aufsehen, weil es die Freundschaftsspiele der brasilianischen und der argentinischen Nationalmannschaft vermarktet.

Die Kentaro-Bosse, der Deutsche Philipp Grothe und der Schweizer Philippe Huber, hatten Thaksin empfohlen, bei Manchester City einzusteigen. Sie hatten auch den Kontakt zu der Londoner Investmentbank Seymour Pierce hergestellt, die Thaksin bei der Übernahme beriet. Be-

Anderson war es auch, der nach Thaksins Einstieg bei Manchester City den Kontakt zu Trainer Eriksson herstellte. Dessen Qualifikation bestand nicht nur in den 15 Titeln, die er in seiner Laufbahn in Schweden, Italien und Portugal gewonnen hat. Thaksin suchte einen Mann, der die PR-Maschine ölt. Wie kaum ein anderer Hauptdarsteller im internationalen Fußball sorgt der umtriebige Eriksson auch in den Klatschspalten zuverlässig für Schlagzeilen.

Während seine Vertrauten die Geschäfte in Gang bringen, müht sich Thaksin um Nähe zum Volk. So schmiss der neue Herrscher vor drei Wochen eine Party auf dem Platz vor Manchesters neogotischem Rathaus. Es kamen 8000 Fans. Auf der Bühne erschien die Mannschaft, eine



Militärputsch in Bangkok, Trainer Eriksson (r.) beim WM-Aus*: Beschädigtes Image

Dann spricht Thaksin von Manchester City und seinen Plänen in der Premier League, davon, dass er „die Fans glücklich machen“ wolle. Er schwärmt von der „riesigen Anhängerschaft in Asien“ und von den Fußballakademien, die er weltweit gründen werde und aus denen sich die Stars der Zukunft rekrutieren sollen.

Es hört sich an wie die pathetischen Stanzen, die Superreichen von sich geben, wenn sie sich einen prominenten Club der Premier League einverleibt haben. Am Ehrgeiz Thaksins besteht jedoch kein Zweifel. Denn die Geschäfte mit Manchester City hat er in die Hände von Beratern gelegt, die im Rechtehandel und in der Verpflichtung von Spielern zu den Schwergewichten der Branche gehören.

reits drei Jahre zuvor hatten sie den Thailänder beinahe dazu gebracht, ein Aktienpaket am FC Liverpool zu kaufen. Der Deal scheiterte auch am öffentlichen Widerstand gegen den damals noch amtierenden Regierungschef.

Thaksins Vertrauter bei den Spieler Verpflichtungen in Manchester ist Jerome Anderson. Der Brite ist seit mehr als 20 Jahren im Geschäft und gilt als einer der einflussreichsten Vermittler der Premier League. Sein prominentester Klient: der französische Stürmerstar Thierry Henry, der gerade von Arsenal London zum FC Barcelona wechselte.

* Links: nach dem Sturz des thailändischen Ministerpräsidenten Thaksin am 20. September 2006; rechts: mit Mannschaftskapitän David Beckham nach der Viertelfinal-Niederlage des englischen Nationalteams am 1. Juli 2006 in Gelsenkirchen.

thailändische Pop-Diva gab ein Konzert, und auch der Boxer Ricky „The Hitman“ Hattton, Weltmeister im Halbweltergewicht und glühender City-Anhänger, machte dem neuen Clubbesitzer seine Aufwartung.

Die Inszenierung wollte es so, dass Thaksin mit seinen zwei Töchtern während des Konzerts hinter der Bühne hervortrat und durch die dampfende Menschenmenge zu einem Podest schritt. Dort setzte er sich auf einen Stuhl und schrieb Autogramme, tätschelte Köpfe und ließ sich mit Männern ablichten, deren Augen glänzten wie die von Kindern.

Was kaum einer sah: Auf den Dächern der Gebäude um den Rathausplatz hatten sich zur Sicherheit des Gastgebers zahlreiche Scharfschützen postiert.

MICHAEL WULZINGER

Salti im Video

Matthias Fahrig, eines der größten deutschen Talente, hat Probleme mit der Disziplin. Der Verband strich ihn nach einer Zechtour aus dem WM-Kader. Er will kämpfen.

Die Voraussetzungen stimmen, er hat Charisma, Mut und Kraft. Matthias Fahrig, geboren in der Lutherstadt Wittenberg, der Vater Kubaner, die Mutter Deutsche, ist 1,65 Meter groß, perfekt für einen Kunstturner.

Sein Kreuz ist breit wie ein Schrank, null Gramm Fett, er besitzt reichlich kurze Muskelfasern, sie ermöglichen sehr schnelle Drehungen. Doppelsalto vorwärts, Salto vorwärts mit halber Schraube, Doppelsalto rückwärts, alles nacheinander auf einer Bahn am Boden, mit punktgenauer Landung im Stand – für Fahrig kein Problem. Den Sprungtisch überquert er mit Überschlag, zweieinhalbfacher Schraube, Salto rückwärts gehockt. Fahrig sagt, in seinem Körper stecke jede Menge Energie. Die Dinge könnten so einfach sein.

Das sind sie aber nicht. Matthias Fahrig trainiert in Halle an der Saale, bis zu fünf Stunden am Tag. Ein paar Meter neben ihm ist eine Videokamera aufgebaut, sein Trainer filmt ihn, wenn er einen Jurtschenko springt oder einen Tsukahara. Jede Übung wird aufgenommen, anschließend auf einen Computer überspielt und verschickt. Empfänger ist Andreas Hirsch, der Chef-Bundestrainer der Kunstturner.

Fahrig will ihm beweisen, dass er gut in Form ist. Er hat die Hoffnung noch nicht aufgegeben, dass er doch zur Weltmeisterschaft darf, die Samstag in Stuttgart beginnt.

Matthias Fahrig, 21, gehört zu den besten deutschen Turnern, mit dem Team belegte er vor drei Jahren bei den Olympischen Spielen in Athen Platz acht. Bei den Europameisterschaften im April gewann er am Boden Bronze, im Sprung wurde er Vierter. Im Juli dann flog Fahrig aus dem WM-Kader.

„Es hat zum wiederholten Mal Vorfälle disziplinarischer Art mit ihm gegeben“, sagt Rainer Brechtken, der Präsident des Deutschen Turner-Bundes (DTB). Sportdirektor Wolfgang William ergänzte: „Fahrig ist nicht so stromlinienförmig, wie wir uns das vorstellen.“ Und Bundestrainer Hirsch fragt sich, ob er überhaupt „leistungsgesellschaftsfähig“ sei, im Fall Fahrig müsse „Sozialarbeit“ geleistet werden.

Bei der WM auf Fahrig zu verzichten ist allerdings ein Risiko, es geht um viel: Die Mannschaft muss Rang zwölf erreichen, um sich für Olympia 2008 zu qualifizieren. Es gibt die Möglichkeit, Fahrig bis 24 Stun-



Fahrig als Turner, als Model (auf seiner Homepage): „Nicht so stromlinienförmig“



den vor Beginn des Wettkampfs nachträglich zu nominieren. Der Ausgemusterte glaubt an seine Chance, der Verband will hart bleiben. „Das Maß ist voll“, sagt Sportdirektor William.

Wenn Reck-Europameister Fabian Hambüchen ein Turn-Streber ist, dann ist Matthias Fahrig, Spitzname „Matze“, der Rotzöffel aus der letzten Reihe.

Seinen Vater kennt er nur von Bildern, und seit er acht ist, lebt er im Sportinternat in Halle, getrennt von der Mutter. Er färbt sich die schwarzen Locken blond, lässt sich von Mädchen anheimmeln, denen er nach Wettkämpfen seinen bloßen Oberkörper präsentiert, und er posiert halbnackt für Fotos. Er feiert gern. Und oft. Auch schon mal während eines Turniers.

Bei der Weltmeisterschaft 2005 in Melbourne zog Fahrig eine Nacht um die Häuser. „Ich habe aber nicht tierisch einen abgesägt“, sagt er. Fahrig verschlief am nächsten Tag einen Termin, „das gab wahnsinniges Gemeckere“. Der Verband suspendierte ihn für vier Monate, strich ihn aus dem „Top-Team Kader Peking 2008“, der Perspektiv-Truppe für die Olympischen Spiele.

Dann im Frühjahr, im Trainingslager in Kienbaum, kurz vor der Abfahrt zur EM nach Amsterdam: Fahrig begoss einen guten Übungsdurchgang abends auf seinem Zimmer mit ein paar Bier, „es waren fünf,

vielleicht sechs Flaschen“. Als er dann morgens nicht zum Frühstück kam, ging der Bundestrainer auf seine Stube und entdeckte das Leergut. Zur Strafe musste Fahrig ein Wochenende lang auf dem Sommerfest eines Altenpflegeheims Kaffee aus-schenken und Würstchen grillen.

Fahrig arbeitet mit einer Sportpsychologin aus Dresden zusammen, Grit Reimann. Sie helfe ihm, den Tag besser zu planen. „Bei mir geht sonst alles drunter und drüber.“ Auch die Psychologin konnte Fahrigs jüngsten Fehltritt nicht verhindern.

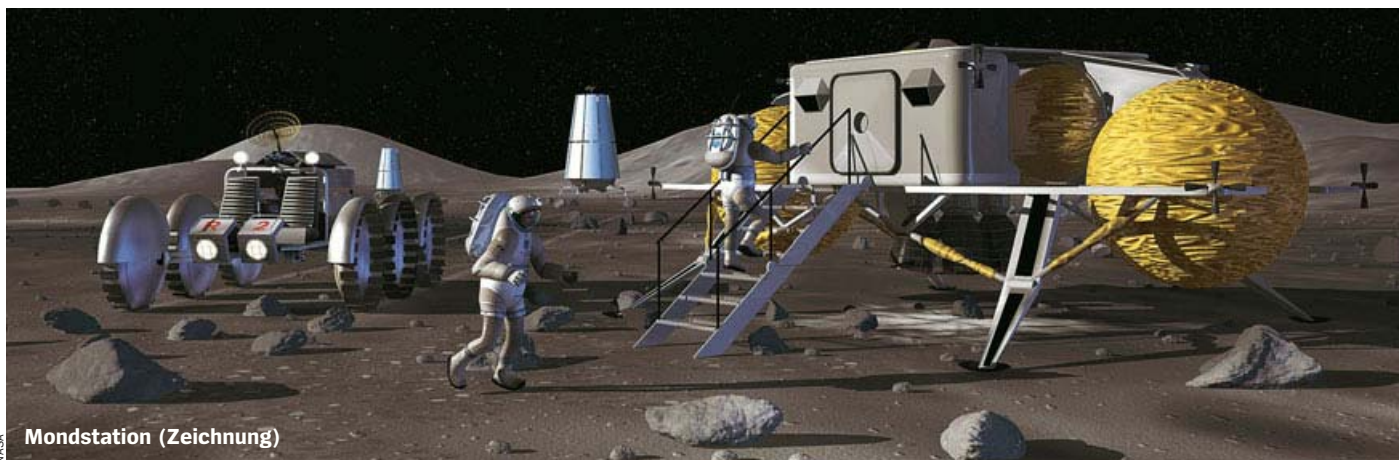
Er passierte im Juli, während der Deutschen Meisterschaften in Gießen, in der Nacht vor den Einzelfinals. Um halb eins ging Fahrig aus der Sporthalle in eine Kneipe, sein Club-Kamerad Christian Berczes sei dabei gewesen, „auch ein paar Turn-Mädels, insgesamt zwölf Leute“. Fahrig trank zwei Desperados, Bier mit Tequila-Aroma, eine Limettenscheibe im Flaschenhals. Später sei man zu den Frauen aufs Zimmer, „wir haben ein paar Runden Karten gespielt, es war ‚Uno‘. Wir haben nichts angestellt“. Gegen drei Uhr sei er gegangen.

Am nächsten Tag, einem Sonntag, wurde er dann im Sprung nur Zweiter, in den drei Jahren zuvor hatte er den Titel gewonnen. Am Montag schließlich erfuhr Fahrig, dass er nicht bei der WM starten soll. Er sei ein Wiederholungstäter, die übrigen Nachtschwärmer von Gießen verwarnte man nur.

Fahrig weiß, dass es im Leistungssport Regeln gibt, an die man sich halten muss, wenn man Erfolg haben will. Aber er kann es nicht. „Ich kann nicht immer lieb und brav sein, wie es von mir verlangt wird“, sagt er. Es falle ihm schwer, sich etwas vor-schreiben zu lassen.

Die Fronten sind verhärtet. Noch hat der Verband nicht entschieden, ob man ihm die Möglichkeit einräumt, sich für Peking zu qualifizieren. „Wenn der DTB mir helfen will, mich zu ändern“, meint Matze Fahrig, „dann darf er mich nicht verbannen.“

MAIK GROSSEKATHÖFER



Mondstation (Zeichnung)

RAUMFAHRT

Menschheitsarchiv auf dem Mond

Wissenschaftler der International Space University (ISU) im französischen Straßburg haben vorgeschlagen, für den Fall einer globalen Katastrophe ein „biologisches und historisches Archiv“ auf dem Mond zu errichten. Die USA planen ohnehin, bis 2024 auf dem Erdtrabanten eine ständig bemannte Station für weitere Raumfahrtmissionen zu errichten. Der pensionierte Nasa-Experte und ISU-Projektleiter James Burke plädiert daher dafür, die Mondsiedlung für ein umfassendes

Back-up menschlichen Wissens zu nutzen. Oberste Priorität habe der „Nachbau des irdischen Internet“. Auch die Alliance to Rescue Civilization (ARC) spricht sich für die soziokulturelle Nutzung künftiger Mondstützpunkte aus. Robert Shapiro, Biochemiker und ARC-Gründungsmitglied, will vor allem „wissenschaftliche und kulturelle Errungenschaften und die wichtigsten Spezies“ sichern, um etwa durch einen Meteoriteneinschlag die Zivilisation rasch neu errichten zu können.

BIOTECHNIK

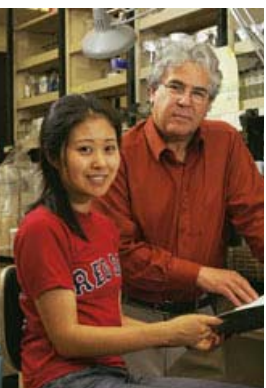
Musik aus Erbgut

Molekularbiologen der University of California in Los Angeles haben einen Algorithmus entwickelt, der aus vorgegebenen Gen-Sequenzen Musik komponiert. Dabei ordnet die Software

den 20 Aminosäuren bestimmte Akkorde zu. So entstehen kleine Musikstücke, die sich durchaus melodisch anhöhen. Der Blutfarbstoff Hämoglobin etwa klingt durch den rhythmischen Wechsel von Viertel- und Achtelnoten fast wie der Anfang eines Menuetts aus Bachs Notenbüchlein. Doch das Programm bietet nicht nur ein synästhetisches Klangerlebnis, sondern könnte

Gen-Musiker

auch praktischen Nutzen haben. Gen-Mutationen lassen sich möglicherweise akustisch besser erkennen als optisch. Zudem erhalten sehbehinderte Forscher die Chance, sich genetische Sequenzen vorzustellen.



REED HUTCHINSON

SCHIFFFAHRT

U-Boot-Alarm im Ärmelkanal

Ein deutsches U-Boot bedroht 89 Jahre nach seinem Untergang im Ärmelkanal den Verkehr auf einer der meistbefahrenen Schifffahrtsrouten der Welt. Am 11. April 1918 war „UB 33“ nahe Dover auf eine Mine gelaufen und mit 6 Torpedos und 28 Mann Besatzung gesunken. An seinem höchstgelegenen Punkt liegt das Boot seither nur 23,5 Meter tief – und das reicht inzwischen nicht mehr: Wegen des zunehmenden Tiefgangs moderner Schiffe darf es in einer Tiefe von mindestens 26,5 Metern keine Hindernisse geben. Offenbar ist das Wrack wegen dauernder Verwirbelungen durch passierende Schiffe sogar schon in Bewegung geraten. Trinity House – die britische Behörde, die für Schifffahrtswege, Bojen und Leuchttürme zuständig ist – will das fast 40 Meter lange Schiff in den nächsten Wochen in tiefere Gewässer schleppen. Über den genauen Bestimmungsort will sich die Behörde nicht äußern. Seit über einem Jahr ist die Untergangsstelle markiert, damit andere Schiffe sie umfahren; doch das gilt als ähnlich störend wie eine Tempo-30-Zone auf der Autobahn.

Ursprünglich hatte die Behörde erwogen, das Wrack einfach zu sprengen. Davon hat sie aber aus Pietätsgründen Abstand genommen, weil das Boot ein Seegrab ist. „UB 33“, 1915 gebaut bei Blohm & Voss in Hamburg, hat im Ersten Weltkrieg 13 Schiffe versenkt und 2 beschädigt.



MEDIZIN

„Hoher Leidensdruck“

Johannes Lütz, 55, Leiter der Bundesopiumstelle, über die erstmals genehmigte Schmerztherapie mit Cannabis-Extrakt bei einer Patientin mit Multipler Sklerose.



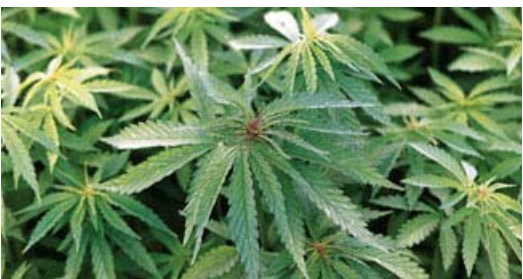
KÖRÖ / BFARM

SPIEGEL: Bislang hat die Bundesopiumstelle stets alle Anträge auf Drogenhanf zu medizinischen Zwecken abgelehnt. Wie kam nun die Bewilligung zustande?

Lütz: Wir prüfen jeden Einzelfall, weitere Bewilligungen sind also möglich. Bedingung: Ein Versuch mit Cannabis-Extrakt muss ärztlich gut begründet sein, und der Patient muss austherapiert sein.

SPIEGEL: Was versprechen sich MS-Patienten vom Cannabis-Extrakt?

Lütz: Linderung von Schmerzen und Krämpfen. Bei Schmerztherapien haben wir einen hohen Leidensdruck, Betroffene greifen nach jedem Strohalm. Doch wir warnen vor zu viel Hoffnung in diese Stoffe. Es gibt keine Garantie.



BASTIAN / CARO / ULSTEIN BILD

Cannabis-Pflanze

SPIEGEL: Was unterscheidet Cannabis-Extrakt vom halbsynthetischen Cannabis-Wirkstoff Dronabinol (THC), der schon seit 1998 verschrieben und auch einfacher bewilligt wird?

Lütz: Der reine Wirkstoff THC ist stärker berauschend und hat allgemein eine andere Wirkung. Im Extrakt sind Begleitstoffe enthalten, die offenbar zur schmerzstillenden Wirkung von THC beitragen. Das ist wie bei einem Wein, der schmeckt auch nicht nur nach reinem Alkohol. Der Extrakt ist gerade für solche Patienten interessant, bei denen Dronabinol nicht die gewünschte Wirkung hat.

SPIEGEL: Dronabinol ist in den USA nur für Aids- und Krebspatienten zugelassen. Wie sieht es in Deutschland aus?

Lütz: Weder der Extrakt noch synthetisches THC sind zugelassene Arzneimittel; daher sind wir völlig frei, was die Indikation angeht. Es gibt ein breites Spektrum, wozu Multiple Sklerose, Aids und Krebs gehören können. Das liegt in der Verantwortung des behandelnden Arztes.

ÜBERWACHUNGSTECHNIK

Fliegender Roboter-Polizist

Britische Polizisten haben bei einer öffentlichen Musikveranstaltung erstmals eine Überwachungsdrohne eingesetzt. Auf dem „V Festival“ in Staffordshire flog der Mini-Hubschrauber des deutschen Herstellers Microdrones GmbH über Menschenmassen und Parkplätze. Die ferngesteuerte Drohne wiegt weniger als ein Kilogramm und ist mit einer hochauflösenden Kamera und Sensoren ausgerüstet. Bilder aus der Luft sendet sie direkt an eine spezielle Videobrille, die ein Bediener am Boden trägt. So können Beamte schnell einschreiten, wenn verdächtige Personen, etwa Autoknacker und Drogendealer, gesichtet werden. Zwar soll der Spion am Himmel vor allem der psychologischen Abschreckung dienen. Auf dem Popkonzert hat die Überwachungstechnik aber auch Fahndungserfolge mit er-

möglicht: 62 Verdächtige wurden festgenommen, davon über die Hälfte wegen Drogenbesitzes. Bislang wurden solche Drohnen nur für militärische Zwecke oder Luftaufnahmen eingesetzt.



JOHN GILES / PA

Englischer Polizist mit Drohne

ARTENSCHUTZ

Hoffnung für langsame Brüter

Ein ungewöhnliches Langzeitprojekt zur Fütterung des seltenen Kakapos zeigt Erfolge. Der eigenartige Papagei lebt nur auf kleinen Inseln Neuseelands, zeugt wenig Nachwuchs und ist ein flugunfähiger Pflanzenfresser. Mit Unterstützung der Naturschutzbehörde Neuseelands haben der Biologe David Houston und sein Team mit verschiedenen Futterarten versucht, die brutfaulen Vögel zur vermehrten Eiablage zu bewegen. Jahrelang haben sie den Kakapo-Weibchen erst erfolglos Nüsse, später Pellets mit wichtigen Nährstoffen gefüttert. Die vegetarischen Sonderlinge brüten erst, wenn bestimmte heimische Nadelbäume reichlich Samen tragen – nur alle zwei bis sechs Jahre. Entsprechend langsam schreitet auch das Brutprojekt voran: Seit Einführung des Diätpellets 2001 nisten Kakapos zwar genauso selten wie vorher, doch dafür legen sie mehr Eier pro Gelege. Inzwischen bleibt die Population halbwegs stabil, aber immer noch eine der kleinsten der Welt. Alle 86 noch lebenden Tiere haben von den Forschern Namen erhalten; und im Internet werden Todesfälle mit Sterbedatum und Ursache veröffentlicht.



Kakapo

OKAPIA

TIERE

Qualen im Quirl

Eine Kieler Firma will Quallen als Rohstofflieferanten für Arzneimittel und Kosmetika nutzen. Das Bio-Kollagen der Glibberwesen ist ideal geeignet für die Knorpelzucht und Wundbehandlung. Nur ein Problem ist noch ungelöst: Wie bringt man die Meeresbewohner schmerzfrei um?

Das irdische Dasein der Aurelia aurita endet in einem Gemetzel. Mittels eines Pürierstabs, der in keiner gutsortierten Küche fehlt, wird das hilflose Geschöpf zu einer schaumigen Brühe zerhackt. Schwer angeschlagen war sie freilich schon vor der brachialen Prozedur – mit einem entschiedenen Ruck hatte man ihr die Eingeweide samt Magen herausgerupft.

Für die gewöhnliche Ohrenqualle in der Kieler Förde ist das Leben nicht leichter geworden. Gewöhnlich dümpelt das glitschige Getier von Mai bis September in dem beschaulichen Gewässer, kaum bedroht durch natürliche Feinde. Allenfalls kleine Krebse setzen sich im Körper der Meduse fest und zernagen das wabbelige Wesen von innen.

Doch nun ist der Qualle eine Gefahr erwachsen, die vom Festland kommt: Der Meeresbiologe Levent Piker, 43, und sein Team vom Unternehmen Coastal Research & Management (CRM) tauchen ihre Keschter immer häufiger ins Hafenbecken, um das natürliche Material aus dem Meer gleich kiloweise abzuschöpfen.

Ihre Beute schleppen die Wissenschaftler dann nur wenige Meter über die Straße in eine ehemalige Motorenwerkstatt der Bundesmarine in Kiel. Spätestens dort ist das Schicksal der schwer fassbaren Viecher dann besiegelt.

Doch zumindest durch ihren Tod können sich die wirbellosen und übel beleumundeten Nesseltiere noch nützlich machen. Denn Piker und Partner extrahieren aus den Glibberhaufen hochnützliches Bio-Kollagen – und mithin das Beste, was diese uralte Lebensform dem Menschen zu bieten hat.

Kein Eiweiß kommt im menschlichen Körper so häufig vor wie Kollagen, das in Knorpel, Sehnen, Bändern und Haut für Stabilität sorgt. Wegen seiner enormen Bindefähigkeit spielt das Protein auch in der Lebensmittelindustrie eine wichtige Rolle – etwa als Gelatine in Gummibärchen. Unzählige Kosmetikprodukte bauen auf die angeblich hautstraffende Wirkung des Wunderstoffs, dessen Fasern eine größere Zugfestigkeit besitzen als Stahl.

In der Medizin avancierte Kollagen zum Rohstoff für die Reparatur abgenutzter Knorpel. Bislang dienen vorwiegend Schweineschwarten, Rinderknochen und Pferdesehnen als Quelle für das Strukturprotein. „Das ist alles Schweinkram“, schimpft Pionier Piker auf die fragwürdig gewordene Ware.

Insbesondere die Tierseuche BSE brachte das aus Rindern gewonnene Material zwischenzeitlich in Verruf und sorgte für Verunsicherung auf dem Kollagen-Markt. So kamen die Kieler Forscher auf die Idee, dass der begehrte Stoff auch

vortrefflich aus Quallen gewonnen werden kann.

Schon zuvor hatte sich das kleine Institut intensiv einem anderen Geschöpf aus dem Meer gewidmet: Vor Eckernförde bauten die Meeresforscher eine Algenfarm auf und rührten aus den glitschigen Gewächsen allerlei Cremes und Tinkturen zusammen. Die Naturkosmetik vertreiben sie über eine eigens zu diesem Zweck gegründete Firma. Letzter Coup war ein Wein aus der Braunalge Laminaria saccharina mit wirkungsvollen 16 Prozent Alkoholgehalt.

Jetzt ist das Kollagen der unförmigen Tentakelwesen ins Blickfeld der Biologen geraten, das einen offenkundigen Vorteil gegenüber dem der Wirbeltiere vom Land besitzt: Es ist garantiert frei von BSE – wo auch sollten sich in einer Qualle, die nachweislich kein Gehirn besitzt, die krank machenden Rinderwahn-Erreger einnisten?

Meeresfan Piker entdeckte gemeinsam mit Naturwissenschaftlern und Medizinern der Universität Lübeck noch eine weit bedeutsamere Eigenschaft des Quallen-Kollagens: Demnach könne dies erheblich effektiver zur Heilung von Knorpelschäden beitragen als vergleichbare Produkte auf der Basis von Rind und Schwein, die derzeit verwendet werden.

Einer Pflanze gleich, die nur im fruchtbaren Boden gedeiht, brauchen Knorpel-



CRM-Quallenlabor in Kiel: Zerschreddert oder gebrutzelt?

Wo Kollagen verwendet wird

MEDIZIN

Nahtmaterial
Faltenunterspritzung
Wundbehandlung
Knorpelzucht
Medikamente zur Blutstillung
Glaskörperersatz fürs Auge

LEBENSMITTELINDUSTRIE

Gelatine als Verdickungsmittel

KOSMETIKINDUSTRIE

Cremes und Lotionen

HANDWERK / TECHNIK

Leim und Fotopapier

DER SPIEGEL



Ohrenqualle

Stoßdämpfer für den menschlichen Körper

zellen eine anregende Umgebung, in der sie nachwachsen können. In der orthopädischen Chirurgie werden dafür sogenannte Kollagen-Matrizen als Gerüst für das Stützgewebe verwendet.

Damit die Stoßdämpfer im menschlichen Körper ihre an den natürlichen Zustand heranreichende Elastizität erhalten, benötigen sie idealerweise eine Basis vom Kollagen Typ II (derzeit sind rund über zwei Dutzend Kollagen-Typen bekannt). Das Protein der Qualle scheint die Anforderungen auf ideale Weise zu erfüllen.

Bisherige Therapien zur Knorpelregeneration hätten sich „nur als bedingt wirksam erwiesen“, analysierten die Experten um den Meeresbiologen Piker denn auch in einem Dossier. Unter Verwendung von Quallen-Kollagen hingegen sei es gelungen, „Konstrukte mit einer großen Ähnlichkeit zum natürlichen, artikulären Knorpelgewebe aus adulten Knorpelzellen“ zu schaffen, „die andere bislang verfügbare Konstrukte bei weitem nicht erreichen“.

Da ist es von unschätzbarem Vorteil, dass sich das Kieler Unternehmen beinahe kostenlos in der Natur am benötigten Rohstoff bedienen kann – Quallen gibt es schließlich wie Sand am Meer. Als Forschungsobjekt diente bislang vor allem die heimische Ohrenqualle. Künftig wollen die Forscher aus Norddeutschland ihren wachsenden Bedarf vor der Küste Israels decken.

In der warmen Mittelmeerregion hat sich die belastbarere Rhophilema nomadica breitgemacht. Für Piker und seine Leute könnten sich Gegenden wie die Bucht von Haifa als unerschöpfliche Fanggründe erweisen. Etwa 160 000 der gefräßigen Hohltiere wurden hier schon auf einer Fläche von einem Quadratkilometer gezählt. „Da braucht man nur das Netz reinzuhalten, dann hat man eine Tonne zusammen“, freut sich Piker.

Die israelischen Behörden würden den Kielern das Nesselgetier sicher gern hinterhertragen. Die bis zu 80 Zentimeter großen Übelqualen, die mitunter Riesenschwärme von bis zu 40 Kilometer Ausbreitung bilden, können Badegästen fiese Verletzungen zufügen – schon verzeichneten Tourismusexperten eine Flucht von Küstenurlaubern im großen Stil.

Auch sonst ist die bläuliche Kreatur, die als einer der schlimmsten Eindringlinge in den europäischen Meeren gilt, kein Musterknabe: Die Rhophilema verstopft die Kühlwassereinläufe von Kraftwerken und verklebt Fischernetze.

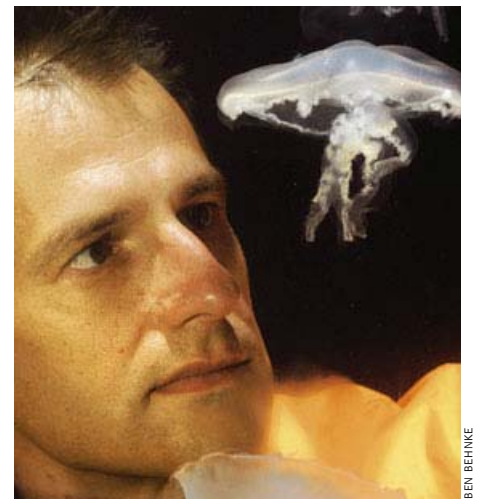
In Kiel würden Umtriebe solcher Art rasch ihr Ende finden: Im CRM-Labor erwartet die Plagegeister ein großer Mixer, in dem sie bis zum Zustand völliger Verflüssigung zerhackt werden.

Unter Biologen hat diese Form der Zerstückelung indes bereits für erhitzte Dis-

kussionen gesorgt: Leidet die Qualle bei ihrem Tod im Quirl womöglich arge Qualen? Diese Frage ist nicht ohne weiteres zu beantworten. Denn über die 600 Millionen Jahre alte Glibbergruppe aus Gallert ist noch immer nicht allzu viel bekannt.

Fest steht nur, dass die zu 98 Prozent aus Wasser bestehende Qualle statt eines zentralen Nervensystems bloß über ein vergleichsweise primitives Nervennetz verfügt. Doch reicht das womöglich bereits aus, um den stummen Schleimern aus der Tiefe Schmerzen zuzufügen? CRM-Chef Piker ahnt: „Es könnte eine ethische Diskussion geben.“

Das schleswig-holsteinische Wirtschaftsministerium hat die Firma bereits zu Beginn ihrer mit öffentlichen Geldern geförderten Quallenforschung in Verlegenheit gebracht. Die Behörde hatte damals die



Meeresbiologe Piker
„Alles Schweinkram“

Auflage verhängt, die Tiere „artgerecht umzubringen“.

Diese Vorgabe ist allerdings im Tierschutzrecht vor allem für Wirbeltiere vorgesehen. Entsprechend war den Wissenschaftlern nahegelegt worden, ihre Quallen per Elektroschock möglichst schonend ins Jenseits zu befördern – etwa so, wie es seit langem beim Keulen von Schweinen üblich ist.

Ein wackerer CRM-Techniker baute folgsam ein Bassin, in dem die Quallen unter gezielten Stromsalven brutzeln sollten. Verblüfft waren die Exekutoren dann allerdings von dem Umstand, dass die matschigen Urzeittiere mit einem Vielfachen jener Strommenge zum Exitus getrieben werden mussten, die etwa für einen Menschen ausgereicht hätte.

Die Kieler Forscher nahmen rasch wieder Abstand von der umständlichen Methode und holten erneut den weit praktischeren Pürrierstab hervor. Aus dem Experiment, so Piker, nehme man aber immerhin eine unerwartete Erkenntnis mit: „Quallen tötet man nicht so leicht, die sind hart im Nehmen.“

FRANK THADEUSZ

Patient im Wachkoma

Schon 20 Jahre leidet Jaguar unter der Sanierung durch Ford. Ein weiterer Irrweg ist nun die Abkehr vom barocken Design – dem einzigen Trumpf der Marke.

Zu den verlässlichsten Wegbegleitern exotischen Automobilbaus zählt die wirtschaftliche Not. Alles andere wäre auch unlogisch: Prosperiert ein Unternehmen dauerhaft, verliert es seinen Exotenstatus; bleibt es exotisch, droht bebarlich der Ruin.

Diesem kommt häufig ein kaufkräftiger Großkonzern zuvor, der die Pretiose schluckt, die Produkte dank Großserientechnik verbilligt und diversen Marketing-Waschgängen unterzieht – worauf die Noblesse der Beute endgültig ausbleicht.

Beispiele solch schicksalhafter Errettung gibt es zuhauf: Die zum Italo-Audi perfektionierte Rabaukenmarke Lamborghini produziert inzwischen ebenso tadel- wie seelenlose Extremsportwagen; Schwedens Kultmobil Saab defizitiert unter dem Eigner General Motors als arktischer Opel dahin; Bentley verkam zum Anglo-Phaeton im VW-Besitz, wo auch die mühsam exhumierte Autolegende Bugatti landete. Der Name, einst Inbegriff phantastisch filigraner Rennsport-Ikonen, steht nun für eine 1000-PS-Obszönität.

Warum durften diese Marken nicht in Würde sterben?

Die bislang kostspieligste und langwierigste Methode, eine Firma im Wachkoma zu halten, exerziert Ford mit seinem englischen Patienten Jaguar. Vor 18 Jahren erwarb der US-Konzern die darbende Luxuswagenfabrik für umgerechnet knapp fünf Milliarden Mark – offenbar in Unkenntnis des Zustands seiner Anschaffung.

Klar und zunächst auch erfolgreich war indes die Strategie, die Marke fortzuentwickeln. Ford setzte auf ein breites Portfolio nostalgischer Gefährte, die die barocken Formen früherer Jaguar-Modelle aufnahmen. Der Absatz stieg blitzartig. Zeitweise wurde Jaguar zum wachstumsstärksten Autohersteller der Welt (siehe Grafik).

Doch der Aufschwung währte nur kurz. Die sparsam entwickelten Fahrzeuge erwiesen sich als technisch rückständig und qualitativ schwach. Zu deutlich war für die Kunden erkennbar, dass Automobilbau der amerikanischen Schule vor allem aus Kostensenkung besteht – einer Methode, die dem wachsenden Innovationsdruck aus Europa und Fernost nicht standhielt und nun die einst den Weltmarkt beherrsch-

Technik



Neuer Jaguar XF (Designstudie): Denkwürdige Verwechselbarkeit

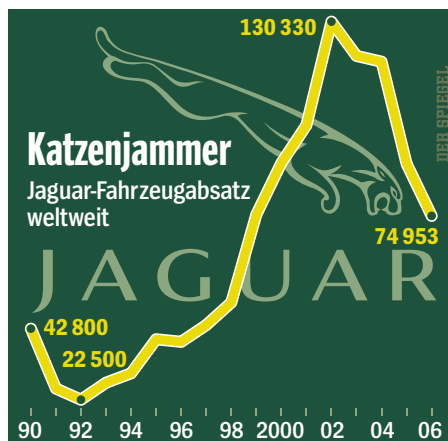
den Konzerne General Motors und Ford an den Rand des Ruins gebracht hat.

Für weitere Exotenpflege sind die Mittel längst zu knapp. Ford lässt den Markt bereits nach möglichen Käufern für Jaguar sondieren. Doch wer soll da noch anbeißen? Welches Erfolgsrezept soll noch überzeugen?

Die aktuelle Jaguar-Verwalterin Bibiana Boerio, eine Finanz-Fachfrau aus der Ford-Konzernzentrale, setzt nun auf eine befremdliche Strategie: die totale Abkehr vom barocken Design, dem bislang einzigen Erkennungszeichen der Marke. In ihm, nicht etwa in schlechten Produkten, glaubt der Ford-Führungsstab den Hauptschuldigen für die Jaguar-Misere erkannt zu haben.

Auf der IAA in Frankfurt am Main wird Jaguar in zwei Wochen das neue Oberklassemodell XF zeigen – ein Produkt von denkwürdiger Verwechselbarkeit. Das glatte Blechkleid verursache mit einem C_w-Wert von 0,29 den geringsten Luftwiderstand, der je von einer Jaguar-Limousine ausging, schwärmt Chefdesigner Ian Callum.

Dass Aerodynamik der Stammklientel niemals bedeutend erschien, irritiert ihn nicht. „Nach vorn blicken“ lautet sein Credo. Neue Kundenkreise sollen erschlossen werden.



Mick Mohan, verantwortlich für die Entwicklung des Wagens, erläutert an einem Koordinatenkreuz die zugrundeliegende Markt-Arithmetik: Hoch auf der y-Achse rangiert der Jaguar XF im perfekten Mittelmaß zwischen „Gefühl“ und „Vernunft“ mit klarer Tendenz zum Prädikat „modern“. Ist so der Erfolg berechenbar wie der Lauf einer Planetenbahn?

Die Einrichtung des Wagens vermittelt hochwertige Sterilität, die die gelernte Chippendale-Ästhetik bisheriger Jaguar durchweg negiert. Es sei zwar mehr Holz verbaut als im Spitzenmodell XJ, sagt Callum. Dieses jedoch wurde geschickt versteckt, etwa in tiefen Mulden der Türverkleidung. „Nostalgische Zitate“, sagt der Chefdesigner, „dürfen die Modernität des Fahrzeugs nicht überlagern.“

Sogar das Firmenemblem, bislang ein fauchendes Großkatzenge-
sicht in sehr naturnaher Darstellung, wich einer schematischen Interpretation. Es gleicht nun eher einer Comiczeichnung.

Callum scheint aufrichtig davon überzeugt, dass sich der Hoflieferant des Königshauses dank solcher Entschnörkelung zügig in eine Art englischen Lexus verwandeln und damit auf entsprechend höhere Verkaufszahlen bringen lasse. Das Design des XF dient als neues Leitmotiv für kommende Modelle.

Niemand wird diese Fahrzeuge auf Anhieb als Jaguar wahrnehmen – und das sei geradezu hilfreich, meint Callum: „Bisher erkannten alle einen Jaguar, aber zu wenige wollten einen haben.“

Dass das Modell XF nun die Begehrlichkeit explodieren lassen wird, ist indes wenig wahrscheinlich. Sollte sich ein Investor aus der Hyundai-Kia-Sphäre einfinden, könnte der immerhin die Produkte übernehmen und kurzerhand sein Firmenzeichen draufsetzen.

Es würde nicht schlechter passen.

CHRISTIAN WÜST

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Das Ich ist eine Einbahnstraße“

Der Hirnforscher Gerhard Roth über das Entstehen von Persönlichkeit, die Schwierigkeit, sich und andere zu ändern, die neuronale Automatisierung menschlichen Verhaltens und das kollektive Scheitern der deutschen Pädagogik vor Hitler



JORG OBERHEIDE

Roth, 65, leitet das Institut für Hirnforschung an der Universität Bremen und das Hanse-Wissenschaftskolleg in Delmenhorst.

SPIEGEL: Herr Roth, wann haben Sie zuletzt versucht, sich zu ändern?

Roth: Ich mich selber? Das geht gar nicht! Das habe ich aufgegeben.

SPIEGEL: Aber Sie haben doch gerade ein ganzes Buch darüber geschrieben*.

Roth: Darin beschreibe ich ja gerade, warum es so schwer ist, die eigene Persönlichkeit oder die der anderen zu verändern. Ich scheitere fast täglich an meinen Vorsätzen. Immer wieder nehme ich mir vor, weniger Termine anzunehmen. Und dann erreicht mich die freundliche Anfrage: „Herr Roth, kommen Sie kurzfristig für einen Vortrag nach München?“ Und bald darauf bin ich dort.

SPIEGEL: Welcher Teil Ihrer Persönlichkeit ist dafür verantwortlich?

Roth: Mehrere. Diese Inkonsequenz kommt heraus, wenn Verstand, Emotion und unbewusster Antrieb gegeneinander antreten. Die linke, rationalere Hälfte meines Gehirns schlägt vor: Lüge diplomatisch, täusche andere Termine vor. Die rechte, emotionale sagt: Na, München wär doch mal wieder ganz nett. Und das ansehnliche Honorar ... gucken wir, ob es nicht doch geht. Und schon bin ich in der Falle.

SPIEGEL: Von manchen Anfragen fühlen Sie sich doch auch geschmeichelt.

Roth: Moment! Auf der bewussten Ebene vielleicht, aber deshalb fährt man nicht nach München. Den eigentlichen Antrieb schafft das Unbewusste: Vermutlich habe ich ein starkes Geltungsbedürfnis, das mich immer wieder in die gleiche Falle lässt.

SPIEGEL: Wenn Sie das schon erkennen, warum können Sie nichts dagegen tun?

Roth: Man kann sich Disziplin von außen ankonditionieren lassen, aber kaum von selbst einhalten. Es ist schwer, gegen unbewusste eigene Kommandos anzugehen.

SPIEGEL: Was macht das Unbewusste so mächtig?

die ersten emotionalen Konditionierungen, die sein Gehirn für sein ganzes Leben prägen. Steht die Mutter etwa durch furchtbare Erlebnisse unter Stress, dann wirken Botenstoffe aus ihrem Körper direkt auf das kindliche Gehirn ein.

SPIEGEL: Und dadurch wird die emotionale Klaviatur festgelegt, die dem Menschen später zur Verfügung steht?



MARINA RATH / MAURITIUS IMAGES

Mutter mit Säugling: „Vom ersten Tag an fragt unser Hirn: Lohnt sich das für mich?“

Roth: Es ist eine Urform unseres Selbst; die psychische Grundausrüstung, mit der wir auf die Welt kommen. Daraus entsteht alles andere. Man kann es auch Temperament nennen.

SPIEGEL: Eine Art Persönlichkeits-Ursuppe, die im Moment der Zeugung angerührt wird?

Roth: Ja. Die Gene bestimmen zwischen 20 und 50 Prozent der Persönlichkeit eines Menschen. Aber auch das, was eine Frau während der Schwangerschaft erlebt, entscheidet mit über das Temperament eines Kindes: Ob es offen oder ängstlich sein wird, ein stabiles oder ein zaghaftes Ego entwickelt, ob es pedantisch ist oder lässig. Diese Weichen stellt das limbische System, eine Art Schaltzentrale der Gefühle, das ab der sechsten Schwangerschaftswoche entsteht. In dieser Zeit erlebt das Ungeborene

Roth: Ja, er wird dann vielleicht in der Liebe oder im Beruf zur Panik neigen, ohne sich erklären zu können, warum. Der Spielraum, in dem ein Mensch überhaupt empfinden, sich verhalten und sich verändern kann, ist bei der Geburt bereits in beträchtlichem Maße umrissen.

SPIEGEL: Wie frustrierend für Eltern: Es bleibt ihnen nur noch der Feinschliff.

Roth: Ganz so extrem ist es nicht. Das limbische System des Neugeborenen wird ja durch die Bindungserfahrung mit Mutter oder Vater weiter konditioniert; am stärksten in den ersten Wochen und Monaten. Ein Mensch, der von seiner Anlage her eher neurotisch und ohne großes Selbstvertrauen wäre, kann sich trotzdem zu einem offenen Menschen entwickeln, wenn er sich in einer guten frühkindlichen Bindung geborgen fühlt.

* Gerhard Roth: „Persönlichkeit, Entscheidung und Verhalten. Warum es so schwierig ist, sich und andere zu ändern“. Klett-Cotta Verlag, Stuttgart; 348 Seiten; 24,50 Euro.

SPIEGEL: Das Zeitfenster dafür ist nicht sehr groß. Spricht man deshalb von der lebenslangen Bedeutung der ersten drei Jahre?

Roth: Ja, zu Recht. Wenn sehr offene, kommunikative Menschen furchtbare Schicksalsschläge erleben, so zeigen die großen Langzeituntersuchungen, werden sie in aller Regel nicht verbittert darauf reagieren.

SPIEGEL: Erklärt das, warum manche Überlebende des Holocaust an ihren Erlebnissen zerbrachen, während andere in ein positives, produktives Leben zurückfanden?

Roth: Ja. Das unbewusste Selbst ist in seinen neuronalen Grundzügen kaum kaputtzukriegen. Wahrscheinlich gehörten die Lebenstüchtigen zu den sicher gebundenen Kindern. Zusammen mit einer positiven genetischen Veranlagung macht das einen Menschen ziemlich unverwundbar. Experten bezeichnen das als Resilienz.

SPIEGEL: Kann ein Kind auch später noch diese Widerstandskraft erlangen?

führung immer doch irgendwie klappt: Man kommt halt mit einem späteren Zug und findet immer einen Gutmütigen, der einen abholt. Lernpsychologisch erlebt es nicht den Super-GAU.

SPIEGEL: Und falls doch einmal?

Roth: Dann sind im Zweifel die anderen schuld. Eine gewisse Einsicht in unsere Fehler haben wir schon, aber diese Einsicht führt nicht dazu, dass wir uns ändern.

SPIEGEL: Hat das etwas mit der bekannten Kluft zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmung zu tun?

Roth: Auch. Das eigentliche Problem ist: Wir sehen uns selbst immer nur so, wie es das Unbewusste, das Kleinkind in uns zulässt. Und das hat gelernt, wie es sich sehen muss, damit es sich gut fühlt. Deshalb können wir kein objektives Bild von uns selbst haben, sondern sehen uns immer positiver, als die anderen das tun. Das trifft auf Männer noch eher zu als auf Frauen.

werden. Da können Sie noch so sehr an sich arbeiten: Ohne professionelle Hilfe kriegen Sie das nicht mehr in den Griff.

SPIEGEL: Was kann ein Psychotherapeut, was der Betroffene selber nicht kann?

Roth: Wenn man das nur genau wüsste! Zunächst einmal hat der Therapeut den Vorzug, nicht Teil des festgefügtten Innenlebens des Patienten zu sein. Studien zeigen aber, dass der Therapieerfolg deutlich von der Persönlichkeit des Patienten abhängt: Der eine kann gut therapiert werden, der andere gar nicht. Wahrscheinlich hängt es damit zusammen, ob man grundsätzlich robust und nur durch spätere Einflüsse aus den Fugen geraten ist. In dem Fall kann man das bewusste Ich so weit stärken, dass es hilft, das angeschlagene Unbewusste wieder in sein altes Gleichgewicht zu bringen. Allerdings spricht heute kein gewissenhafter Therapeut oder Analytiker von Heilung ...

SPIEGEL: ... sondern muss sich damit begnügen, neurotisches Elend in gewöhnliches Unglück zu verwandeln, wie Freud sagte?

Roth: Oder es erträglicher zu machen. Die Persönlichkeit eines Menschen gibt nun mal den Rahmen vor, an dem er sich entlanghangelt. Bei manchen ist der sehr eng; diese Menschen sind absolut null anpassungsfähig. Dazu gehören auch Erfinder, Politiker und Entdecker, die sich durch keinen Misserfolg abschrecken lassen.

SPIEGEL: So wie Christoph Columbus?

Roth: Ja. Columbus ist nur deshalb zum Helden geworden, weil er zu dem einen Prozent von Starrsinnigen gehörte, die Erfolg hatten. Die meisten wagemutigen Seefahrer sind unbekannt – die sind ersoffen.

SPIEGEL: Der Spielraum für Veränderung wird mit dem Alter immer enger. Sie sind 65, bewegt sich bei Ihnen noch etwas?

Roth: Erfreulicherweise ja. Sprachentwicklung, Kommunikation, Diplomatie – da können wir noch mit 50, 60, 70 alles Mögliche lernen. Unser akademisches Wissen können wir ein Leben lang entwickeln.

SPIEGEL: Sie machen uns Hoffnung!

Roth: Aber nur für die Oberfläche: Was sich früh ausbildet und unser Verhalten am stärksten beeinflusst – unser emotionales Grundgerüst –, hört am frühesten auf, stark veränderbar zu sein. Und was am längsten veränderbar ist – das rationale Wissen –, hat am wenigsten Auswirkungen auf unser Verhalten. Deshalb geht bei Erwachsenen vieles zum einen Ohr rein und zum anderen wieder raus. Man liest den SPIEGEL und lernt, das Elend in der Welt nimmt zu. Man sagt: Mensch, also wirklich, da müsste man was tun. Dann legt man den SPIEGEL weg. Und das war's.

SPIEGEL: Und die großen Brüche? Wir kennen doch alle irgendeinen Geläuterten, der nach Jahrzehnten exzessiven Lebens Alkohol und Frauen aufgibt und erzkatholisch wird. Wie kann das sein?

Roth: Die zynische Antwort darauf wäre: Manche schweren Erkrankungen wirken



Jugendgewalt im Film*: „Die werden sie durch Strafe nicht ändern“

Roth: Kaum. Denn das unbewusste Selbst lässt sich die Regie nicht mehr aus der Hand nehmen, wenn das Kind mit etwa drei Jahren sein Kleinkindverhalten ablegt. Dann beginnt eine völlig neue Phase, die der bewussten sozialen Prägung. Sie dauert zwar lang, bis zum 20. Lebensjahr; bis dahin ist der orbitofrontale Cortex, in dem die Ergebnisse unserer Erziehung abgespeichert sind, ausgereift. Aber aus einem verträdelten Kleinkind wird niemals ein pünktlicher Erwachsener werden. Das habe ich selbst mit einem meiner Kinder erlebt: Es ist sehr musikalisch, hat eine Unmenge Freunde und geht das Leben eher locker an. Es weiß, dass es mit Ordnung und Pünktlichkeit Schwierigkeiten hat. Es weiß aber auch, dass es bei aller kreativen Lebens-

SPIEGEL: Das ist wissenschaftlich erwiesen? Wir dachten, das sei ein Klischee aus Frauenzeitschriften.

Roth: O nein. Frauen neigen signifikant dazu, sich schlechter zu machen, als sie sind – Männer zum Gegenteil. Die Lebensaufgabe ist für beide, ein halbwegs realistisches Bild von sich zu bekommen.

SPIEGEL: Kann Erziehung dabei helfen?

Roth: Erziehung ist immer der Versuch, dieses entweder verbitterte oder großartige, narzisstische Kleinkind an die Welt anzupassen. Gelingt das nicht, steht man trotz toller Familie und Superkarriere am Ende in der Ecke und sagt: „Ich werde nicht geliebt.“ Oder es bricht ein hypertrophes, unersättliches Kleinkind durch, das auch durch zwei Nobelpreise oder zehn Milliarden Euro Einkommen nicht befriedigt wird. Beides kann pathologisch

* Szene aus „Knallhart“ von Detlev Buck (2006).

wie Gehirnwäsche. Erweckungserlebnisse sind immer verdächtig. Patienten mit Temporallappenepilepsie etwa halluzinieren bei ihren Anfällen Stimmen. Wie der heilige Franziskus: „Gib all deinen Reichtum auf und werde Bettelmönch!“

SPIEGEL: Und die nicht zynische Antwort?

Roth: Denken Sie an ausgesprochene Erfolgsmenschen: Unter ihnen gibt es viele sogenannte sensation seekers. Deren Gehirn verlangt nach immer stärkeren Reizen für das Dopamin-System: mehr Sex, mehr Erfolg, mehr Drogen, immer auf der Überholspur, sonst bleiben die guten Gefühle aus. Irgendwann sind diese Menschen tot – oder sie vollziehen scheinbar plötzlich den kompletten Umschwung. In Wirklichkeit hat er sich unbewusst schon lange angebahnt. Das kennen wir aus der Physik als Phasenübergang: Bei scheinbar stabilen Systemen werden die Ausschläge immer größer, und plötzlich springen sie um in einen neuen Zustand.

SPIEGEL: Von einem Extrem ins andere – das sagt man Konvertiten nach. Wie wird man so?

Roth: Aus Sicht der Psychoanalyse wäre die Grundkrankheit ein unentwickeltes Ego. Es schwankt von äußerer Sinnstiftung zur inneren, in der Hoffnung auf Befriedigung. Die unreife Persönlichkeit hat noch nicht akzeptiert, dass wir alle mit einem minimalen Sinn des Lebens auskommen müssen. Was sie vorher im Rausch nicht fand, sucht sie in irgendwelchen Ideologien, an denen sie festhält. Denken Sie an die rechtsradikalen und wohl auch linksradikalen Jugendlichen: Die haben einfache Wahrheiten und schwache Egos.



Gemeindeschule (1908): „Persönlichkeit durch überharte Erziehung gebrochen“

SPIEGEL: Wenn Internate werben: „Wir erziehen junge Menschen zu eigenständigen, kreativen, sozial kompetenten Persönlichkeiten“ – kann das funktionieren?

Roth: Zur Kreativität und Intelligenz kann man kaum erziehen, die sind hochgradig angeboren.

SPIEGEL: Fällt intelligenten Menschen automatisch auch soziale Intelligenz zu?

Roth: Die meisten Hochbegabten, die ich kenne, sind nett und vielseitig. Menschen mit einer ausgeprägten Inselbegabung in Mathematik und Musik dagegen leiden statistisch häufiger unter Empathiedefiziten: Sie können sich nicht in andere einfühlen.

SPIEGEL: Eine Art soziale Behinderung – und da lässt sich nichts machen?

Roth: O doch. Manchmal kompensieren die Betroffenen ihr Defizit sogar mit unheimlichem Erfolg. Soziopathen, zu denen auch die gefährlichsten Schwerkriminellen zählen, haben häufig eine sehr hohe Intelligenz und eine vollkommene Gefühlsleere. Aber sie lernen die sozialen Spielchen wie eine Fremdsprache. Sie trainieren perfekt, sich so zu verhalten, als hätten sie Gefühle. Diese Leute wickeln auch die forensischen Psychiater um den Finger. Es sind gewissermaßen Meister-Diplomaten.

SPIEGEL: So wie der mehrfache Mörder und Vergewaltiger Thomas Holst, der seine Therapeutin dazu brachte, ihm zur Flucht aus der Psychiatrie zu verhelfen?

Roth: Genau. Aber auch ein nahezu autistisches Mathematikgenie kann beizeiten lernen, sein Verhalten bewusst zu kontrollieren: Ich empfinde zwar keine emotio-

nale Veranlassung, jetzt höflich zu sein, aber ich tue mal so, als ob ich das einsähe.

SPIEGEL: Das müssten Lehrer doch auch rüpelhaften Kindern beibringen können.

Roth: In der Schule? Da ist es oft schon zu spät. Aus Hilflosigkeit heißt es dann meist: Die Gesellschaft macht Kinder aggressiv. Dabei ist es eben doch ein Persönlichkeitsmerkmal, das sich entweder sehr früh entwickelt oder genetisch bedingt ist.

SPIEGEL: Für die Mitarbeiter von Einrichtungen für jugendliche Straftäter wird das frustrierend zu hören sein.

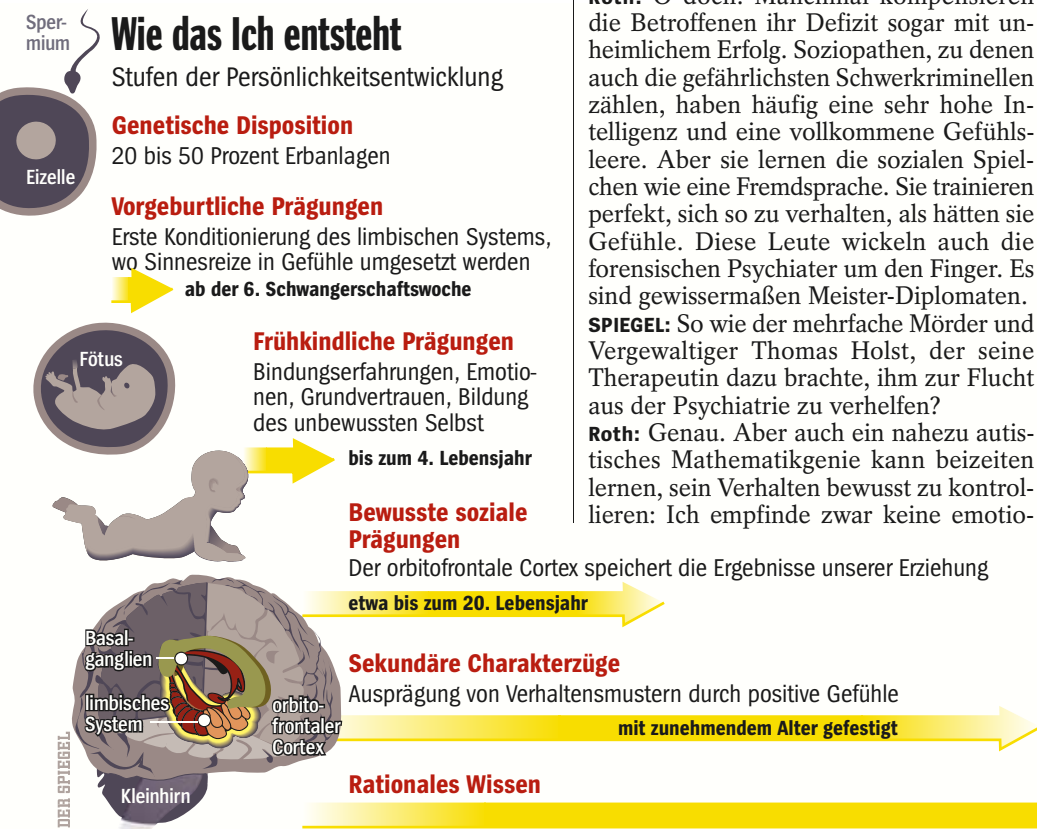
Roth: Es ist aber leider so. Aus der Entwicklungspsychologie wissen wir: Einen Heranwachsenden zu ändern ist sehr schwierig. Aber womöglich hat man bisher beim Versuch, Aggression aus der Persönlichkeit herauszuthrapieren, zu wenig berücksichtigt, dass sie auf unterschiedliche Weise dort hineingeraten sein kann.

SPIEGEL: Wie meinen Sie das?

Roth: Junge Männer können genetisch bedingt aggressiv sein. Oder sie haben niemals Geborgenheit erlebt und können Frust schwer ertragen. Oder sie haben in ihrer Umgebung gelernt, dass Aggression gut ist: Stiehl und haue und drängle dich vor, dann kommst du weiter. Manchmal kommt auch alles zusammen; das sind dann die fünf Prozent der notorischen jungen Gewalttäter, auf deren Konto mehr als die Hälfte aller schweren Straftaten geht. Die werden Sie durch Strafe nicht ändern.

SPIEGEL: Das klingt, als wäre Aggressivität ein unterschichtenphänomen. Dabei drangsalieren jähzornige Akademiker ihre Kinder, sadistische Chefs ihre Mitarbeiter.

Roth: Klar! Beim Vorgesetzten kommt es dann darauf an, ob ihm das in der Chefetage nachgesehen oder gar als Qualität ausgelegt wird. Hat einer mit aggressivem Auftreten zehn Jahre lang Erfolg, verfestigt sich das auf neuronaler Ebene. Die positiven Gefühle, die er erlebt, wenn er ande-





Nazi-Kriegsverbrechen*: „Atavistisch ein Blutbad anrichten“

re abkanzelt, sickern aus Regionen, die unser bewusstes Handeln steuern, in die Basalganglien ein. Auf diese Weise selbstständig sich alles, was wir häufig tun. So entstehen unsere sekundären Charakterzüge, natürlich immer im Rahmen unserer primären Persönlichkeit. Das geht beim Erwachsenen zwar viel langsamer als beim Kind, ist aber auch äußerst schwierig rückgängig zu machen. In dieser Hinsicht ist unser Ich eine Einbahnstraße.

SPIEGEL: Nachdem sich die Evolution gemeinhin keine Schnitzer leistet, muss diese Stabilität auch ihr Gutes haben.

Roth: Das Automatisierungsstreben unseres Gehirns ist zugleich eine der besten und schlechtesten Erfindungen der Evolution. Einerseits, weil wir über all die Dinge, die wir tun, nicht mehr nachdenken müssen. Andererseits kommen wir so von unseren schlechten Gewohnheiten nicht mehr weg.

SPIEGEL: Es sei denn, unsere Umgebung zwingt uns dazu?

Roth: Das wird aber kaum geschehen: Wenn Menschen erst einmal ihre Persönlichkeit ausgebildet haben, suchen sie sich fortan eher eine Umwelt, die zu ihnen passt, als dass sie sich ihrer Umwelt anpassen.

SPIEGEL: Und so mendelt sich eine Unternehmenskultur heraus?

Roth: Ja. Deshalb gibt es immer Probleme, wenn in einem Unternehmen mit einem neuen Eigentümer alles anders werden soll. Es hagelt Anordnungen, Appelle an die Einsicht, und die Mitarbeiter sagen sich: „Ich lass mir doch von diesem blöden Kerl nicht vorschreiben, wie ich meine Arbeit erledigen muss. Ich bin doch der Experte.“ Da schlägt das Unbewusste zu: Vielleicht liegen die Wurzeln tief in einem schwachen Ich, das sich bedroht fühlt vom Kommando anderer: Wollen wir doch mal sehen, wer hier das Sagen hat.

SPIEGEL: Was bleibt dem neuen Chef?

Roth: Leider nicht viel, und alle ehrlichen Personalchefs geben das sofort zu. Nur aus ökonomischen und politischen Gründen wird so getan, als wären wir flexibel und jeder könnte alles erreichen, wenn er bloß an sich arbeitet. Dem Vorgesetzten bleibt nur das Mittel der Belohnung. Das Erste, was er rauskriegen muss, ist die Belohnungsstruktur seiner Mitarbeiter. Denn vom ersten Tag des Lebens an fragt unser Hirn: Lohnt sich das für mich?

SPIEGEL: Dann muss der Chef ein guter Psychologe sein?

Roth: Aber hallo! Der eine will Lob, der andere befördert werden, der Dritte Pri-

villegien, der Vierte soziale Anerkennung. Mit dem muss man jede Woche mindestens einmal reden; er leidet, wenn er glaubt: Der Chef interessiert sich nicht für mich. Kommt die falsche Belohnung, ist sie wirkungslos, und der Laden läuft nicht rund.

SPIEGEL: Und Strafe hilft gar nicht weiter?

Roth: In der Regel geht Strafe nach hinten los. Meist wird sie als ungerecht empfunden; das erzeugt Rachegefühle. Die größte Crux ist: Man darf nie damit aufhören. Sonst merkt das Kind: Der hat aufgegeben. Strafe funktioniert nur, wenn man sie immer weitertreibt und willkürlich anwendet. Diktaturen haben das perfektioniert. Aber damit terrorisiert man Menschen nur. Man ändert sie nicht.

SPIEGEL: In Deutschland prägte die sogenannte schwarze Pädagogik mit ihrem Kasernenhofdrill ganze Generationen. Populäre Erziehungsratgeber um 1900 empfahlen, schreiende Babys nicht zu beachten oder sie zu züchtigen. Auf die Frage, warum unbescholtene Bürger in der Nazi-Zeit plötzlich die schlimmsten Verbrechen begingen, fand die Psychoanalytikerin Alice Miller Ende der siebziger Jahre die berühmte Antwort: „Am Anfang war Erziehung“...

Roth: ... und heute grübeln darüber auch wir Hirnforscher. Neurowissenschaftlich ist es durchaus denkbar, das Gros einer Generation zu psychisch instabilen Menschen zu erziehen, aus denen etwas Atavistisches herausbricht. Angenommen, all diese Menschen waren genetisch „normal“, dann

kann es eigentlich nur das gewesen sein. Viele Kinder erlebten wohl, weil es dem Abhärtungsideal entsprach, mit ihren Müttern keine stabile Bindung. Die schlimmste Folge davon ist die Unfähigkeit, die Gefühle anderer zu verstehen. Weil sich diese Fähigkeit im Wesentlichen nur im Wechselspiel zwischen Mutter und Baby entwickelt und die entsprechenden Hirnareale früh ausreifen, lässt sich dieses Defizit später nicht mehr richtig reparieren.

SPIEGEL: Diese Müttergeneration war aber doch selbst schon Opfer von Drill und Erniedrigung in der Erziehung.

Roth: Das ist ja das Fatale: Die Bindungserfahrung, die ich als Kleinkind mache, bestimmt zum großen Teil mein späteres Bindungsverhalten zu meinen eigenen Kindern. So wird eine schlechte Bindung von Generation zu Generation weitergegeben und kann sich dabei noch verstärken. Das könnte eine mögliche Erklärung dafür bieten, weshalb fast ein ganzes Volk versagt.

SPIEGEL: Auch Adolf Eichmann, oberster Organisator der Judenvernichtung, hat ja in seinem Prozess in Jerusalem die Erziehung als Erklärung angeführt.

Roth: Vieles spielt da zusammen: Man hatte gelernt, Befehle zu befolgen. Die Persönlichkeit war durch die überharte Erziehung gebrochen. Bei Männern führt das dazu, dass ihr kleingemachtes Ego sekundär groß wird. Und dann muss man – oder darf endlich – Dinge tun, die in der bürgerlichen Welt absolut tabu sind: völlig atavistisch ein Blutbad anrichten. Da kommt man in einen Rausch; der Mensch ist ja auch ein Raubtier. Da kommt die unterste Sohle zum Vorschein, wie Freud das so treffend ausgedrückt hat.

SPIEGEL: Und irgendwann greift im Gehirn der Mechanismus der Automatisierung?

Roth: So ist es. Am Anfang haben auch Wehrmachtsoldaten gezögert, wenn es hieß: Ihr müsst diese Polen oder Juden oder Russen erschießen. Aber irgendwann brauchte es keinen großen Druck mehr; es reichte der Befehlston, und sie taten es. Als Nächstes sollten sie Frauen, Kinder, Säuglinge töten. Nach ein paar Tagen war auch diese Barriere überwunden. Und zwei Wochen später brachten sie im Minutentakt die Leute um, wateten knöchelhoch im Blut, und abends gingen sie nach Hause und spielten Brahms.

SPIEGEL: Wollen Sie damit sagen, dieses totalitäre Regime konnte nur von Menschen errichtet und getragen werden, deren Persönlichkeit vom ersten Lebenstag an geschwächt wurde?

Roth: Alles, was man dazu herausgefunden hat, geht in diese Richtung. Ich glaube nicht, dass das Gros dieser Generation aus unserer heutigen Perspektive wirklich völlig normale Menschen waren. Ausgeglichene, bindungssichere Menschen hätten das eventuell gar nicht oder nicht in dem Ausmaß mitgemacht.

SPIEGEL: Herr Roth, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



Roth, SPIEGEL-Redakteurinnen*
„Der Mensch ist ja auch ein Raubtier“

* Oben: Wehrmachtsoldaten hängen Einheimische in Minsk (1941); rechts: Beate Lakotta und Katja Thimm, in Delmenhorst.

GERMANEN

Kleiner Wolf

Wie redeten die Goten?
Ein Prachtbuch, 1500 Jahre alt
und geschrieben mit
Silbertinte, bringt neue Einsichten
in die Sprache der Urahnen.

Mit einem Speziälschlüssel ent-
sichert die Kuratorin im Histo-
rischen Museum von Speyer die
Alarmanlage. Kalte Luft entströmt der
Vitrine, in der ein purpurgelbtes Per-
gament liegt. Es ist mit silberner und
goldener Tinte beschrieben. Merkwürdige
Zeichen prangen darauf.

Das lose Blatt gehört zu einem Pracht-
band, dessen Entstehung in die dunklen
Wirren der Völkerwanderung zurückreicht.
Edelsteine und Perlen zierten einst den
Einband, dessen Seiten aus den Häuten
von Zicklein bestehen. Verfasst ist der Co-
dex Argenteus („Silberbibel“) in Gotisch.

„Atta unsar thu in himinam, weihnai
namo thein“, beginnt dort das Vaterunser.
Fünf heißt „fimf“, schlafen „slepan“. Der
Codex gehört zu den ältesten germanischen
Texten überhaupt.

Etwa um Christi Geburt waren die Goten
von Südschweden aus zu ihrem märchen-
haften Wanderzug aufgebrochen, der sie
bis nach Rom und Toledo führte. Antiken
Quellen zufolge striegelten sie ihr Haar mit
ranziger Butter und frönten der Sauflust.
Bei Asterix tragen sie Pickelhauben und
sprechen Fraktur.

In Wahrheit weiß keiner, was damals
wirklich geschah. Fest steht nur, dass die go-
tischen Reiche komplett ausradiert wurden.

Entsprechend stolz ist das Museum auf
das neue Exponat. Über 30 Jahre lang lag
die Buchseite abgeschirmt im Tresor des
Bischofs von Speyer. Nun strömen Exper-
ten herbei, um das mit Pflanzensaft röt-
lich eingefärbte Blatt zu prüfen. „Gotische
Schriften sind höchst selten“, erklärt Guy
Tops, ein Professor aus Antwerpen. Kaum
zehn Manuskripte sind erhalten, die meis-
ten nur als Fetzen.

Auch die Silberbibel wurde gefleddert.
Das Blatt in Speyer ist die Schlussseite
mit dem Ende des Markusevangeliums.
Weitere 187 Bögen liegen heute in der
Universitätsbibliothek von Uppsala. Die
restlichen 148 sind spurlos verschwunden.

Aus diesen wenigen dünnen Tierhäuten
versuchen die Wissenschaftler nun neuer-
dings, die tote Sprache zu rekonstruieren,
die einst im Nordischen gesprochen wurde.
Gleich mehrere Projekte sind angelaufen:

► In Uppsala soll die Silberbibel Blatt für
Blatt mit Spezialekameras abgelichtet und
digitalisiert werden. Bislang gibt es nur

eine Faksimileausgabe mit Schwarz-
weißfotos von 1927.

► Die Universität von Antwerpen arbei-
tet an einem Wörterbuch, einer Art Du-
den in gotischer Sprache.

Aber auch die Archäologen liefern neue
Spuren. Sicher ist mittlerweile, dass die Go-
ten zuerst über die Ostsee nach Pommern
vorrückten. Von dort breiteten sie sich
entlang der Weichsel Richtung Schwarzes
Meer aus. Am Ende des 5. Jahrhunderts
kam auch das schwächelnde Rom unter die
Räder: Jäh brach der Ostgote Theoderich
der Große in das zerfallene Imperium ein

und spielte den neuen Cäsar. Die West-
goten zogen bis nach Spanien und gründe-
ten dort ein glanzvolles Königreich. All das
zerfiel zu nichts. Der Wiener Historiker
Herwig Wolfram spricht vom „totalen
Scheitern“ der gotischen Mission.

Dabei waren gerade diese Germanen
so hoffnungsvoll gestartet. Bereits um 370
nach Christus gelang ihrem Stammesführer
Wulfila („kleiner Wolf“) eine kulturelle
Großt. Geboren als „Barbar“ irgendwo
nördlich der Donau, stieg er bis zum Bi-
schof auf und übersetzte die Bibel aus dem
Griechischen in seine Heimatsprache.

Weil seine Landsleute nur un-
gelenke Runen kannten, erfand
der Ur-Luther eine eigene Schrift.
Sie ist eine Mischung aus Runen,
lateinischen sowie griechischen
Lettern. 3640 verschiedene Go-
ten-Worte haben die Experten
mittlerweile aus den alten Manu-
skripten entziffert. Brotlaib hieß
„hlaifs“, Tag schlicht „dags“. Den
Ausdruck Evangelium verschliff
Wulfila zu „aiwaggeljo“.

Nur zu gern würden die Ex-
perten mehr Textproben besit-
zen, doch die meisten sind längst
vergammelt. Von der Silberbibel
ist bekannt, dass sie um 520 nach
Christus in Norditalien hergestellt
wurde. Im Mittelalter geriet sie
ins Kloster Werden an der Ruhr.

Die Benediktinermönche gin-
gen mit dem einzigartigen Sprach-
denkmal allerdings wenig pfleg-
lich um. Aus Geldnot rissen sie
immer wieder einzelne Bögen her-
aus und verkauften sie. Schließ-
lich erwarb der deutsche Kaiser
Rudolf II. die übriggebliebenen
187 Seiten und brachte sie auf
seine Burg nach Prag.

Lang währte die Freude nicht.
Am Ende des Dreißigjährigen
Krieges standen schwedische Sol-
daten vor der Schlosstür und ver-
schleppten das germanische Edel-
Testament Richtung Norden. So
gelangte es nach Uppsala.

Nur wo sind die restlichen
Seiten geblieben? Von Mainz bis
nach Italien haben die Forscher
Abteien und Kirchenverliese
durchsucht. Zutage kam aber nur
das eine dürre Blättchen, das
jetzt in Speyer liegt. Man fand es
im Dom der Stadt versteckt in ei-
ner Holzkiste unter dem Fußbo-
den eines Altars.

Dieses farbige Pergament wird
nun im Museum in einem Schau-
kasten gezeigt – allerdings nur als
Kopie. Wer das echte Blatt sehen
will (das in einer Schublade im
Unterbau der Vitrine liegt), muss
triffige Gründe nennen.



Bibelübersetzer Wulfila*: Gottes Wort in Gotisch



Wulfila-Blatt aus Speyer: „Atta unsar thu in himinam“

* Buchillustration aus dem 18. Jahrhundert.



FILM

Sommer der Rekorde

In Hollywood herrscht Hochstimmung, denn der Kinosommer 2007, der Anfang Mai begann und in dieser Woche zu Ende geht, übertrifft alle Erwartungen. Über vier Milliarden Dollar werden die in dieser Zeit gestarteten Filme wohl in die Kassen bringen – und damit den bisherigen Rekordsommer 2004 deutlich übertreffen. Rund 600 Millionen verkaufte Kinokarten, vier Filme, die mehr als 300 Millionen Dollar einbrachten, mindestens 13 Filme, denen es gelang, die 100-Millionen-Dollar-Grenze zu überschreiten, darunter das Filmmusical „Hairspray“ mit John Travolta. Die Erfolgsmeldungen reißen nicht ab. Herrschte vor dem Sommer noch Unsicherheit, ob die Flut an Fortsetzungen die Zuschauer ermüden würde, so trugen gerade die Blockbuster „Spider-Man 3“, „Fluch der Karibik 3“ und „Shrek der Dritte“ maßgeblich zum Gesamtergebnis bei. Der Thriller „Das Bourne Ultimatum“, der dritte und angeblich letzte Teil der Agentenserie mit Matt Damon, wird mit über 200 Millionen Dollar Einspiel in den USA und Kanada sogar seine beiden Vorgänger



Damon bei einer Film Premiere in Berlin, „Hairspray“-Szene mit Travolta (l.)

weit hinter sich lassen. Teure Flops wie die Komödie „Evan Allmächtig“ oder den Animationsfilm „Könige der Wellen“ gab es nur wenige, dafür spielten einige Komödien mit niedrigem Budget wie „Beim ersten Mal“ oder „Superbad“ ein Vielfaches ihrer Produktionskosten ein. Der Kino-Boom hat in Hollywood allerdings sofort einen neuen Gigantismus ausgelöst: Für ein Budget von 150 Millionen Dollar dreht Steven Spielberg gerade „Indiana Jones 4“ (der bisher letzte Teil von 1989 hatte weniger als ein Drittel dieser Summe gekostet), für fast 200 Millionen Dollar realisiert der „Titanic“-Regisseur James Cameron sein langerwartetes Science-Fiction-Epos „Avatar“. Mit grenzenloser Selbstsicherheit vertraut Hollywood nun wieder einem uralten Erfolgsrezept: Wenn wir das Geld zum Fenster rauswerfen, kommt es durch die Tür wieder herein.

LITERATUR

Und nun die Enkelin

Der Briefroman „Geh, wohin dein Herz dich trägt“ machte die italienische Schriftstellerin Susanna Tamaro 1994 auf einen Schlag berühmt. Die Briefe der Großmutter Olga an ihre in Amerika weilende Enkelin Marta wurden ein Weltbestseller. Nun liegt die Fortsetzung der Geschichte vor, mit einem Titel, der wiederum eine Aufforderung zum Ausdruck bringt: „Erhöre mein Flehen“.

Diesmal ist es nicht die Großmutter, die als Ich-Erzählerin auftritt, sondern die Enkelin. Damals befand sich Marta auf der Flucht vor der großmütterlichen Fürsorge und lebte ganz in dem Bestreben, aus den Schatten ihrer Familiengeschichte hervorzutreten. Nun kehrt

sie nach Hause zurück und begibt sich nach dem plötzlichen Tod ihrer Großmutter auf die Suche nach ihrer wahren Herkunft: Wie ist ihre Mutter gestorben? Wer ist ihr Vater? Marta weiß fast nichts über ihre Eltern, bis sie die Tagebücher der Mutter findet. Sie handeln vom Leben in den siebziger Jahren, von feministischen Gruppierungen, einer Abtreibung, einer gescheiterten Liebesbeziehung. Auch ein Brief an die eigene Tochter taucht auf ... Eine unruhige Spurensuche beginnt, die Marta über die Bekanntschaft mit ihrem Vater, einem zynisch gewordenen Linksinтеллектуellen, bis nach Israel führt. Schade nur, dass die Metaphern immer wieder ins Sentimentale abgleiten. So träumt Marta davon, als stille



Weide an einem Fluss zu stehen und „der Nachtigall und dem Teichrohrsänger Gastfreundschaft“ zu gewähren. Dennoch: Susanna Tamaro, 49, legt die Unterschiedlichkeit der Sichtweisen von Großmutter, Eltern und Tochter behutsam frei, ohne sie gegeneinander auszuspielen. So führt sie dem Leser vor Augen, dass es eine Familiengeschichte mit Anspruch auf eine objektive Wahrheit nicht gibt. Jede Figur vertritt ihre eigene subjektive Wahrheit. Aus den entstehenden Widersprüchen bezieht der Roman eine nicht unbeträchtliche Spannung.

Susanna Tamaro: „Erhöre mein Flehen“. Aus dem Italienischen von Maja Pflug. C. Bertelsmann Verlag, München; 224 Seiten; 16,95 Euro.

DREHBERICHT

Der Lübeck-Clan

Filmen ist ein schmutziges Geschäft. Wer dieser Tage nach Lübeck fährt, wo gerade Thomas Manns „Buddenbrooks“ abgedreht werden, dem begegnen in den Gassen des strukturschwachen Hansestädtchens zerlumpte Gestalten mit dreckigen Fingernägeln und verschmierten Gesichtern. „Alle armen Leute bitte wieder in den Hof“, ruft die Set-Anweiserin, und das Filmprekariat kriecht klaglos durch einen engen Gang in den Hinterhof, wo Regisseur Heinrich Breloer gleich den kuchensüchtigen Diabetiker Senator Möllendorpf mit einer Torte zu Tode bringen wird. In sicherer Entfernung sitzt mit Reifrock und Strohhut die Schauspielerinnen Jessica Schwarz alias Tony Buddenbrook und rümpft die Nase über den „echt krassen Kräutergeschmack“, der aus der Grube dringt. Doch nicht nur den Schauspielern, auch den Anwohnern nötigt der Dreh einiges ab. Straßenzüge werden gesperrt, Verkehrschilder, Lampen, Blitzableiter entfernt.



„Buddenbrooks“-Darsteller

Der Bürgermeister hat die Einheimischen um Verständnis für den ganzen Aufwand gebeten. Die 15-Millionen-Euro-Produktion ist für seine Stadt ein gutes Geschäft. Bei einer Arbeitslosenquote von fast 13 Prozent und 484 Millionen Euro Schulden können die Lübecker Aufmunterung gebrauchen. Breloer hat angedeutet, dass er die Geschichte der Kaufmannsfamilie Buddenbrook nicht nur als Verfallssaga erzählen, sondern ihre Konkurrenten, die Hagenströms, als Modernisierungsgewinner darstellen will. Thomas Manns Familienroman als neoliberaler Wirtschaftskrimi, eine Art „Buddenbrook-Clan“ fürs globalisierte 21. Jahrhundert? Man weiß es nicht, denn das undurchsichtige Geschäftsgebaren der mit der PR betrauten Agentur boxfish erinnert eher an die Getreidezockereien aus der „Buddenbrooks“-Zeit. Immerhin: Breloers Befürchtung, dass ihrer Nachtruhe beraubte Lübecker „die Nachttöpfe über uns ausgießen“, erwies sich als unbegründet. Das liege möglicherweise daran, sagt der Bürgermeister, dass die wenigsten noch welche auf Lager haben. Breloer sollte sich an den weisen Rat eines alten Buddenbrook erinnern: „Mein Sohn, sey mit Lust bey den Geschäften am Tage, aber mache nur solche, dass wir bey Nacht ruhig schlafen können.“

MALTE HERWIG



KUNSTMESSEN

„Neuer Markt“

Messegründer Lorenzo Rudolf, 48, über seine neue Verkaufsschau für Gegenwartskunst in Shanghai

SPIEGEL: Herr Rudolf, Sie haben früher die Messe Art Basel geleitet und deren legendären Ableger in Miami erfunden. Von London bis Dubai haben sich ähnliche Marktplätze etabliert. Am 6. September feiert Ihre „ShContemporary“ in Shanghai Premiere. Braucht die Welt noch eine Verkaufsschau für Kunst?

Rudolf: Wir haben tatsächlich zu viele Kunstmessen. Überall präsentieren dieselben Galerien dieselben Künstler mit der immer gleichen Kunst. In Shanghai bieten wir eine neue Plattform, etwas,

das sich unterscheidet. Die Kunstwelt hat sich verändert, es zählt nicht allein der Geschmack des Westens.

SPIEGEL: Kunst aus China wird auch auf New Yorker Auktionen angeboten. Sie und Ihre Mitinitiatoren sind Europäer. Worin besteht denn der Unterschied?

Rudolf: Asien boomt ökonomisch und künstlerisch. Wir zeigen die Vielfalt dieser Kunst und nicht nur das, was in Mode ist. Die Galeristen – darunter sind auch westliche – dürfen nicht einfach irgendetwas mitbringen. Sie mussten sich mit regelrechten Kunstprojekten bewerben.

SPIEGEL: Setzen Sie auf den Nachholbedarf asiatischer Sammler oder auf den globalen Kunst-Jetset?

Rudolf: Natürlich haben wir auch die internationalen Sammler im Auge. Wir wollen aber genauso das kunstinteressierte asiatische Publikum begeistern. Außerdem reizt es uns, eine neue Käuferschicht aus Asien zu gewinnen, die gebildet und wohl-

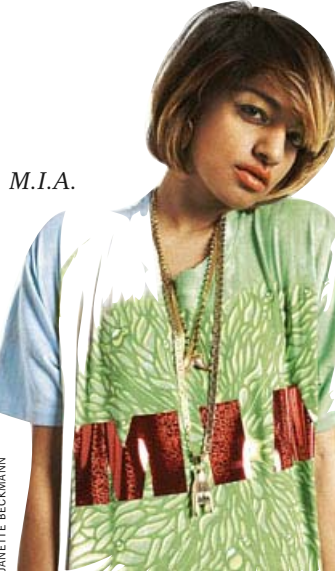


Gemälde der

POP

Regnende Kalaschnikows

Das zweite Album der britischen Popsängerin M.I.A. (nicht zu verwechseln mit der lustigen Elektropop-Gruppe Mia aus Berlin) scheint wie gemacht für die engagierten Feuilletons des 3sat-Formats „Kulturzeit“: Weil die US-Einwanderungsbehörde der 30-jährigen Musikerin, die in London und Sri Lanka aufgewachsen ist, die Einreise in die USA und damit die Zusammenarbeit mit dem Produzenten Tim-



M.I.A.

JANETTE BECKMANN

baland untersagte (M.I.A.s Vater ist Mitbegründer einer tamilischen Befreiungsgruppe, US-Grenzer mögen keine Terroristen), begab sich die Sängerin auf eine einjährige Entdeckungsreise. In Jamaika, Trinidad, Australien, Afrika und Indien studierte sie Alltag und revolutionäres Potential der Menschen, die jenseits der Kettenhotels und touristischen Zentren leben, und brachte jede Menge fremd klingender Samples und Sounds mit, die sie mit Sprechgesang und aggressiven Beats zu einer modernen Form von Weltmusik vermischt. Wie sein Vorgänger „Arular“ (2005) sieht das neue Album „Kala“ hübsch bunt aus: Es regnet Kalaschnikows, um das Konterfei der Sängerin läuft der Slogan „Fight on!“.

Der Zauber von „Kala“ aber liegt darin, dass es nicht nur wunderbar engagiert klingt, sondern auch politisch desinteressierte Teenager dazu wunderbar tanzen können. M.I.A. sagt: „Hört auf, über die Dritte Welt zu quatschen. Fahrt hin, und macht euch euer eigenes Bild.“ Wow! Fazit: Ein grandioses Popalbum kommt auch ohne gute Geschichte aus.



Koreanerin SEO

GALERIE MICHAEL SCHULTZ

Kultur

dem Zusammenbruch der New Economy vor einigen Jahren ...

SPIEGEL: ... litt der Kunstmarkt.

Rudolf: Aber anschließend haben viele Anleger erst recht in Kunst statt in Aktien investiert. Jetzt war die Erschütterung eher klein. Die wichtigen Sammler kommen, da hat keiner abge-sagt. Ob sie kaufen, hängt von der Stimmung vor Ort ab, von der Qualität des Angebots.

SPIEGEL: Die Messe in Miami ist berühmt für ihre Partys. Was wollen Sie dem entgegensetzen?

Rudolf: Als ich die Messe in Miami konzipierte, ging es auch darum, dem wachsenden Spaß an einem gewissen Lifestyle Rechnung zu tragen. Nun hat das Rambazamba dort ein Ausmaß angenommen, das kaum zu kontrollieren ist. Wir wollen das Begleitprogramm in einem seriösen Rahmen halten, es darf nie Selbstzweck sein.

SPIEGEL: Für die Messe mieten Sie ein Gebäude an, das für Mao errichtet wurde. Eine heikle Kulisse.

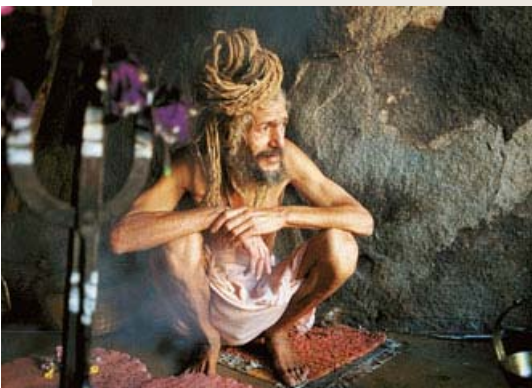
Rudolf: Stalin ließ das Haus bauen und schenkte es Mao: ein eindrucksvoller Ort vor einer modernen Skyline. Beim Haus der Kunst in München beurteilt auch niemand Schauen nach dem Entstehungsdatum der Architektur: 1937.

habend ist, aber bislang nicht sammelte. Denn klar: Wir wollen einen neuen Markt erschaffen.

SPIEGEL: Wie wird sich die derzeitige Nervosität an den Börsen auswirken?

Rudolf: Sicher gibt es die Relation zwischen Kunst- und Finanzmarkt. Wir erleben Turbulenzen, aber vielleicht spüren wir sogar positive Wirkungen. Nach

Kino in Kürze



KOOL FILMDISTRIBUTION

Szene aus „Hippie Masala“

„Hippie Masala“ porträtiert jene Rebellen der Wohlstandsgesellschaft, für die der „Summer of Love“ nie zu Ende geht. Ohne Geld oder Papiere zogen sie vor drei Jahrzehnten weg von ihren starken Vätern oder den juristischen Nachspielern ihres Drogenkonsums gen Osten bis nach Indien, ließen sich dort nieder. Wenn der sizilianische Yogi Cesare über Kaffee spricht, der Holländer Robert in

der Wildnis Jazz spielt oder Hanspeter, Bauernsohn aus dem Emmental, am Fuße des Himalaya die Käseproduktion aufnimmt, trotzen sie der Fremde ein Stück Heimat ab. Verschmitzt beobachten die Schweizer Ulrich Grossenbacher und Damsaris Lüthi in ihrer Dokumentation, wie zwar die Idealisten der Jugendbewegung an Leib und Seele altern, die Verlockungen des Lebens fern der Zivilisation aber zeitlos bleiben.

„28 Weeks Later“, also nach mehr als einem halben Jahr, kehrt die Hoffnung zurück nach London, wo ein bissiges Zombie-Virus wütet und friedliche Briten zu Bestien macht. Zum Glück rückt das US-Militär mit Spezialisten an. Juan Carlos Fresnadillos saftige Horror-Apokalypse ist eine Fortsetzung von „28 Days Later“, dem B-Movie-Ausflug von „Trainspotting“-Regisseur Danny Boyle. Sein Nachfolger bietet jede Menge Splatter-Motive, spickt das Gemetzel aber – unüblich für das Genre – mit komplexen moralischen Konflikten.



MARIO SPADA

Schriftsteller Saviano (M.), Leibwächter (in Rom): „Die Leute haben ihre Welt in meinem Buch erblickt“

MAFIA

Der Müll und die Macht

Mit dem Reportageband „Gomorrha“ hat der 28-jährige Roberto Saviano das Krakensystem der Camorra in seiner Heimat beschrieben – und den erbarmungslosen, hochartistischen Realismus in die Literatur zurückgebracht, nicht nur in Italien.

Personenschutz dritten Grades bedeutet, ständig zwei Leibwächter auf der Pelle zu haben, eine Wohnung ohne Adresse und vor der Tür ein gepanzertes Fahrzeug. In Italien leben viele ein Leben im „dritten Grad“ – Staatsanwälte, Richter, Kronzeugen. Aber nur ein Schriftsteller.

Er heißt Roberto Saviano und hat bislang 800 000 Bücher in Italien verkauft.

Sein Reportageroman „Gomorrha. Reise in das Reich der Camorra“ ist verschlungen worden wie zu anderen Zeiten die Worte eines Propheten*. In Neapel sprühten sie sein Porträt an die Häuserwände und schrieben drunter: „Hört ihm zu“. Die Leute lasen das Buch am Strand, im Bett und unter der Schulbank. Sie lasen sich die Geschichten über Morde, über von Shanghai bis Medellín versponnene Untergrundökonomie,

über Korruption gegenseitig vor, und sie sagten: Das kann nicht wahr sein.

Und im nächsten Satz sagten sie: Genau so ist es. „Die Leute haben ihre Welt in dem Buch entdeckt“, meint Roberto Saviano, der Autor. „Nichts ist erfunden. Aber niemand hat es ihnen je erzählt.“

Und deswegen lebt dieser Roberto Saviano, als Arztsohn aufgewachsen in Casal di Principe bei Neapel und niedergestiegen in die Sümpfe der Camorra, seit knapp einem Jahr an einem geheimen Ort, wie einst Salman Rushdie und wie, zeitweise, der türkische Nobelpreisträger Orhan Pamuk.

„Bei Überschwemmungen wird zuerst das Trinkwasser knapp. Absurd, oder? Genau so ist es mit der Mediengesellschaft. In der Flut der Meldungen geht die konsumierbare Information unter. Der Schriftsteller kann die Flut in Trinkwasser ver-

wandeln. Der Schriftsteller ist nicht gefährlich, weil er etwas aufdeckt, sondern weil er es den Leuten erzählt. Deswegen werden Pamuk, Rushdie, Politzkowskaja verfolgt.“

Das sagt Saviano, irgendwo in Rom, und scheint völlig vergessen zu haben, dass auch er in dieser Märtyrergalerie hängt.

Saviano sieht aus wie jemand, der gern älter wäre. Ein Frühweiser. Nur wenn er lacht, hat man einen 28-Jährigen vor sich. Anfangs habe er Angst gehabt. Jetzt nicht mehr. Die Wörter schützen ihn, seine



GAMMA / LAIF (L.); NYT / REDUX / LAIF (R.)

Autoren Pamuk, Rushdie
Leben an geheimen Orten

* Roberto Saviano: „Gomorrha. Reise in das Reich der Camorra“. Aus dem Italienischen von Friederike Hausmann und Rita Seuß. Carl Hanser Verlag, München; 368 Seiten; 21,50 Euro.



RICCARDO SIANO / ROPI

Camorra-Mordopfer (in Neapel, 2006): *Alles bekannt, nichts aber wirklich erzählt*

Bücher, der Ruhm: „Die Camorra ist intelligent. Sie verschwindet, wenn alle hinschauen. Und noch schauen alle auf mich.“

In Spanien steht das Buch auf Platz eins der Bestsellerliste, in den Niederlanden auf Platz drei. Jetzt ist es, in gelungener Übersetzung, auch in Deutschland erschienen.

Die erzählte Wahrheit ist gefährlich, weil sie die Information zur Waffe macht. Das ist Savianos Credo. Wenig von dem, was er erzählt, war gänzlich unbekannt. Nur wusste außerhalb Neapels keiner, dass verstorbene Chinesen tiefgefroren im Container zurück in ihre Heimat verschifft werden. Dass ganze Stadtteile am Fuß des Vesuv vom Kokaindealen leben und Opa, Mama, Tochter abends Portionstütchen kleben. Und dass die jungen Killer der Camorra sich inzwischen wie John Travolta kleiden und ihren Opfern mit flachem Lauf in den Unterleib schießen. Das ist zwar brutal, aber das macht man so in den Filmen von Quentin Tarantino.

„3600 Tote seit ich geboren bin“: Die Camorra hat mehr Menschen umgebracht als die sizilianische Mafia, mehr als die al-

banischen, russischen, kalabrischen Familien, mehr als die Roten Brigaden, die Eta oder die IRA. Sie ist präsent in Berlin, New York, in Kolumbien, auf dem Balkan und in China.

Alles war bekannt, nichts wirklich erzählt – bis „Gomorrha“ erschien. „Ich wollte die Wirklichkeit schreiben, als wäre sie ein Roman. Wie es Truman Capote in ‚Kaltblütig‘, Primo Levi über Auschwitz oder Michael Herr über Vietnam gemacht haben. Alles musste stimmen. Die Namen, die Fakten, meine Empfindungen.“

Hannah Arendt schrieb, Verstehen heiße, der Wirklichkeit ins Gesicht zu schauen und ihr zu widerstehen. Saviano beruft sich auf die deutsche Philosophin. Er schaut und schreibt und bleibt beim Ich, „die Architektur der Gewalt offenlegen, ohne Metaphern, ohne Umschreibungen, allein mit dem scharfen Instrument der Schrift“.

Da ist eine Szene, wie in Neapels Drogenviertel Secondigliano eine Fixerin ihren Freund aus dem Koma erweckt, indem sie sich ihm übers Gesicht setzt und ihn vollpiss: „Ich habe es gesehen.“

Da drückt ein Camorra-Pate seinem Architekten eine Videokassette des Mafia-Films „Scarface“ in die Hand und will auch so ein Haus gebaut haben: „Ich bin dort gewesen.“

Da bricht für einen Sweatshop-Schneider eine Welt zusammen, als er im Fernsehen eine der Gala-Roben wiedererkennt,

die er für einen Mittelsmann im Akkord genäht hatte: auf dem Körper von Angelina Jolie bei der Oscar-Zeremonie. „Ich kenne ihn. Er heißt Pasquale.“

Manchmal gibt Saviano Geschichten wieder, die ihm nur erzählt wurden. Dennoch hat es keine einzige Gegendarstellung gegeben. Keine Zeile musste in den neueren Auflagen verändert werden. „Ich weiß, und ich habe Beweise“, heißt es in „Gomorrha“. „Ich kenne das Fundament, auf dem die Wirtschaft ruht, und ich kenne ihren Geruch. Den Geruch von Sieg und Erfolg. Ich weiß, woher das Geld kommt. Ich weiß.“

„Gomorrha“ ist Tagebuch, Bericht, Essay, Zeugnis, Reportage, Prosagedicht in einem. Saviano schreibt stilsicher, ohne Manierismen und Metaphernsucht, verbindet unmerklich Anschauung und Nachdenken. Eine journalistische Passage über Unfälle auf dem Bau weitet sich plötzlich zu einem vom Meister Pasolini inspirierten Prosagedicht. Sechs Jahre lang hat Saviano an seinem Buch gearbeitet. Er las Hannah Arendt und Uwe Johnson. Und er fuhr mit seiner Vespa in die Wirklichkeit.

Der Dichter verdingte sich als Hilfsarbeiter. Der studierte Philosoph hörte Polizeifunk, setzte sich in die Gerichtssäle, studierte Ermittlungsakten und fuhr morgens um fünf durch den Hafen, um illegale Kartons zu bunkern. Er will verstehen.

Er heuert an bei Handtaschenschmuggeln. Er betastet die Eigenartigkeit von Einschusslöchern einer Kalaschnikow („fressen sich mit ganzer Wucht in die Panzer-

Autoren Arendt (1969), Capote (1965)

„Der Wirklichkeit ins Gesicht schauen“



AP (L.); EVERETT COLLECTION/AGENCE PRESS



„Angst vor dem Erwachen“

Autor Saviano über die Mafia-Morde von Duisburg

Deutschland war schon immer ein lohnendes Investitionsziel – für die Mafia. Kaum ein italienischer Mafia-Boss, der sein Geld nicht in Deutschland angelegt hätte, in Textilien, Drogenhandel, Bau, Tourismus, Transportwesen.

Dass jetzt nicht nur investiert, sondern getötet wird, ist neu.

Die Mörder von Duisburg dürften dabei weder den Bossen der 'Ndrangheta noch der Camorra gefallen haben. Es war ein Massaker, das von einer einzigen Familie beschlossen wurde. Womöglich kämpften Strangios gegen Strangios, eine innere Angelegenheit von San Luca.

Mittlerweile ist Deutschland zu einem Territorium geworden. Wenn ein Gebiet zum Territorium wird, hat das für jemanden, der in bestimmten Teilen Italiens geboren wurde, eine ganz präzise Bedeutung.

Territorium ist nicht nur ein Gebiet, ein Land, eine Stadt, ein Staat, in denen man Geschäfte macht, sondern es ist ein Ort, der kontrolliert wird, in dem man Wurzeln schlägt. Das geschieht nun in Deutschland. Das Verbrechen betrachtet ein Territorium als das eigene, als gehörte es schon den Vätern, den alten Allianzen.

Betrachtet man das Blutbad von Süditalien aus, wird es zur vorhersagbaren Tragödie. Die deutsche Entrüstung darüber ist ein wenig blauäugig und ein wenig verlogen – denn Hinweise gab es reichlich.

Die Mafia ist längst in Deutschland. Es investieren die Clanmitglieder, die sogenannten 'Ndrine der Locride, es investieren die Clans von Secondigliano, es investieren die Männer der Casalesi. Dass Deutschland erst jetzt anfängt, dies zu begreifen, ist schwer zu erklären. Dutzende flüchtige Straftäter wurden bereits auf deutschem Boden festgenommen.

Deutschland war Aktionsgebiet eines Mannes wie Giuseppe R., in seinem Dorf als Peppe o'Padrino bekannt, der am 9. September 2003 verhaftet wurde. Dieser Mann, dessen Operationsgebiet zwischen Salzburg und München lag, war in der Lage, Dutzende Bauunter-

nehmen zu leiten. Er war verwickelt in die ehrgeizigsten Projekte der Camorra-Clans in Deutschland. Alessandro N. zum Beispiel, ein Mann des Mafia-Bosses Francesco Schiavone, genannt Sandokan, wurde erst im November letzten Jahres in Frankfurt verhaftet.

Mittlerweile fließt das Kokain nicht mehr von Italien nach Deutschland, sondern umgekehrt. Mittels Autokurierern, die das Kokain nach seiner Ankunft von den deutschen, holländischen und spanischen Häfen abholen. Der deutsche Kokainmarkt befindet sich in starker Expansion.

Während das Heroin einstmals von den Sizilianern der Cosa Nostra sowie von Türken und Pakistanern geliefert wurde, ist Kokain nun kalabrisch oder

der Thomaskirche, der Kirche, in der einst Johann Sebastian Bach wirkte, zu Beratungen getroffen.

Die Landkarte der Clans ist sehr einfach zu rekonstruieren. Die Camorra rühmt sich einer bereits mehr als 20-jährigen Präsenz. Sie ist in München tätig, in Düsseldorf, in Dortmund und in Freiburg.

Die ganze Situation hat ein Ausmaß erreicht, das nur noch schwer einzudämmen ist. In Wirklichkeit hat Deutschland eine panische Angst davor, aufzuwachen und zu erkennen, wie sehr es schon Italien ist.

Was tun? Die Deutschen italienischer Herkunft und die neuen italienischen Einwanderer in Deutschland sind in Wirklichkeit die einzige echte Kraft gegen die Mafia. Gerade weil sie die Mechanismen der Mafia kennen, können sie sie aufspüren und anzeigen.

Die Tragödie besteht darin, dass das Massaker von Duisburg trotz seiner Abscheulichkeit bis heute eine harmlosere Tat der Mafia in Deutschland ist. Es ist eine blutige Auseinandersetzung innerhalb einer Familie, das ist alles. Weit gefährlicher ist die Art, mit der die Mafia bereits den deutschen Markt durchsetzt hat, zum Beispiel, wenn es um die Vergabe öffentlicher Aufträge geht.

Die Mafia hat keine Farbe. Sie ist nie in der Opposition. Nur ab und zu lassen

sich Verbindungen zwischen der Politik und den kriminellen Organisationen erkennen, zum Beispiel als ein CDU-Politiker von einem Pizzabäcker in Stuttgart, einem Mann der 'Ndrangheta, unterstützt worden war.

Der deutschen Regierung kommt heute im Rahmen der europäischen Gemeinschaft die Verantwortung zu, das Problem der Mafia als eine europäische und nicht nur italienische Priorität anzuerkennen. Was Italien nicht gelang, muss und wird nun Deutschland tun. Die Macht der italienischen kriminellen Organisationen hat ihre Territorien überall, in Madrid und Mailand, in London und Berlin. Ihr Territorium ist der Globus – da ist keiner ausgeschlossen.

© 2007 by Roberto Saviano



Mordopfer in Duisburg: „Deutschland ist Territorium der Mafia“

neapolitanisch. Die Allianz zwischen den beiden Mafia-Organisationen existiert bereits: Es genügt zu wissen, dass der Hafen von Salerno in Kampanien dank der Camorra auch der 'Ndrangheta zur Verfügung steht. In Deutschland hat sich diese Zusammenarbeit in unerhörter Weise verfestigt. Und es ist in Deutschland, wo die beiden am wenigsten bekannten, doch gleichwohl mächtigsten Mafia-Organisationen eine Allianz geschlossen haben.

Europol erklärt, dass nach dem Massaker von Duisburg die Beziehungen zwischen den Neapolitanern und den Kalabriern Risse bekommen könnten, denn den neapolitanischen Bossen gefällt diese plötzliche Aufmerksamkeit überhaupt nicht. Neapolitaner und Kalabrier haben sich in Leipzig in der Nähe

scheiben, hohlen sie aus wie nagende Holzwürmer, die anschließend wieder verschwinden“).

Und er erzählt auch von den Gerechten zu Gomorra. Von Don Peppino, jenem Pfarrer, der in seiner Kirche mit fünf Kugeln ermordet wurde, weil er den Mördern die Sakramente verweigerte.

Um der kalten Megalomanie eines Paten nachzuspüren, ist Saviano in die verlassene Villa des Müll- und Koksbosses Walter Schiavone geschlichen: „Ich sah vor mir die trägen Nachmittage in diesem wüsten Land, das nur Geschäftemacherei und korrupte Politiker kennt.“

Dieses Land muss man nicht mit der Seele suchen.

Es genügt, die Autostrada del Sole nördlich von Neapel, beim Abzweig Caserta, zu verlassen. Da liegt Müll, als wäre ein Vulkan in eine Deponie gefahren, in Wällen entlang den Straßen, als hauchdünner Belag über den Melonenfeldern, als noch schwelende Haufen Asche vor den Schulen und Siedlungen.

Man sieht Matratzen, zerborstene Erntekästen aus Hartplastik, aufgeplatzte Säcke. Nicht sieht man die Schwermetalle, das Cadmium, die Lackrückstände, Rauchgasniederschläge, Gerbereischlämme, die in Jahrzehnten aus Norditalien hierhergeschleppt wurden und in den Boden eingedrungen sind. Einen Boden aus Vulkanerde, so fruchtbar, dass die alten Römer diesen Landstrich „Campania felix“ nannten, glückliches Kampanien.

Hier ist Saviano mit seiner Vespa umhergefahren und hat das Land mit allen Sinnen abgetastet. Man atmet Camorra, wenn die wilden Müllhaufen schmoren. Man schmeckt Camorra auf der Zunge, wenn die Dioxinwerte im Büffelmozzarella so hoch sind, als wären die Tiere in Seveso aufgewachsen. Man spürt Camorra unter den Füßen, wenn im Wald, am Strand Müllreste knirschen.

„Der Müll hat den Bauch Süditaliens aufgebläht, geweitet wie den Bauch einer Schwangeren, in dem sich nie ein Fötus entwickeln wird“, schreibt Saviano. Es ist eine Verwüstung von Land und Leuten im biblischen Ausmaß.

Es ist ein großer Gesang über „das System“, diesen rasenden Kreislauf von Kapitalströmen und Handelsoperationen über alle Grenzen hinweg, von illegalen Absprachen, Korruptionen, Fälschungen, von Erpressung, Mord und Gegenmord und Gegengegenmord. Die Grenzen zwischen

Camorra und Parteienstaat und Unternehmertum verschwimmen, lösen sich unter seinen Sätzen auf, dass es einen schwindelt. Auf den 368 Seiten entsteht ein Mahlstrom von Drogen, Blut, Zement und Müll, der sein Zentrum in der „Campania felix“ hat und den Landstrich zermartert, Tag für Tag. Saviano weiß und schreibt.

Er sagt: „Nirgendwo sonst in der westlichen Welt lagert mehr illegaler Abfall und Giftmüll als hier. Das entspricht einem 14 600 Meter hohen Berg auf einer Grundfläche von drei Hektar. Es wäre der höchste Berg der Erde.“

Die Camorra kauft Brachland für Deponien, kontrolliert die Müllabfuhr, makelt Giftmüll und beseitigt ihn diskret, wie sie

viano, „wo wahr ist, was Geld einbringt, und das eine Lüge, was einen zum Verlierer macht“.

In diesem von Gott verfluchten Land sind die Retter längst erschossen, gekauft, oder sie haben „dichtgemacht“ – „Schweigen bis zum völligen Verstummen, sich in sich selbst verkriechen, um nicht mehr zu wissen, verstehen, handeln zu müssen“.

Die Politik ist tot. Hoffnung geben allein die Wörter. „Der einzige Hoffnungsschimmer in dem Buch ist die Sprache“, sagt Saviano. Die neuen Realisten sind die Enkel von Pier Paolo Pasolini: „Ich versuche, seinen Glauben an die Kraft der Worte zu übernehmen. Pasolini hat mir gezeigt, wie man an das literarische Wort

glauben kann, als Hoffnung, nicht nur Zeugnis. Besonders, wenn man über Macht schreibt. Ich wollte nicht nur denunzieren, anklagen. Das wäre zu eng gewesen. Es gibt die Hölle, und es gibt die Schönheit, und man muss versuchen, beidem getreu zu bleiben. Wir wollen erzählen und sehen, was passiert. Es muss probiert werden. Paradoxiertweise sind in Italien die Einzigen, die nicht an die Macht der literarischen Sprache glauben, die Schriftsteller. Sie wollen nur ein wenig unterhalten.“

Seit einem Jahr lebt Saviano durch Leibwächter und Panzerung getrennt von dem, was vorher war. Er macht sich Vorwürfe, seine Familie nicht auf das, was kommen würde, vorbereitet zu haben. Das plötzliche Schweigen ringsum, die Blicke der Nachbarn. Die Taubheit des Bäckers beim Brötchenkauf. Sein Bruder habe Casal di Principe bereits verlassen.

Hat es sich gelohnt? Das Buch habe etwas verändert: „Früher wurde nur über die Mafia berichtet. Heute weiß man, was die Camorra ist. Die Namen der Familien sind be-

kannt. Wenn ich, wie geplant, nur 5000 Bücher verkauft hätte, müsste ich nicht unter Polizeischutz leben, weil ich keinem weh getan hätte. Jetzt haben sie Angst, weil die Aufmerksamkeit da ist.“

Es gab eine Zurschrift, die Saviano in die Knochen gefahren ist. Es war der Brief eines Lesers. Aufgegeben in einem Hochsicherheitsgefängnis, unterzeichnet von dem Boss des La-Torre-Clans, und der Brief endete nicht mit freundlichen Grüßen. Im Gegenteil: „Drohungen“, hieß es dort in aller Deutlichkeit, „Drohungen haben kein Verfallsdatum“.

Wörter sind Waffen, auch auf der Gegenseite.

ALEXANDER SMOLTCHYK



Müllberge bei Neapel: Man kann die Camorra atmen

Zeugen beseitigt. Die Camorra verdient, wenn sie den Industrien und Städten im Norden den Müll abnimmt, sie verdient am Transport, versenkt ihn im Meer oder stopft ihn in die Erde Kampaniens.

Geht das die Literatur an? „Gomorra“ hat einen neuen Neorealismus in der italienischen Literatur begründet. Die Autoren heißen Maurizio Braucci, Valeria Parrilla oder Mario Desiati. Sie schreiben über Saisonarbeit, Zeitjobber oder über die neuen Italiener vom Balkan oder aus Afrika. Allen ist gemein, dass sie sich nicht zu schade sind, Protokolle zu studieren und Leute zu befragen. Und alle kommen aus Süditalien, jener Region, so Sa-

KINO

„Ich weine heimlich“

Hollywood-Star Angelina Jolie, 32, über ihre Skepsis gegenüber Schauspielern in der Politik, ihr Nomadenleben mit Brad Pitt und ihren neuen Film „Ein mutiger Weg“

Oder du willst nicht, dass jemand deine Angst sieht. Zum Beispiel wenn du ein Kind besuchst, das sehr krank ist oder schwere Verbrennungen erlitten hat, dann zeigst du ihm, dass es schon in Ordnung kommt, damit es sich nicht vor deinem Gesichtsausdruck erschrickt.

SPIEGEL: Wann lassen Sie all die angestauten Gefühle heraus?

Jolie: Ich weine heimlich. Wirklich, fragen Sie Brad, ich hasse Weinen! Da gibt es

SPIEGEL: Ms Jolie, in Ihrem neuen Film „Ein mutiger Weg“, der Mitte September in die deutschen Kinos kommt, spielen Sie die Ehefrau des US-amerikanischen Journalisten Daniel Pearl, der 2002 in Pakistan von islamischen Fundamentalisten entführt und später vor laufender Kamera geköpft wurde. Ihr intimster Leinwandpartner in dem Film ist ein Handy. Wie geht man damit als Schauspielerin um?

Jolie: Tatsächlich wurde es zu einer kleinen Obsession, weil Mariane Pearl ihr Telefon wirklich nie aus der Hand legte. Also wurde es am Set auch zu meinem ständigen Begleiter, als wäre es eine Art Verlängerung meines Körpers. Einmal, mitten während der Dreharbeiten, fing dieses Film-Handy plötzlich an zu klingeln. Das war gar nichts Besonderes, jemand hatte sich in der Nummer geirrt, aber weil Mariane im Film so verzweifelt auf den Anruf ihres Mannes wartet, fuhren alle zusammen.

SPIEGEL: Ist das Handy ein geeignetes Instrument, um Emotionen zu übermitteln? Im Film senden Sie jede Nacht eine zärtliche SMS an den verschollenen Daniel Pearl.

Jolie: Mobiltelefone gehören ganz offensichtlich zum Zeitgeist, also verbinden Menschen etwas mit ihnen.

SPIEGEL: Und Sie selbst? Senden Sie viele SMS-Nachrichten?

Jolie: Nein, ich bin zwar ständig auf Reisen, trage mein Handy aber nie mit mir herum. Ich checke abends gelegentlich meine Nachrichten und versende ein paar, das ist alles.

SPIEGEL: Sie sagten einmal, dass Sie nie weinen. Mariane Pearl weint jedoch gleich zweimal im Film: als sie vom Tod ihres Mannes erfährt und als sie ihr Kind gebärt. Sind Tränen für die Situationen reserviert, in denen es um Leben und Tod geht?

Jolie: Ich habe nicht geweint bei der Geburt im Film, ich habe geschrien! Aber im Ernst, ich bin sehr vorsichtig mit meinen Gefühlen, ich lasse sie nicht gern heraus. Wenn ich mich über etwas aufrege, dann hat das für gewöhnlich gute, sehr gute und tiefgehende Gründe.

SPIEGEL: Im Film gibt es eine Szene, in der Mariane verzweifelt und hoffnungslos im Garten steht. Als sie merkt, dass hinter ihr ein Kind die Terrasse betritt, dreht sie sich um und zwingt sich zu lächeln, um es nicht zu erschrecken. Das wirkt sehr authentisch.

Jolie: Das war so nie geplant! Das Kind wohnte in dem Haus, in dem wir drehten. Manchmal kam es heraus und spielte in



Darstellerin Jolie*: „Tough ist es, diszipliniert zu sein“

der Küche oder sprang irgendwo herum. Als wir die Szene drehten, merkte ich nicht, dass es da draußen auf die Terrasse kam, und dachte, dass ich es erschreckt hätte mit meinem Weinen. Das Lächeln war also eine ganz natürliche Reaktion. Wahrscheinlich wirklich etwas, was ich bei meinen eigenen Kindern auch tun würde.

SPIEGEL: Als Sonderbotschafterin für die Uno reisen Sie in arme Länder wie Kambodscha, Sierra Leone und Pakistan. Gibt es dort auch Situationen, in denen Sie Ihre Gefühle verbergen müssen?

Jolie: Ja, hauptsächlich wenn ich nicht will, dass jemand merkt, wie leid er mir tut. Weil er sich dann noch schlechter fühlt.

diese praktische Seite in mir, die mir dauernd vorhält, dass mit Heulen auch nichts erreicht wird. Aber als meine Mutter gestorben ist, da habe ich geweint, richtig geweint!

SPIEGEL: Hat Ihre Mutterrolle Sie domestiziert?

Jolie: Das würde ich nicht sagen, immerhin spiele ich in meinem nächsten Film eine Attentäterin! Aber im Ernst: Ich finde es heutzutage mutiger, nach Washington zu gehen, um dort für ein wichtiges Gesetz zu kämpfen, als sich tätowieren zu lassen oder wild auf einem Motorrad durch die Gegend zu rasen – oder was immer diese Vorstellung von Verwegenheit ist. Dafür braucht man keine besondere Kühnheit. Tough ist es, vier Kinder zu haben. Tough ist es, diszipliniert zu sein.

* Oben rechts: in „Ein mutiger Weg“; unten: mit Lebenspartner Brad Pitt und ihren Kindern in Chicago.

SPIEGEL: Sollten sich alle Schauspieler an Ihnen ein Beispiel nehmen und sich politisch engagieren?

Jolie: Ich habe da so meine Zweifel. Schauspielerei und Politik gehen ja manchmal eine ganz schlechte Verbindung ein. Viele Leute nehmen mich auch weniger ernst, wenn ich für die Uno tätig bin, weil ich ein großer Star bin.

SPIEGEL: In vielen westlichen Staaten trauen die Menschen ihren Politikern nicht

an irgendein Programm gebunden sein. Und ich möchte mir auch nicht immerzu Gedanken darüber machen, ob etwas gut ankommt.

SPIEGEL: Aber das müssen Sie als Schauspielerin doch auch.

Jolie: Nein, das muss ich nicht. Es stimmt allerdings, dass die Demoskopie in Hollywood wie in der Politik immer mehr zum Fetisch wird. Ein Film kommt bei einer Testvorführung nicht an, also wird er einfach umgeschnitten. Ein Politiker gibt eine Umfrage in Auftrag und engagiert einen Redenschreiber, der ihm genau die Sätze in den Mund legt, von denen er glaubt, dass die Mehrheit sie hören will. Das ist alles Blödsinn. Ich will die Filme sehen, an die die Regisseure selber glauben, und die Sätze hören, die die Politiker wirklich meinen.

SPIEGEL: Vermissen Sie selbst nicht ein festes Zuhause?

Jolie: Für die Kinder wäre es vielleicht ganz schön. Aber auch ich hatte als Kind kein Zuhause. Deswegen hänge ich wahrscheinlich nicht an Häusern, Möbeln oder sonstigen Gegenständen, die anderen Menschen ein Gefühl von Geborgenheit geben. Ganz ehrlich, ich mag es, dass wir immer in Bewegung sind. Aber wir werden auf dieser Welt immer eine feste Basis haben.

SPIEGEL: Wird Berlin diese Basis sein? Sie sollen dort eine Wohnung gekauft haben.

Jolie: Brad und ich mögen die Stadt sehr. Aber ich finde unser Nomadenleben großartig. Es ist toll, dass meine Kinder in ein anderes Land kommen und nicht sofort nach den Annehmlichkeiten des Zuhauses suchen. Als wir nach Indien kamen, hat Maddox dort wie selbstverständlich mit den anderen Kindern gespielt, mit Steinen und Stöcken. In Namibia haben meine Kinder sofort mit den Kindern der Buschmänner Kontakt aufgenommen. Egal in welches Land sie später kommen, sie werden keine Angst haben und überall Freunde finden.

SPIEGEL: Haben Ihre Kinder Ihre Art, die Welt zu betrachten, verändert?

Jolie: Ja, denn für sie ist alles neu, da gibt es keine Selbstverständlichkeiten. Sie erden mich und sind darüber hinaus die lustigsten Menschen, die ich je getroffen habe.

SPIEGEL: Nicht Brad Pitt?

Jolie: (lachend) Da kommt Brad nicht ran.

SPIEGEL: Reden Sie mit Brad Pitt oft über Ihre Arbeit? Nehmen Sie Einfluss auf die Entscheidungen des anderen?

Jolie: Nein, wir ermutigen uns, das zu tun, was wir für richtig halten. Manchmal finden wir, dass der andere eine idiotische Fehlentscheidung getroffen hat, aber es spielt keine Rolle. Wir reden viel über die Kinder, manchmal über Politik. Brad ist momentan noch viel stärker mit seiner Filmkarriere beschäftigt, als ich es bin, er hat ja auch seine eigene Produktionsgesellschaft. Aber wir planen beide, etwas weniger zu arbeiten.

INTERVIEW: LARS-OLAV BEIER,
ANDREAS BORCHOLTE



2007 PARAMOUNT VANTAGE



ALEXSEY BOLDISKUL / AIBMEDIA / BULLS PRESS

mehr. Übernehmen nun die Stars die Rolle als moralische Leitfiguren?

Jolie: Ich hoffe wirklich, dass uns das erspart bleibt! Wir müssen und werden moralische Leitfiguren finden, aber bitte unter den Menschen, die ihr Leben in den Dienst der Politik gestellt haben. Schauspieler verbringen nun mal den Großteil ihrer Zeit auf Filmsets und vor der Kamera. Viele von uns sind gebildet, aber wer hat schon juristische Kenntnisse, wer hat wirklich ein Verständnis von internationaler Politik? Dass wir eine großartige Plattform haben, reicht als Qualifikation nicht aus. Ich bin da strikt für Vollprofitum.

SPIEGEL: Können Sie sich denn vorstellen, ganz in die Politik zu gehen?

Jolie: Ich bin froh darüber, dass ich keinem Lager angehöre, weder den Demokraten noch den Republikanern. Ich möchte nicht

GEISTESGRÖSSEN (VI): Im „Jahr der Geisteswissenschaften“ stellt der SPIEGEL in einer Serie herausragende Wissenschaftler und deren Arbeit vor. Der Soziologe Dirk Baecker, 52, versucht

mit den Methoden des Bielefelder Sozialwissenschaftlers Niklas Luhmann (1927 bis 1998), die Rätsel der Kommunikation zu erklären. Dabei nähert er sich den Ideen der Romantik.

SYSTEMTHEORIE

Operieren im Dunkeln

Was passiert, wenn sich Menschen zu verstehen versuchen



Die Reise zum Verstehen der Systemtheorie ist beschwerlich, doch sie ist unerlässlich, weil sie uns hilft, die Struktur der Welt zu begreifen. Ihr Schöpfer, der vor neun Jahren verstorbene Bielefelder Soziologe Niklas Luhmann, wurde zu Recht mit der Jahrhundertfigur Max Weber verglichen. Er hat eine fundamentale Erkenntnis geliefert: Ob es die Liebe ist, die Wirtschaft, die Kunst, das Recht, die Wissenschaft, die Politik oder ob es die Medien sind – die Subsysteme, aus denen die Welt besteht, haben ihre eigene Logik, ihre eigenen Reaktionsweisen und Geschwindigkeiten.

Die Einheit der Gesellschaft, so beschrieb es Luhmann, ist eine Illusion. Die Subsysteme haben eine systemeigene Ignoranz gegen die äußeren Zumutungen von Moral, Ethik und Gutmenschentum. Luhmann war Skeptiker. Wer die Welt verstehen will, sollte ihn ebenso kennen wie der, der sie verändern möchte.

Bis kurz vor seinem Tod hat Luhmann so rastlos viel publiziert, dass seine Schüler noch immer mit dem Verstehen, Durchdringen und Präzisieren seiner Theorien beschäftigt sind.

Der Soziologe Dirk Baecker, 52, ist einer der interessantesten und fruchtbarsten Weiterdenker der Systemtheorie. In „Form und Formen der Kommunikation“ gewährt er eine Gnade, die Theoretiker nicht überreichlich gewähren. „Ein Beispiel kann deutlich machen, was gemeint ist“, heißt es bei ihm. Baecker erklärt am Tourismus, wie unerbittlich eigensinnig ein soziales System funktioniert. Es geht nur um das Funktionieren, nicht um ontologische Beschreibung. Was Tourismus eigentlich ist, will die Systemtheorie nicht beantworten.

Der Luhmann-Schüler führt sein Argument am Phänomen „Mallorca“ vor. Er interessiert sich dabei für Beaches, Bäume und Ballermann nur unter einem einzigen Aspekt: wie darüber kommuniziert wird. Man redet, schwärmt, staunt, spinnt und entscheidet als Tourist nach einem festgelegten kommunikativen Muster. Man kommuniziert nicht wie ein Eroberer, analysierender politischer Gutachter oder Ein-



Soziologe Baecker (2. v. r.): Erwartungen erzeugen Erwartungen

NEUMANN UND RÖTTMANN

wanderungskandidat. Man argumentiert als Tourist. So erkennt einen auch die Umwelt, das Gastland.

Das System grenzt an Kommunikationswelten, die nicht touristisch sind und die sich durch noch so große Binnendifferenzierung nicht für den Tourismus ausnutzen lassen. Ausflüge auf Bauernhöfe, in Töpferwerkstätten und auf Schönheitsfarmen sind durchaus touristisch erschlossen, während man in Schulen, Gefängnissen und Vorstandsetagen keinen Urlaub machen kann, weil dort auf touristische Erwartungen nicht geantwortet wird.

Innerhalb seiner Grenzen reagiert das System Tourismus komplex und äußerst kreativ, wie Baecker zeigt. Gäste erwarten Hotels, Gastländer bauen Hotels, und zwar solche, von denen sie meinen, dass sie von den Touristen erwartet werden. Die Touristen erkennen, dass im Gastland Hotels gebaut wurden, die ihren ersten Erwartungen entsprechen, und bilden angesichts dieser erfüllten Erwartungen neue Erwartungen.

Kulturell unersättliche Urlauber wollen nun in Hotels hausen, die den alten touristischen Erwartungen bewusst widersprechen. Oder sie sind – angesichts zugebauter Flächen – die Hotels überhaupt leid, favorisieren Finca, Zelt oder Wohnwagen oder fliegen abends gleich wieder zurück.

Traditionelle Bettenburgbürger, ästhetisch anspruchsvollere Hotelliebhaber und Hotelverweigerer – das Kommunikationssystem hat die Erwartungen der Urlaubergruppen eigentätig differenziert. Es hat auf Erwartungen reagiert und dadurch immer neue Erwartungen erzeugt. So erfindet Kommunikation modernes Leben.

Sogar die Kritik am Tourismus wird zum Bestandteil des Tourismus, die Systemtheorie kann das erkennen. Wer als kritisch-moralischer Mensch angesichts der Umweltzerstörung durch Fremdenverkehr verzweifelt, kann seine Klage ziemlich folgenlos herauschreiben. Das Kommunikationssystem Tourismus, zeigt Baecker, lenkt den Weltschmerz auf seine spezifische Weise um und empfiehlt statt Verzweiflung eine andere kreative Unterkunft. In Nischen beispielsweise, auf ökologisch einwandfreien Inseln der Harmonie mit der Natur.

Die Systemtheoretiker gleichen Luftschiffen. Sie entdecken, wie sich Elemente zu Kommunikationssystemen organisieren und dann ein Eigenleben beginnen.

Was nützen solche feinsinnigen Glasperlenspiele? Sie lehren, dass die Welt komplizierter ist, als es sich die ersten Kybernetiker vorstellten, die nach dem Zweiten Weltkrieg über „Signaltheorie“ nachdachten. Einer Rakete ihr Ziel durch Abstandsmessung und Flugkorrektur zu erklären ist primitive Höhlenmalerei im Vergleich zu dem, was passiert, wenn ein Bewusstsein mit einem anderen Bewusstsein komplex kommuniziert.

Kommunikation ist mehr als eindeutige Übertragung von Signalen. Wer etwas sagt,

vermittelt einem anderen neben seiner Aussage auch einen bestimmten Selektionsaspekt, auf den der Empfänger reagiert. Das sind Komplexionsebenen, die die Hirnphysiologie kaum erfasst – da sind Kommunikationstheoretiker wie Baecker gefragt.

Als moderne Erbin der Romantik weiß die Systemtheorie, dass Verstehen ein Operieren im Dunkel der Geheimnisse ist. Der Mensch ist sich und füreinander ein Rätsel, mit dem die Wissenschaft umgehen muss. Luhmann analysierte bereits, paradoxieverliebt, die Liebe als „Kommunikation des Nicht-Kommunizierbaren“, für Baecker ist die romantische Formel von



Hotelpool auf Kreta

„Wir reden, um mehr von dem zu verstehen, von dem wir gleichzeitig immer weniger verstehen.“

„einem Unbestimmten, aber Bestimmbaren“ (Baecker) der Kompass. Anders als der naturwissenschaftlich geprägte Positivismus geht die geisteswissenschaftlich inspirierte Systemtheorie das Problem des Verstehens von seinem Scheitern her an.

Die Systemtheorie hatte zunächst bei vielen keinen guten Ruf. Luhmann galt zuzeiten als Zyniker und Verkünder einer kalten Moderne. Für Ethik und Moral gab es bei ihm keine Verwendung. Eine ethische Ökonomie kam ihm lächerlich vor. In der Wirtschaft heißt es Zahlen oder Nichtzahlen, sonst nichts. Und der Mensch? Er schien bei Luhmann zum (störenden) Umfeld des Systems zu werden, lästige Bremse, wenn ein System mit sich selber verkehrt.

Das Verdienst von Baecker, der als Soziologieprofessor an der Universität Witten/Herdecke lehrt, ist es, den Menschen samt seinen Abgründen wieder in die Theorie integriert zu haben. Auch dies eine romantische Revitalisierung des Luhmann-Denkens. An Personen können Erwartungen adressiert werden, aber an ihnen auch scheitern, an den Abgründen der Menschen.

Baecker hat die Formen der Kommunikation in eine Liste von mathematischen Gleichungen gebracht und rühmt sich, auf diese Weise eine umfassende Theorie aufgestellt zu haben. Er durchlebte den typischen Bildungsroman seiner Generation. In der Schule hatten ihn Texte von Adorno fasziniert, „weniger wegen des Inhalts, sondern der Denkkraft“. Nach dem Abitur wollte der Düsseldorfer dorthin, wo man sich mit solchen Texten beschäftigen würde.

Aber erst mal studierte Baecker auf Anraten des Vaters ganz ordentlich Soziologie in Köln, ging für ein Jahr nach Paris und ließ sich dort begeistert auf den Strukturalismus der Franzosen ein. Dann verlangte es Baecker nach deutscher Ordnung.

Die fand er in Bielefeld bei Luhmann. Baecker erinnert sich an dessen kommunikative Sprödigkeit. Es muss ein Gesetz geben, dass die Erforscher der Kommunikation zu Gesprächsstörungen neigen. Baecker, der Rheinländer, litt und leidet an dieser Krankheit nicht, knüpfte den Kontakt zum Großmandarin, und es entstand ein gemeinsames Suhrkamp-Buch zur Theorie der Marktwirtschaft.

Baecker, der gerade einen Ruf auf den Lehrstuhl für Kulturtheorie und -analyse an der Zeppelin University in Friedrichshafen angenommen hat und nebenbei auch an einer systemischen

Managementlehre arbeitet, lässt sich in weiteren Forschungsprojekten von einer Spekulation Luhmanns leiten, wonach die Einführung des Computers eine ähnliche mediale Revolution auslösen werde, wie es der Buchdruck tat.

Er will erforschen: Was wird im Computerzeitalter aus der Autorität der Quelle? Was passiert, wenn der Rechner zur zentralen Waffe des Militärs wird? Was wird aus dem Arztberuf, wenn gutgefütterte Diagnosecomputer am Krankenbett stehen?

Baecker: „Wir reden, um immer mehr von dem zu verstehen, von dem wir gleichzeitig immer weniger verstehen. Wir reden, um einen Teppich auszubreiten, über den wir dann laufen können und unter dem wir die Welt vermuten. Wir reden nicht, um etwas herauszufinden, sondern um etwas auszuprobieren. Zu hören, wie es klingt, am Klang zu erkennen, was wir eventuell noch meinen, und am Gegenüber zu erleben, wie weit das reicht.“

Die Romantik mit ihrer Vermutung vom Lied hinter allen Dingen hätte es kaum schöner ausdrücken können.

NIKOLAUS VON FESTENBERG

AUTOREN

Überflieger in der Todeszelle

Maxim Biller über das Comeback Woody Allens als Literat

Biller, 47, lebt als Schriftsteller in Berlin. Zuletzt veröffentlichte er den Kurzgeschichtenband „Liebe heute“. Zwei Storys daraus sind gerade im „New Yorker“ abgedruckt worden.

Langsam fange ich wieder an, mich an Woody Allen zu gewöhnen. Bestimmt hat es damit zu tun, dass ich selbst ein bisschen Woody Allen bin, wie alle anderen Halb- und Viertelgebildeten, die ich kenne. Auch ich wäre gern weniger depressiv oder zumindest mit meiner 35 Jahre jüngeren Stieftochter verheiratet. Auch ich weiß, dass es keinen Gott gibt, was wirklich sehr schade ist; aber das neue Jackett aus der Reinigung ohne Knöpfe zurückzubekommen ist noch viel unangenehmer. Nie gelingt mir etwas so, wie ich es geplant habe, weshalb ich meinen Tod wahrscheinlich selbst miterleben muss, obwohl ich alles dafür tue, unsterblich zu werden. Und natürlich habe ich immer nur

dann Sex, wenn ich es nicht möchte und umgekehrt.

Ich habe Woody Allen verdammt lange nicht gemocht, ungefähr seit 1979. Damals kam „Manhattan“ heraus. Wieder ging es um Tod, New York, unerfüllte Liebe und Metaphysik, die Dialoge waren wieder eine einzige Soße aus Banalem und Erhabenem, und ich dachte, das ist ja so, als hätte Franz Kafka ständig „Das Urteil“ neu geschrieben. Heute weiß ich: Genau das hat er. Und ich weiß: Am besten ist Allen, wenn er das macht, was nur er kann – die gleichen Witze darüber erzählen, dass wir alle Nullen sind, die aufhören sollten, das Drama „Leben“ so ernst zu nehmen. Schon deshalb, weil wir wegen seines garantiert letalen Ausgangs sowieso nicht mit einem Happy End rechnen können.

In „Pure Anarchie“, Allens erstem Buch nach über 20 Jahren, ist zum Glück wieder alles wie immer. Na ja, fast. Durch praktisch jede der 18 Geschichten taumelt der

gleiche seltsame Mann, meist ein Ich-Erzähler ohne Namen, der etwas von der koketten Zerstreuung der alten Woody-Allen-Figuren hat*. Aber etwas ist anders geworden. Er ist – kann das überhaupt sein beim Obercharismatiker Allen? – ein Mensch ohne Ausstrahlung, ein Trauerkloß, der wegen seiner erbärmlichen Durchschnittlichkeit wirklich einen Grund hat, deprimiert zu sein; ein Jedermann, der noch nie etwas konnte, den nicht mal seine eigenen Eltern mögen – und der zwar weiß, dass er ein Nichts ist, aber trotzdem sisyphushaft jede neue Herausforderung annimmt, statt es zuzugeben und sich schon mal in sein Grab zu legen.

So wie die Niete in „Irren ist menschlich, schweben göttlich“, einer melancholischen, furiosen Story, wie sie kein Don DeLillo, Franzen oder ein anderer von der ganz ersten Autorensorte je hinkriegen würde. Die Niete ist Nachtwächter in einem Wachsfigurenkabinett. Fragt man ihn, wie er seine Arbeit findet, sagt er: „Aber das ist nicht so befriedigend, wie es sich anhört.“ Als er hört, er könne in einem Super-Ashram irgendwo außerhalb Mannhattans Schweben, Entmaterialisieren und das Vorhersagen der staatlichen Lotto-

* Woody Allen: „Pure Anarchie“. Aus dem Amerikanischen von Malte Krutzsch. Verlag Kein & Aber, Zürich; 192 Seiten; 17,90 Euro.

zahlen lernen, verlässt er sofort seine Frau und seinen Chef und unterwirft sich einem sadistischen, halbnackten weiblichen Guru. Außer ihm sind viele andere Versager da, Schauspielerinnen, „die jeden ihrer Schritte nach dem Planetenstand ausrichteten, Leute mit Übergewicht, ... ein Zwerg, der die Wahrheit nicht erkennen wollte“. Als der Nachtwächter während eines demütigenden Ich-Reinigungsrituals mit einer Karmapriesterin schlafen soll, die wie ein berühmter Football-Trainer aussieht, macht er das erste Mal etwas Vernünftiges im Leben und haut ab. Zu Hause zeigt er stolz seiner Megäre von Ehefrau, dass er jetzt schweben kann, aber nur 20 Zentimeter über dem Boden, und wie man runterkommt, weiß er schon gar nicht. Also schlägt sie ihn schreiend mit einem Ski k.o., und als er aufwacht, ist alles wie früher. Er kann nicht mehr schweben, er verliert immer noch bei Pferderennen, und die Megäre ist immer noch da.

Ist das zum Lachen? Oder ist es eher zum Weinen? Beides natürlich, und genau das – denkt man an seine alten Bücher und fast alle seine Filme – ist das Neue an Woody Allens großer, neuer satirischer Prosa, an diesen phantastischen, schnellen Er-



Künstler Allen, Ehefrau*

Leise, metaphysische Seufzer

Gangster wird auf Französisch verhört, denn er kann kein Französisch, und darum kann er dann auch nicht lügen. Ein Mann stirbt, weil er seine Frau nackt aus der Dusche steigen sieht. Ein Atheist glaubt plötzlich an Gott, seit er im Katalog von „Victoria's Secret“-Unterwäsche geblättert hat. Aber die Gags sind nicht mehr die Thorarollen, sie sind nur noch der Thorarollenschrank, aus denen Rabbi Allen jetzt plötzlich ganz andere, echte, große biblische Weisheiten rausholt, und eigentlich sind es gar keine Weisheiten, sondern nur ein leiser, metaphysischer Seufzer. Früher war Woody Allen ein Filmkomiker, der ab und zu eine Geschichte schrieb. Heute ist er ein ernster Schriftsteller, der komisch schreibt.

Man darf sich natürlich nicht von der Einfachheit seines Erzählstils täuschen lassen. Allen setzt immer einfach nur ein Wort hinter das andere, ganz anders als einer von den Großschriftstellern in Anführungsstrichen, die uns eigentlich immer nur zeigen wollen, wie viele tolle, merkwürdige, lite-

zählungen, in denen er, mit etwas poetischem Glück, fast jedes Mal diese ganze lächerliche Scheißwelt unterbringt, ohne gleich so tief werden zu müssen wie Spinoza, Ingmar Bergman oder Dostojewski beim Gedanken an ihre Schulden.

Das ist nicht mehr das Witzigsein um des Witzigseins willen wie früher. Natürlich kann Allen immer noch die alten Gags: Ein

* In Cannes, 2005.

rarisch wertvolle Ausdrücke und Metaphern sie kennen. Allen macht seinen Job als Autor ohne Anführungsstriche. Er will verständlich, eingängig, verführerisch und natürlich auch mit Humor die Art von Geschichten erzählen, aus denen die Literatur bestand, bevor Pynchon, Calvino und Sorokin aus ihr ihren postmodernen Hackbraten machten. Ein Held will etwas, er kämpft gegen etwas, er verliert etwas, er lernt etwas, und nach ein paar guten Gags weinen er und der Leser etwas.

Beispiel „Tandoori-Kidnapping“. Hier betritt ein unglaublich schlechter Schauspieler die Bühne der Weltliteratur, der sich für Laurence Olivier hält, einen Job als Lichtdouble bekommt, von ein paar schwachsinnigen indischen Dschungelgangstern mit dem weltberühmten Original verwechselt und entführt wird, und obwohl kein Mensch für ihn Lösegeld zahlen will, befreit ihn sein Agent, weil er für ihn eine Rolle in einem Anti-Drogenmafia-Film hat, der ausgerechnet im kolumbianischen Urwald gedreht wird. Nein danke, sagt das verzweifelte Lichtdouble und sucht sich einen Job im Callcenter. Wie tief und einfach und herzerreißend ist das denn!

In der genialen Truman-Capote-Parodie „Über dem Gesetz, unter der Matratze“ haben wir es dagegen mit dem total bescheuerten Beau Stubbs zu tun, einem Südstaaten-Psychopathen, der in die Häuser fremder Leute eindringt und die Etiketten von ihren Matratzen abtrennt. Er wird gefasst, zum Tode verurteilt, er macht in der Todeszelle den Pilotenschein – den Pilotenschein! – und wird nach seiner Hinrichtung, für deren Fernsehübertragung er von Nike einen Werbevertrag bekommt, rückfällig, und einen so tragischen Dummkopf wie ihn werden wir natürlich nie mehr vergessen.

Und was passiert in „Halleluja, verkauft!“, der besten, lustigsten, traurigsten Geschichte des besten, lustigsten, traurigsten Buchs der Saison? Hamish Specter, ein armseliger Gag-Schreiber, dessen Name „im Abspann beim Fernsehen gleichbedeutend ist mit Zyankali“, kriegt den Job seines Lebens: Gebete schreiben für Geld. Verstehen Sie? Gebete. Schreiben. Für Geld. Eine genialere Parabel auf unsere verzweifelte, sinnlose Suche nach Glück ist noch keinem anderen Schriftsteller eingefallen. Specters Chef Moe Schindermaul lebt bestens von Tonnen von süßen Teigtaschen und den bezahlten Erlösungswünschen seiner Kunden, und weil Hamish genauso ein Würstchen ist wie diese Leute, die gegen Haarausfall, metaphysische Lee-

re und schlechte Aktienkurse Psalmen brauchen, weiß er, wie man die schreiben muss. Den Job ist er trotzdem bald los, weil er die Ungeduld der Kunden nicht aushält, vor allem wenn es Mafiosi sind, die ihn mit ihrer Knarre im Büro besuchen. Moe, der verfressene Zyniker, hat keine Angst vor Leuten wie ihnen. „Die meisten Menschen sind nun mal um ihr Seelenheil besorgt“, sagt er. „Ich meine, jeder Schwachkopf betet.“

Und jeder Schwachkopf hat eine Meinung zu Woody Allen. Ich habe gleich mehrere: Woody Allen hat in den letzten Jahren leider zu viele und viel zu schlechte Filme gedreht und zu wenig Prosa geschrieben. Woody Allen könnte der neue Jaroslav Hašek, Joseph Heller, Mark Twain sein. Woody Allen ist – die 18 Geschichten aus „Pure Anarchie“ reichen schon – der neue Hašek, Heller, Twain. Woody Allen hätte, wie er es vorhatte, in den siebziger Jahren den großen satirischen Roman vom Typ

„Catch 22“ schreiben sollen, statt immer nur zu denken, „dass das Komische weniger wertvoll ist als die ernsten Sachen“.

Wer Woody Allens „Pure Anarchie“ gelesen hat, der kann lange keine „ernsten Sachen“ mehr lesen, denn die kommen ihm plötzlich so gekünstelt und pathetisch vor, so lächerlich angesichts der großen Tragödie „Leben“, durch die Allen mit seiner Prosa so cool und lachend hindurchspaziert, als wäre gerade Jüngstes Gericht und Gott hätte gesagt, ich hab euch reingelegt, ihr dürft alle von den Toten auferstehen.

Woody Allen ist zwar nicht so depressiv, wie man glauben könnte, wenn man an seine neuen schwachbrüstigen, armseligen literarischen Helden denkt, aber trotzdem können wir Gott, den es eventuell doch gibt, danken, dass er sich noch nicht an der Türklinke seines Therapeuten hängt hat. Woody Allen will nur einen Gag ausprobieren, wenn er sagt: „Ich lese die existentialistische Philosophie, weil sie meine Ängste widerspiegelt.“ Und eigentlich sind Woody Allens Filme, die er in den letzten Jahrzehnten runtergedreht hat, gar nicht so schlecht, vor allem, wenn ich sie mit meiner neuen 20-jährigen Freundin auf DVD in meinem Schlafzimmer gucke.

„Ich fand, die Leute sahen besser aus, wenn sie lachten“, sagte Mort Sahl, der große Stand-up-Mann und Allens frühes Vorbild, als er gefragt wurde, warum er das machte, was er machte. Woody Allen antwortet natürlich dasselbe. Schade nur, dass er zurzeit der einzige Schriftsteller ist, der das so sieht.



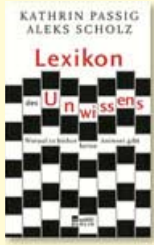
Autor Biller
„Gern weniger depressiv“

Belletristik

- 1 (1) **Joanne K. Rowling** Harry Potter and the Deathly Hallows
Bloomsbury; 28,90 Euro (unverbindl. Preisempfehlung)
- 2 (2) **Tommy Jaud** Millionär
Scherz; 13,90 Euro
- 3 (4) **Andrea Maria Schenkel** Kalteis
Edition Nautilus; 12,90 Euro
- 4 (3) **Andrea Maria Schenkel** Tannöd
Edition Nautilus; 12,90 Euro
- 5 (5) **Henning Mankell** Die italienischen Schuhe
Zsolnay; 21,50 Euro
- 6 (8) **Ian McEwan** Am Strand
Diogenes; 18,90 Euro
- 7 (10) **Simon Beckett** Kalte Asche
Wunderlich; 19,90 Euro
- 8 (6) **Joanne K. Rowling** Harry Potter und der Halbblutprinz
Carlsen; 22,90 Euro
- 9 (7) **Tess Gerritsen** Blutmale
Limes; 19,95 Euro
- 10 (9) **Daniel Kehlmann** Die Vermessung der Welt
Rowohlt; 19,90 Euro
- 11 (12) **Donna Leon** Wie durch ein dunkles Glas
Diogenes; 21,90 Euro
- 12 (–) **Lincoln Child / Douglas Preston** Maniac – Fluch der Vergangenheit
Droemer; 19,90 Euro
- 13 (13) **Marina Lewycka** Kurze Geschichte des Traktors auf Ukrainisch
dtv; 14 Euro
- 14 (11) **Dieter Hildebrandt** Nie wieder achtzig!
Blessing; 19,95 Euro
- 15 (–) **Wladimir Kaminer** Mein Leben im Schrebergarten
Manhattan; 17,95 Euro

Schmähung und Liebeserklärung zugleich: sardonisches Sittengemälde einer Laubenpieperkolonie
- 16 (15) **J. R. Moehring** Tender Bar
S. Fischer; 19,90 Euro
- 17 (14) **Monika Maron** Ach Glück
S. Fischer; 18,90 Euro
- 18 (16) **Cecelia Ahern** Vermiss mein nicht
W. Krüger; 16,90 Euro
- 19 (–) **John R. R. Tolkien** Die Kinder Húrins
Klett-Cotta; 19,90 Euro
- 20 (–) **Joanne K. Rowling** Harry Potter und der Feuerkelch
Carlsen; 22,90 Euro

Sachbücher

- 1 (1) **Hape Kerkeling** Ich bin dann mal weg
Malik; 19,90 Euro
- 2 (2) **Rhonda Byrne** The Secret – Das Geheimnis
Goldmann; 16,95 Euro
- 3 (3) **Eva-Maria Zurhorst** Liebe dich selbst
Goldmann; 18,90 Euro
- 4 (6) **Tiziano Terzani** Das Ende ist mein Anfang
DVA; 19,95 Euro
- 5 (5) **Benedikt XVI.** Jesus von Nazareth
Herder; 24 Euro
- 6 (7) **Susanne Fröhlich / Constanze Kleis** Runzel-Ich – Wer schön sein will ...
W. Krüger; 14,90 Euro
- 7 (9) **Veronika Peters** Was in zwei Koffer passt – Klosterjahre
Goldmann; 18 Euro
- 8 (4) **Karl Lauterbach** Der Zweiklassenstaat
Rowohlt Berlin; 14,90 Euro
- 9 (–) **Kathrin Passig / Aleks Scholz** Lexikon des Unwissens
Rowohlt Berlin; 16,90 Euro

Wo es in der Wissensgesellschaft noch hapert: kurioser Führer durch die Welt der unbeantworteten Fragen
- 10 (13) **Sabine Asgodom** Lebe wild und unersättlich!
Kösel; 14,95 Euro
- 11 (8) **Oliver Hilmes** Herrin des Hügels – Das Leben der Cosima Wagner
Siedler; 24,95 Euro
- 12 (–) **Alan Weisman** Die Welt ohne uns
Piper; 19,90 Euro
- 13 (14) **Bas Kast** Wie der Bauch dem Kopf beim Denken hilft
S. Fischer; 17,90 Euro
- 14 (11) **Ursula Caberta** Schwarzbuch Scientology
Gütersloher Verlagshaus; 17,95 Euro
- 15 (12) **Dalai Lama / Jeffrey Hopkins (Hg.)** Das Leben tiefer verstehen
Herder; 19,90 Euro
- 16 (10) **Ulrich Wickert** Gauner muss man Gauner nennen
Piper; 19,90 Euro
- 17 (–) **Christopher Clark** Preußen – Aufstieg und Niedergang 1600–1947
DVA; 39,95 Euro
- 18 (15) **Wilfried Stroh** Latein ist tot, es lebe Latein!
List; 18 Euro
- 19 (–) **Christian Saehrendt / Steen T. Kittl** Das kann ich auch!
DuMont Literatur und Kunst; 14,90 Euro
- 20 (18) **Marina Nemat** Ich bitte nicht um mein Leben
Weltbild; 12,95 Euro



Sängerin Callas

LEGENDEN

Die ewige Flamme

Zum 30. Todestag der Diva Maria Callas / Von Jürgen Kesting

Kesting, 67, ist Autor von Standardwerken wie „Die großen Sänger“ und „Maria Callas“.

Sie verlangen nichts Unmögliches, die Liebhaber von Opern, sie erwarten ein Wunder. Sie erwarten eine Göttin, die sie lieben, hassen und manchmal auch töten können, um sie post mortem zu verklären. „Diva aller Divas, Kaiserin, Königin, Göttin, Zauberin, hart arbeitende Magierin, mit einem Wort: göttlich.“ Alle Hymnen in einer Hymne auf

Maria Callas (1923 bis 1977) – dargebracht von Yves Saint-Laurent.

Dargebracht aus anderer, aus weiblicher Perspektive von Ingeborg Bachmann: „Sie war immer die Kunst, ach, die Kunst, und sie war immer ein Mensch, immer die Ärmste, die Heimgesuchteste, die Traviata.“

Gibt es jemanden, der dies heute schreiben könnte? Zu schreiben wagte? Gibt es jemanden, der in einem Zustand irrationaler Verzückung eine Sängerin, bevor sie auch nur einen Ton gesungen hat, mit dem Ruf „Mariiii ... Diviina“ begrüßen würde

wie Maria Callas bei ihrer letzten „Norma“-Aufführung 1965 in Paris? Aber über wen oder für wen ließe sich dies schreiben?

30 Jahre ist es her, dass ihre Stimme endgültig verstummte. Die Rolle der Diva ist seither mit Stars wie Renée Fleming oder Anna Netrebko besetzt, die – wie talentiert und schön auch immer – marktkonforme Surrogate der Diva sind, so wie Luciano Pavarotti den Mythos des Tenors zum Massenphänomen hergerichtet und entstellt hat.

Die Damen machen einen Job. Sind hochqualifizierte Opernangestellte. Ziehen wie Renée Fleming die Kostüme im Stile von Rosa Ponselle an und imitieren die alten Diven, oder sie imitieren, wie Anna Netrebko, die Pop-Posen von Madonna.

Nein, die Callas bleibt von einer anderen Aura, der einer Kunstheligen, umgeben. Sie lässt den, der hören kann, der hören will, nicht los. Sie lässt mich nicht los. Wann immer ich ihre Stimme höre, höre ich sie, als wär's das erste Mal. Sie lässt mich spüren, dass die Erfindung einer großen Melodie zu den „Mysterien der Menschheit“ gehört (Claude Lévi-Strauss); dass alle großen Melodien unbezwinglich traurig sind.

Die eminente Begabung wurde offenbar, als ihre Mutter die 13-Jährige in Athen der Gesangslehrerin Maria Trivella vorstellte, die sofort willens war, das Kind kostenlos zu unterrichten. „Der Ton der Stimme“, so die Erinnerung der Lehrerin, „war warm, lyrisch, intensiv; sie flackerte und leuchtete wie eine Flamme und füllte die Luft mit den melodischen Schwingungen einer Glocke.“

Und mit dieser Stimme stürmt sie los, ins Leben, in die Kunst, auf den Olymp. Die Stelle im Chor der Oper von Athen, die sie mit 17 erhielt, war ihr nicht genug. Schon rasch bekam sie die Hauptrollen, Tosca, Marta in „Tiefland“, Santuzza in „Cavalleria rusticana“, und sogleich bekam sie zu spüren, was sie immer erleben sollte: den Neid und den Hass derer, die sie in den Schatten stellte.

Der Belcanto, als anachronistische „Karnarienvogelmusik“ in Verruf, wurde mit ihr quasi wiederentdeckt. Die Titelpartie in Gioachino Rossinis „Armida“ studierte sie 1952 in fünf Tagen ein. Der Mitschnitt zeigt, dass sie in der Arie „D'amore al dolce impero“ die Triller, Sprünge und Läufe – etwa eine aufsteigende und abfallende chromatische Skala von zwei Oktaven Umfang – zu einer Apotheose des dramatischen Singens machte und höchste Töne nicht zaghaft ansetzte, sondern gleichsam abfackelte.

Ihre Stimme war aus unterschiedlichen Klängen legiert. Die drei Register – eine herb-getönte, dramatische Bruststimme, eine opak-verhangene Mittellage und eine brillante Höhe bis zum vollstimmig attackierten dreigestrichenen Es, selbst zum dreigestrichenen E – waren zwar angeglichen, aber nicht restlos ausgeglichen. Sie erzeugte eine irritierende und oftmals

QUEEN INTERNATIONAL / BULLS PRESS

schockierende Vielfalt von Klängen, die in sich schon Echo innerer Dramen waren.

Den Weg in die internationale Karriere fand sie auf dem Umweg über Mexico City. Nach der Generalprobe von „Aida“ hatte der Intendant gesagt: „Madame Callas, wenn Sie das Es morgen singen, werden die Mexikaner verrückt werden.“

Sie lehnte zunächst ab. Doch am Abend des 30. Mai 1950 verärgerte der Tenor Kurt Baum, der Sänger des Radames, das Ensemble mit seinen hohen Tönen, die er so endlos hielt, dass man nur das Weiße in seinen Augen sehen konnte. Callas holte sich das Einverständnis ihrer Kollegen und sang den Angeber in Grund und Boden. Sie sang am Ende des zweiten Aktes ein Es, das den Himmel über Mexico City glutrot färbte. Der Ton durchschneidet das Fortissimo von Chor und Orchester – er gleicht einem Blitz im Wüten einer tobenden Gewitternacht. Pandämonium.

Mit der Wahnsinnszene der Lucia di Lammermoor, die sie 1952 in Mexiko erstmals sang, löste sie im Publikum eine Wahnsinnszene aus – 15-minütige Bravorufe, bis sie die Arie noch einmal sang. Nach den zwei geplanten Aufführungen musste eine dritte angesetzt werden, bei der sie nach alter Belcanto-Manier neue Verzierungen improvisierte. Später sollte sie sagen, dass die „Lucia“-Premiere „der glücklichste Abend meiner Karriere war“.

Am 7. Dezember 1952 wurde sie mit ihrer zweiten Saison-Prima als Lady Macbeth unter Leitung Victor de Sabatas zur Königin der Mailänder Scala und erfüllte Verdis paradoxe Forderung, dass die Lady mit einer hässlichen, verschatteten Stimme und doch grandioso singen müsse. Die Saison 1953/54 eröffnete sie als Medea unter Leitung von Leonard Bernstein, der sie später als „die größte Sängerin der Welt“ bezeichnete und zwei Jahre später für sie irrwitzige Stakkato-Koloraturen im Finale von Bellinis „La Sonnambula“ („Die Nachtwandlerin“) schrieb, die er mir bei einem Interview in seliger Erinnerung mit heiserer Stimme aufs Band sang.

Die Begegnung mit Aristoteles Onassis wurde zur Peripetie ihrer Laufbahn. Doch wäre die Feststellung, dass aus der Darstellerin liebender und leidender Heroinnen eine liebende und leidende Frau wurde, banal. Da sie der Regel, bei Aufführungen nur die Zinsen des vokalen Kapitals auszugeben, nicht gefolgt war, waren ihre Energien einfach erschöpft. Sie wurde angreifbar.

Wie medial geschürte Vorurteile zum Hass gebündelt werden, erlebte sie, als sie im April 1958 die Scala für eine Aufführung von „Anna Bolena“ nur unter Polizeischutz betreten konnte. Dass der Beifall gezielt nur ihrem Partner gezollt wurde, weckte noch einmal ihren Kämpferinstinkt. In der Szene, in der König Heinrich VIII. seine fälschlich der Untreue bezichtigte Frau den Richtern übergibt, ruft Anna den Schergen entgegen: „Giudici?! Ad Anna?!“ („Richter?! Gegen Anna?!“). Callas ging an die Rampe und schleuderte die Worte ins Auditorium. Das Publikum jubelte ihr zu, offenbar ohne zu

*Ich bin ein Geschöpf des Schicksals.
Es hat mich auserwählt, es wollte, dass ich wurde,
was ich bin. Ich stehe außerhalb meiner
selbst und verfolge mein Leben von außen.
Nur wenn ich sang, wurde ich geliebt.*

Maria Callas



Opernstar Callas, applaudierende Kollegen*: „Der glücklichste Moment“

erkennen, dass es die eigene Jämmerlichkeit bejubelte.

Als sie endlich durch die zur „Affaire“ banalisierten Begegnung mit Onassis zur wohl berühmtesten Frau der Welt geworden war und, nach einer Allensbach-Umfrage, in Deutschland zur meistgehassten, verfügte sie nicht mehr über die Qualitäten, mit denen sie den Ruhm einer Primadonna assoluta erkämpfte.

Die Launen des Publikums sind so unbeständig wie das Wetter. Die Diva furiosa wurde nach ihrer letzten Bühnenaufführung in London am 5. Juni 1965 zur Diva dolorosa verklart. Der erste Abend der Abschiedstournee, die am 25. Oktober 1973 in Hamburg begann, gehört zu meinen traurigsten Erfahrungen. Sie war desolat. Sie hätte nicht auftreten dürfen.

* In Chicago, 1954.

Mit den Resten ihrer Stimme hatte sie sich durch ein gar nicht einmal so schwieriges Programm gequält – ein Desaster.

Was ist ihr Vermächtnis? Sie hat den Anstoß für die Renaissance der Belcanto-Oper gegeben, der bis heute fortwirkt. Wie Enrico Caruso, der den Belcanto vollendete, und wie der Russe Fjodor Schaljapin gehört sie zu den drei wirkungsmächtigsten Sängern des vergangenen Jahrhunderts.

Doch damit ist noch nichts über die seelische Wirkung gesagt, die Maria Callas mit ihren Darstellungen der romantischen Heroinnen auslöste.

Diese erklärt sich daraus, dass sie den von ihr dargestellten Figuren eine Stimme unserer Zeit gegeben hat. Das meinte Ingeborg Bachmann, als sie sagte, dass sie uns durchhören ließ durch die Jahrhunderte.

Die Rolle, mit der sie die stärkste Wirkung ausgelöst hat, war Donizettis Lucia di Lammermoor, die, von ihrem Bruder politisch verschachert, in der Hochzeitsnacht ihren Gatten erdolcht und, koloratur-delirierend an den Geliebten denkend, in den Wahnsinn driftet.

Die Wahnsinnsarie der Lucia ist etwas anderes als das Gebet einer ahnungslosen Jungfrau oder eine Kür der Koloraturen. Sie ist eine erotische Phantasmagorie: Lucias sehrender Seufzer „Alfin son tua, alfin sei mio“ („Endlich bin ich dein, endlich bist du mein“) ist Ausdruck der Sehnsucht nach Vereinigung. Maria Callas zeigte, dass aus der im Wahnsinn Delirierenden die Stimme der Auflehnung gegen die Unterwerfung der Frau klingt.

Welche Rolle diese Opernfigur in der Mentalitätsgeschichte spielt, zeigt sich weiter daran, dass Anna Karenina im Roman von Leo Tolstoi vor ihrem Ehebruch eine Aufführung von „Lucia“ – mit Adelina Patti, der größten Primadonna in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts – hört und sich danach vor die Räder eines Zuges wirft.

Maria Callas gab Lucia und ihren unterdrückten Schwestern, die um ihre Selbstbestimmung und die freie Partnerwahl kämpfen, die Stimme des weiblichen Widerstands. Ihr Singen war Fanal.

„Sie hat nicht Rollen gesungen, niemals, sondern auf der Rasierklinge gelebt“, schrieb Ingeborg Bachmann. „Die Callas – ja, wann hat sie gelebt, wann wird sie sterben?“

Sie ist nie gestorben. Sie ist die ewige Flamme. ◆



Heute mal keinen Mist bauen

Nahaufnahme: Das Modegeschäft Kitson und Paris Hilton sorgen in Beverly Hills dafür, dass jeder aussehen kann wie ein Star.

Scott Enyeart ist Footballtrainer aus Santa Ana bei Los Angeles, er ist massig, 120, 130 Kilo vielleicht, und kann sicher einiges aushalten. Doch inzwischen steht er seit siebeneinhalb Stunden in einer immer größer werdenden Menschengruppe vor der Boutique Kitson in Beverly Hills. Schweiß dringt unter Scotts Schirmmütze hervor, läuft über die Stirn bis hinunter auf das Doppelkinn. So gegen neun Uhr kam die Sonne raus, das war vor bald fünf Stunden, seitdem brät Scott hier, die Temperatur ist auf über 30 Grad gestiegen, aber er kann seine Stellung unmöglich verlassen. „This is nuts“, sagt er. Das ist Wahnsinn. Warum tut er sich das bloß an?

Um sich dessen zu versichern, muss er sich nur umdrehen. Hinter ihm, kaum noch sichtbar vor lauter mit Handy-Kameras wedelnden Menschen und brüllenden mexikanischen Sicherheitskräften, ist auf der Schaufensterscheibe ein Schriftzug zu lesen: „Paris Hilton – the world’s most talked about celebrity for the world’s most talked about shop.“

Wahrscheinlich ist diese Behauptung noch nicht einmal übertrieben. Tatsächlich lässt sich sagen, dass die momentan sagenhafteste Frau der Welt in diesen Minuten im momentan sagenhaftesten Geschäft der Welt erwartet wird. Paris Hilton war vergangenes Jahr die am häufigsten gegoogelte Person des Planeten, und das Geschäft Kitson in Beverly Hills ist deswegen so spektakulär, weil es wie kein anderes das „Star-Cloning“ zum Prinzip erhoben hat. Hier – das ist nicht nur wöchentlich in den Illustrierten, sondern auch auf Fotos im Laden dokumentiert – kaufen tatsächlich die vier berühmtesten jungen Mädchen der Welt ein: Lindsay Lohan, Nicole Richie, Britney Spears und Paris Hilton.

Wer aussehen möchte wie sie, wer gern die gleichen viel zu großen weißen Plastiksonnenbrillen tragen will, die gleichen viel zu kleinen goldenen Bikinis, die gleichen Röhrenjeans – der bekommt sie hier. Kitson ist das Geschäft einer Zeit, in der das Leben von Berühmtheiten nicht nur komplett nachgelesen, sondern auch nachgestellt werden kann.

Die Billigmodekette H&M hatte voriges Jahr damit begonnen, das Aussehen von Pop-Ikonen für die Massen zugänglich zu

machen. Es gab den Trainingsanzug von Madonna und die Badekollektion von Kylie Minogue. Kate Moss ließ ihre Kleidung von der britischen Modekette Topshop kopieren – das Aussehen der Stars sollte billig und damit demokratisiert werden.

Dass nun Paris Hilton für Kitson ein paar sehr gewöhnlichen Kleidern, T-Shirts und Jeans ihren Namen geliehen hat, treibt diese Demokratisierung auf die Spitze. Wer in den vergangenen Wochen bei Kitson einen Gutschein für 100 Dollar gekauft hat, besitzt nun das Recht, in dieser Schlange zu stehen

angekündigt, das war vor fast einer Stunde. Sie schlafe eben gern aus, sagt Scott.

Außerdem behauptet Scott, er könne für jeden Tag der vergangenen zwei Wochen benennen, was Paris wann und wo gemacht hat. Die letzten beiden Tage hat er vor Paris’ Haus in West Hollywood verbracht – „1467 Kings Road“, kommt die Adresse wie aus der Pistole geschossen –, und einmal, vorgestern Abend, habe er sie auf der Veranda lachen hören.

Vor einigen Jahren noch hätte man jemanden wie Scott wohl als Stalker verurteilt, als jemanden, der anderen Menschen nachstellt. Einige Prominente führten Prozesse gegen ihre Verfolger, doch diese neue Generation von Stars tut das Gegenteil: Paris, Lindsay, Britney und Nicole gründen ihre Berühmtheit darauf, dass sie einfach nur da sind und Leute wie Scott an ihrem Leben teilhaben lassen.

Natürlich müssen die Mädchen, damit es Scott und den Millionen anderen nicht langweilig wird, ständig Unfug machen: betrunken Auto fahren (Paris, Lindsay), Auto verschrotten (Lindsay), die Scham entblößen (Paris, Britney, Lindsay), mager- oder drogensüchtig werden (Nicole, Lindsay), ins Gefängnis kommen (Paris, Nicole). Hilton ist die Anführerin dieser Gruppe; doch Lindsay Lohan holt stark auf, sagt Kathleen, eine Angestellte von Kitson. „She is messing up more“, sie baue eben mehr Mist.

Paris Hilton hat sich entschieden, an diesem Tag in Beverly Hills keinen Mist zu bauen (ein paar Tage vorher allerdings war ihr bei Surfersuchen mal wieder der Bikini verrutscht. Scott hat Fotos dabei). Mit einstündiger Verspätung steigt sie aus einem schwarzen Jeep. Sie trägt ein goldenes Paillettenkleid aus ihrer Kitson-Kollektion, ihre Hand knickt beim Winken schlaff nach hinten, dazu das Pekinesenlächeln.

Scott, der Footballer, schafft es als einer der Ersten, sich hinter Paris ins Geschäft hineinzuwühlen. Plötzlich steht er ihr gegenüber. Der Star scheint kurz verwirrt, dann umarmt Paris den massigen, schwitzenden Koloss. Sie sagt: „In meiner Kollektion gibt es nur Mädchenkleider, die passen dir nicht.“ Scott überlegt. Dann fragt er nach einem T-Shirt für seine Mutter.

PHILIPP OEHMKE



Jungdesignerin Hilton: Den Star-Look demokratisieren

und später, wenn Paris angekommen ist, vielleicht hineinzukommen in den Laden und – ganz im Ernst! – eine persönliche Stilberatung durch Paris zu erfahren.

Deswegen hat sich der Footballtrainer Scott schon um sechs Uhr morgens vor dem Geschäft angestellt, und in den vergangenen knapp acht Stunden ist lediglich Folgendes passiert: Ein roter Teppich wurde ausgerollt, sieben Polizeiwagen sind angekommen, zwei Dutzend Kamerteams und ein Helikopter. Die Polizei hat die Straße gesperrt, und inzwischen windet sich die Menschengruppe bis zum nächsten Häuserblock. Für ein Uhr wurde Paris

LANDOV / PICTUREALLIANCE / DPA (O.); LARO / GNOI (U.)

Leserbriefe

SPIEGEL-Verlag, Brandstwierte 19, 20457 Hamburg
Fax: (040) 3007-2966 E-Mail: leserbriefe@spiegel.de

Fragen zu SPIEGEL-Artikeln / Recherche

Telefon: (040) 3007-2687 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: artikel@spiegel.de

Nachdruckgenehmigungen für Texte und Grafiken:

Nachdruck und Angebot in Lesezirkeln nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlags. Das gilt auch für die Aufnahme in elektronische Datenbanken und Mailboxes sowie für Vervielfältigungen auf CD-Rom.

Deutschland, Österreich, Schweiz:

Telefon: (040) 3007-2869 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: nachdrucke@spiegel.de

übriges Ausland:

New York Times Syndication Sales, Paris
Telefon: (00331) 53057650 Fax: (00331) 47421711

für Fotos:

Telefon: (040) 3007-2869
Fax: (040) 3007-2966 E-Mail: nachdrucke@spiegel.de

SPIEGEL-Shop

SPIEGEL-Bücher, SPIEGEL-TV-DVDs, Titelillustrationen als Kunstdruck, die SPIEGEL-Jahres-DVD und eine große Auswahl an weiteren Büchern, CDs, DVDs und Hörbüchern unter www.spiegel.de/shop.
Abonnenten zahlen keine Versandkosten.

Bestellung von Einzelheften / älteren Ausgaben

Telefon: (040) 3007-2948 Fax: (040) 3007-857050
E-Mail: nachbestellung@spiegel.de

Abonnenten-Service

Persönlich erreichbar Mo. – Fr. 8.00 – 20.00 Uhr,
Sa. 10.00 – 18.00 Uhr
SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service,
20637 Hamburg

Umzug/Urlaub: 01801 / 22 11 33 (3,9 Cent/Min.)
Fax: (040) 3007-857003

Zustellung: 01801 / 66 11 66 (3,9 Cent/Min.)
Fax: (040) 3007-857006

Service allgemein: (040) 3007-2700
Fax: (040) 3007-3070
E-Mail: aboservice@spiegel.de

Abonnenten-Service Schweiz

DER SPIEGEL, Postfach, 6002 Luzern
Telefon: (0041) 41-329 22 55 Fax: (0041) 41-329 22 04
E-Mail: spiegel@leserservice.ch

Abonnement für Blinde

Audio Version, Deutsche Blindenstudienanstalt e. V.
Telefon: (06421) 606265 Fax: (06421) 606259
E-Mail: info@blista.de

Elektronische Version, Stiftung Blindenanstalt
Frankfurt am Main

Telefon: (069) 955124-15 Fax: (069) 5976296
E-Mail: m-kirchner@t-online.de

Abonnementspreise

Inland: zwölf Monate € 171,60
Sonntagszustellung per Eilboten Inland: € 499,20
Studenten Inland: 52 Ausgaben € 127,40 inkl.
6-mal UniSPIEGEL

Schweiz: zwölf Monate sfr 301,60

Europa: zwölf Monate € 226,20

Außerhalb Europas: zwölf Monate € 304,20

SPIEGEL DIGITAL inkl. E-Paper:

zwölf Monate € 174,20

Halbjahresaufträge und befristete Abonnements
werden anteilig berechnet.

Abonnementsbestellung

bitte ausschneiden und im Briefumschlag senden an
SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service,
20637 Hamburg – oder per Fax: (040) 3007-3070.

Ich bestelle den SPIEGEL

☐ für € 3,30 pro Ausgabe (Normallieferung)

☐ für € 9,60 pro Ausgabe (Eilbotenzustellung am

Sonntag) mit dem Recht, jederzeit zu kündigen.

Das Geld für bezahlte, aber noch nicht gelieferte

Hefte bekomme ich zurück.

Zusätzlich erhalte ich den KulturSPIEGEL,

das monatliche Programm-Magazin.

Bitte liefern Sie den SPIEGEL an:

Name, Vorname des neuen Abonnenten

Straße, Hausnummer oder Postfach

PLZ, Ort

Ich zahle
☐ bequem und bargeldlos per Bankeinzug (1/4-jährl.)

Bankleitzahl

Konto-Nr.

Geldinstitut

☐ nach Erhalt der Jahresrechnung. Ein Widerrufsrecht besteht nicht.

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten SP07-001-WT127

DER SPIEGEL

Brandstwierte 19, 20457 Hamburg, Telefon (040) 3007-0 · Fax -2246 (Verlag), -2247 (Redaktion)

E-Mail spiegel@spiegel.de · SPIEGEL ONLINE www.spiegel.de

HERAUSGEBER Rudolf Augstein (1923 – 2002)

CHEFREDAKTEUR Stefan Aust (v. i. s. d. P.)

STELLV. CHEFREDAKTEURE Dr. Martin Doerry, Joachim Preuß

DEUTSCHE POLITIK Leitung: Dietmar Pieper, Hans-Ulrich Stoldt.
Redaktion: Georg Bönisch, Jan Friedmann, Per Hinrichs, Carsten Holm (Haumsittelung), Ulrich Jaeger, Bernd Kühn, Merlind Theile.
Autoren, Reporter: Henryk M. Broder, Dr. Thomas Darmstadt, Dr. Klaus Wiegrefe

HAUPTSTADTBÜRO Leitung: Dirk Kurbjuweit, Georg Mascolo, Jan Fleischhauer (stellv.), Konstantin von Hammerstein (stellv.).
Redaktion Politik: Ralf Beste, Petra Bornhöft, Horand Knaup, Roland Nelles, Ralf Neukirch, René Pfister, Alexander Szandor.
Autoren, Reporter: Markus Feldkirchen. *Redaktion Wirtschaft:* Markus Dettmer, Alexander Neubacher, Christian Reiermann, Wolfgang Johannes Reuter, Michael Sauga, Thomas Schulz

DEUTSCHLAND Leitung: Clemens Höges, Alfred Wenzler. *Redaktion:* Ulrike Demmer, Michael Fröhlingdorf, Guido Kleinhubbert, Sebastian Knauer, Günther Latsch, Udo Ludwig, Cordula Meyer, Andreas Ulrich, Dr. Markus Verbeet. *Autoren, Reporter:* Jochen Bölsche, Jürgen Dahlkamp, Gisela Friedrichsen, Bruno Schrep

BERLINER BÜRO Leitung: Stefan Berg (stellv.), Holger Stark (stellv.).
Redaktion: Markus Deggerich, Irina Repke, Sven Robel, Marcel Rosenbach, Caroline Schmidt, Michael Sontheimer, Andreas Wassermann, Peter Wensierski

WIRTSCHAFT Leitung: Armin Mahler, Thomas Tuma. *Redaktion:* Beat Balzi, Julia Bonstein, Markus Brauck, Isabell Hülsen, Alexander Jung, Klaus-Peter Kerbusch, Nils Klawitter, Jörg Schmitt, Janko Tietz. *Autoren, Reporter:* Dietmar Hawranek, Michaela Schiefl

AUSLAND Leitung: Hans Hoyng, Dr. Gerhard Spörl, Dr. Christian Neef (stellv.). *Redaktion:* Dieter Bednarz, Manfred Ertel, Rüdiger Falkscho, Joachim Hoelzgen, Siegmund von Iseman, Jan Puhl, Mathieu von Rohr, Britta Sandberg, Daniel Steinvoth, Helene Zuber. *Autoren, Reporter:* Dr. Erich Follath, Marc Hujer, Susanne Koelbl, Walter Mayr, Erich Wiedemann

WISSENSCHAFT UND TECHNIK Leitung: Johann Grolle, Olaf Stampf. *Redaktion:* Dr. Philip Bethge, Rafaela von Bredow, Manfred Dworschak, Marco Evers, Dr. Veronika Hackenbroch, Julia Koch, Beate Lakotta, Hilmar Schmundt, Matthias Schulz, Samiha Shafy, Frank Thadeusz, Katja Thimm, Christian Wüst

KULTUR Leitung: Dr. Romain Leick, Matthias Matussek. *Redaktion:* Verena Araghi, Lars-Olav Beier, Susanne Beyer, Rebecca Casati, Nikolaus von Festenberg, Angela Gatterbug, Doja Hacker, Dr. Volker Hage, Dr. Malte Herwig, Ulrike Knöfel, Dr. Joachim Kronsheim, Philipp Oehmke, Elke Schmitter, Moritz von Usar, Claudia Voigt, Marianne Wellershof, Martin Wolf. *Autoren:* Wolfgang Höbel, Urs Jenny, Dr. Mathias Schreiber

GESELLSCHAFT Leitung: Matthias Geyer, Cordt Schnibben. *Redaktion:* Anne Dürr, Fiona Ehlers, Hauke Goos, Barbara Hardinghaus, Ralf Hoppe, Ansbert Kneip. *Reporter:* Klaus Brinkbäumer, Uwe Buse, Ullrich Fichtner, Jochen-Martin Gutsch, Alexander Osang, Barbara Supp

SPORT Leitung: Lothar Gorris. *Redaktion:* Cathrin Gilbert, Maik Großekathöfer, Detlef Hacke, Jörg Kramer, Gerhard Pfeil, Michael Wulzinger

SONDERTHEMEN Leitung: Stephan Burgdorff, Norbert F. Pötzl (stellv.). *Redaktion:* Karen Andresen, Wolfram Bickrich, Annette Bruhns, Joachim Mohr, Dr. Johannes Saltzwedel, Manfred Schniedenharn, Dr. Rainer Traub, Kirsten Wiedner

PERSONALIEN Katharina Stiegelmann; Petra Kleinau

CHEF VOM DIENST Thomas Schäfer, Karl-Heinz Körner (stellv.), Katharina Lükens (stellv.), Holger Wolters (stellv.)

SCHLUSSREDAKTION Gesine Block, Regine Brandt, Reinhold Bussmann, Lutz Dieckrichs, Bianca Huneke, Anke Jensen, Maika Kunze, Stefan Moos, Freder Nagel, Dr. Karen Ortiz, Manfred Petersen, Antje Poeschmann, Reid Schlotterbeck, Hans-Eckhard Segner, Tapio Sirkka, Ulrike Wallenfels

BILDREDAKTION Michael Rabanus (verantwortlich für Innere Hefgestaltung), Claudia Jeczawitz, Matthias Krug, Claus-Dietrich Schmidt, Anke Wellnitz, Sabine Dötting, Torsten Feldstein, Thorsten Gerke, Andrea Huss, Antje Klein, Elisabeth Kolb, Peer Peters, Sabine Sauer, Karin Weinberg. E-Mail: bildred@spiegel.de

SPIEGEL Foto USA: Susan Wirth, Tel. (001212) 3075948

GRAFIK Martin Brinker, Stephen-John Swierczyna (stellv.); Cornelia Baumermann, Ludger Bollen, Thomas Hammer, Tiina Hurme, Gerold Matzke, Cornelia Pfauter, Julia Saur, Michael Walter

LAYOUT Wolfgang Busching, Ralf Geilhuhe, Reinhold Wurst; Michael Abke, Christel Basilon, Katrin Bollmann, Claudia Franke, Petra Gronau, Kristian Heuer, Jens Kuppi, Sebastian Raulf, Barbara Röding, Ursula Stauffer, Martina Treumann, Doris Wilhelm

Sonderhefte: Rainer Sennewald

PRODUKTION Christiane Stauder, Petra Thormann

TITELBILD Stefan Kiefer; Astrid Bodo, Iris Kuhlmann, Gershon Schwallenberg, Arne Vogt

REDAKTIONSVERTRETUNGEN DEUTSCHLAND

BERLIN Pariser Platz 4a, 10117 Berlin; Deutsche Politik, Wirtschaft Tel. (030) 886688-100, Fax 886688-111; Deutschland, Wissenschaft, Kultur, Gesellschaft Tel. (030) 886688-200, Fax 886688-222

DRESDEN Steffen Winter, Königsbrücker Straße 17, 01099 Dresden, Tel. (0351) 26620-0, Fax 26620-20

DÜSSELDORF Andrea Brandt, Sebastian Ramspeck, Barbara Schmid-Schalenbach, Carlsplatz 14/15, 40213 Düsseldorf, Tel. (0211) 86679-01, Fax 86679-11

FRANKFURT AM MAIN Matthias Bartsch, Simone Kaiser, Christoph Pauly, Oberlindau 80, 60323 Frankfurt am Main, Tel. (069) 9712680, Fax 97126820

KARLSRUHE Dietmar Hipp, Waldstraße 36, 76133 Karlsruhe, Tel. (0721) 22737, Fax 9204449

MÜNCHEN Dinah Deckstein, Bettina Musall, Conny Neumann, Rosental 10, 80331 München, Tel. (089) 4545950, Fax 45459525

STUTTGART Eberhard Straße 73, 70173 Stuttgart, Tel. (0711) 664749-20, Fax 664749-22

REDAKTIONSVERTRETUNGEN AUSLAND

AMSTERDAM Gerald Trauffetter, Keizersgracht 431s, 1017 DJ Amsterdam, Tel. (0031) 203306773, Fax 203306774

BELGRAD Renate Flottau, Crnotravska 11 z, 11040 Belgrad, Tel. (0038111) 2669987, Fax 3670714

BOSTON Jörg Blech, 278 Elm Street, Somerville, MA 02144, Tel. (001617) 6281596, Fax 6283137

BRÜSSEL Frank Dohmen, Hans-Jürgen Schlamp, Bd. Charlemagne 45, 1000 Brüssel, Tel. (00322) 2306108, Fax 2311436

DUBAI Bernhard Zand, P.O. Box 213380, Dubai, Vereinigte Arabische Emirate, Tel. (009714) 3443605, Fax 3448089

ISTANBUL Annette Großbongardt, PK 12 Arnavatköy (Bogazici), 34345 Istanbul, Tel. (0090212) 2877456, Fax 2873047

JERUSALEM Christoph Schult, P.O. Box 9369, Jerusalem 91093, Tel. (00972) 26447494, Fax 26447501

KAIRO Amira El Ahl, Volkhard Windfuhr, 18, Shari' Al Fawakih, Muhandisin, Kairo, Tel. (00202) 37604944, Fax 37607655

LONDON Thomas Hütelin, 90 A Notting Hill Gate, London W11 3HP, Tel. (0044207) 2430889, Fax 2430899

MADRID Apartado Postal Número 10064, 28080 Madrid, Tel. (003491) 3910575, Fax 3192968

MOSKAU Uwe Klusmann, Matthias Schupp. *Autoren:* Jörg R. Mettke, Ul. Bol. Dmitrowka 7/5, Haus 2, 125009 Moskau, Tel. (007495) 96020-95, Fax 96020-97

NAIROBI Thilo Thielke, P.O. Box 1361, 00606 Nairobi, Fax 00254-204181559

NEW DELHI Padma Rao, 101, Golf Links, New Delhi 110003, Tel. (009111) 24652118, Fax 24652739

NEW YORK Frank Hornig, 516 Fifth Avenue, Penthouse, New York, N Y 10036, Tel. (001212) 2217583, Fax 3026258

PARIS Dr. Stefan Simons, 12, Rue de Castiglione, 75001 Paris, Tel. (00331) 58625120, Fax 42960822

PEKING Andreas Lorenz, Sanlitun Dongsanjie Gongyu 2-1-31, Peking 100 600, Tel. (008610) 65323541, Fax 65325453

PRAG Jilská 8, 11000 Prag, Tel. + Fax (00420) 2-24220138, 2-24221524

RIO DE JANEIRO Jens Glüsing, Caixa Postal 56071, AC Urca, Rio de Janeiro-RJ, CEP 22290-970, Tel. (005521) 2275-1204, Fax 2543-9011

ROM Alexander Smolczyk, Largo Chigi 9, 00187 Rom, Tel. (003906) 6797522, Fax 6797768

SHANGHAI Dr. Wieland Wagner, Grosvenor House 8 E/F, Jinjiang Hotel, 59 Maoming Rd. (S), Shanghai 200020, Tel. (008621) 54652020, Fax 54653311

SINGAPUR Jürgen Kremb, Bureau Southeast Asia / Pacific, 59 A, Merryn Road, 298530 Singapur, Tel. (0065) 62542871, Fax 62546971

WARSAU P.O. Box 31, ul. Waszyngtona 26, PL-03-912 Warszawa, Tel. (004822) 6179295, Fax 6179365

WASHINGTON Gabor Steingart, 1202 National Press Building, Washington, D.C. 20 045, Tel. (001202) 3475222, Fax 3473194

WIEN Marion Krasko, Herrergasse 6-8/1, 1010 Wien, Tel. (00431) 5331732, Fax 5331732-10

DOKUMENTATION Dr. Hauke Janssen, Axel Pult (stellv.), Peter Wahl (stellv.); Jörg-Hinrich Ahrens, Dr. Anja Bednarz, Ulrich Booms, Dr. Helmut Bott, Viola Broecker, Dr. Heiko Buschke, Heinz Egleder, Johannes Eltschick, Johannes Erasmus, Klaus Falkenberg, Cordelia Freiwald, Anne-Sophie Fröhlich, Dr. André Geicke, Silke Geister, Catrin Hammy, Thorsten Hapke, Susanne Heitker, Carsten Hellberg, Stephanie Hoffmann, Bertolt Hunger, Joachim Immsich, Marie-Odile Jonot-Langheim, Michael Jürgens, Renate Kemper-Gussek, Jan Kerbusch, Ulrich Klötzer, Angela Köllisch, Anna Kovac, Sonny Krauspe, Peter Kühn, Peter Lakemeier, Dr. Walter Lehmann, Michael Lindner, Dr. Petra Ludwig-Sidow, Rainer Lübbert, Nadine Markwald, Dr. Andreas Meyhoff, Gerhard Minich, Cornelia Moormann, Tobias Mülot, Bernd Musa, Nicola Naber, Werner Nielsen, Margret Nitsche, Sandra Ofner, Thorsten Oltmer, Andreas M. Peets, Thomas Riedel, Andrea Sauerbie, Maximilian Schäfer, Marko Scharlow, Rolf G. Schierhorn, Dr. Regina Schlüter-Ahrens, Mario Schmidt, Andrea Schumann-Eckert, Ulla Siegenthaler, Margret Spohn, Rainer Staudhammer, Ursula Stiegler, Dr. Claudia Stodte, Stefan Storz, Rainer Szimm, Dr. Eckart Teichert, Hans-Jürgen Vogt, Carsten Voigt, Ursula Wamsler, Peter Wacker, Andrea Wilkens, Holger Wilkop, Karl-Henning Windelbandt, Anika Zeller

LESER-SERVICE Catherine Stockinger

NACHRICHTENDIENSTE AFP, AP, dpa, Los Angeles Times / Washington Post, New York Times, Reuters, sid

SPIEGEL-VERLAG RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG

Verantwortlich für Anzeigen: Norbert Facklam

Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 61 vom 1. Januar 2007

Mediaunterlagen und Tarife: Tel. (040) 3007-2540

Commerzbank AG Hamburg, Konto-Nr. 6181986, BLZ 200 400 00

Verantwortlich für Vertrieb: Thomas Hass

Druck: Prinovis, Itzehoe

Prinovis, Dresden

MARKETINGLEITUNG Christian Schlottau

VERLAGSLEITUNG Fried von Bismarck, Matthias Schmolz

GESCHÄFTSFÜHRUNG Dr. Mario Frank

DER SPIEGEL (USPS No. 0154-520) is published weekly. The subscription price for the USA is \$320 per annum.
K.O.P.: German Language Publications, Inc., 153 South Dean Street, Englewood, NJ 07631. Telephone: 1-800-457-4443. E-mail: info@glpnnews.com. Periodicals postage is paid at Englewood, NJ 07631, and at additional mailing offices. Postmaster: Send address changes to: DER SPIEGEL, German Language Publications, Inc., 153 South Dean Street, Englewood, NJ 07631.

Ein Schneideratelier in der afghanischen Stadt Ghazni wird zur Attraktion für junge Afghaninnen.



SHAH MARAI / AFP

SAMSTAG, 18. 8.

KABUL Vier bewaffnete Männer kidnappen mitten am Tag in der afghanischen Hauptstadt die Deutsche Christina M. – Mitarbeiterin einer christlichen Hilfsorganisation.

KASACHSTAN Die Partei des autoritären Präsidenten Nasarbajew gewinnt die Parlamentswahl in Kasachstan.

BERLIN Im Berliner Dom findet die Trauerfeier für drei in Afghanistan getötete deutsche Polizisten statt.

SONNTAG, 19. 8.

RASSISMUS Nach einem Stadtfest im sächsischen Mügeln jagen 50 Deutsche 8 indische Bürger durch die Stadt, beschimpfen sie mit ausländerfeindlichen Parolen und greifen sie tätlich an. Alle 8 Inder werden verletzt.

KABUL Afghanische Sicherheitskräfte befreien die Deutsche Christina M. aus ihrer Geiselhaft. Die Kidnapper werden festgenommen.

UNWETTER Der Hurrikan „Dean“ richtet große Zerstörungen in Jamaika und Haiti an.

MONTAG, 20. 8.

ISTANBUL Der türkische Außenminister Abdullah Gül verfehlt in der ersten Runde der Präsidentenwahl die nötige Zweidrittelmehrheit.

DREIER-GIPFEL Die Präsidenten der USA und Mexikos sowie Kanadas Premierminister erörtern nahe der kanadischen Hauptstadt Ottawa den Ausbau ihrer Wirtschafts- und Sicherheitspartnerschaft.

DIENSTAG, 21. 8.

CAPE CANAVERAL Nach ihrer zwölfjährigen Reise zur Internationalen Raumstation ISS kehrt die US-amerikanische Raumfähre „Endeavour“ zur Erde zurück.

BERLIN Bundespräsident Horst Köhler unterschreibt das geänderte Zuwanderungsgesetz.

MITTWOCH, 22. 8.

BERLIN Die ausländerfeindlichen Aktionen im sächsischen Mügeln entfachen neue Diskussionen über wirksame Maßnahmen gegen rechte Gewalt.

BUNDESWEHR Das Bundeskabinett beschließt eine Verlängerung des Libanon-Einsatzes der Bundeswehr um ein weiteres Jahr.

GEISELDRAMA Von dem in Afghanistan entführten deutschen Bauingenieur taucht ein neues Video auf, in dem er eindringlich um Hilfe bittet.

DONNERSTAG, 23. 8.

BERLIN Als Teil des Nationalen Integrationsplans startet die Bundesregierung eine Kampagne für die Eingliederung von Zuwanderern in den Arbeitsmarkt.

FINANZEN: Erstmals seit der Wiedervereinigung erzielte Deutschland im ersten Halbjahr 2007 wieder einen Haushaltsüberschuss.

FREITAG, 24. 8.

KLAUSUR Nach zweitägigen Beratungen in Meseberg beschließt das Bundeskabinett das Programm der Großen Koalition bis 2009. Themen sind der Klimaschutz, der Fachkräftemangel sowie der demografische Wandel.

SPIEGEL TV

DIENSTAG, 28. 8.
23.15 – 0.10 UHR VOX

SPIEGEL TV EXTRA

Mobil auf Mallorca – Autovermietung in der Hochsaison
Rund 35 000 geliehene Autos sind im Hochsommer auf der Baleareninsel unterwegs. Vor den Mietwagenschaltern bilden sich lange Warteschlangen. Gleichzeitig müssen Reklamationen zügig bearbeitet werden, schließlich soll sich die zahlende Kundschaft nicht aufregen, sondern erholen.

FREITAG, 31. 8.
22.30 – 0.35 UHR VOX

SPIEGEL TV THEMA

Die Prinzessin, die Paparazzi und der Palast: zehn Jahre nach Dianas Tod
Am 31. August 1997 kommt die erst 36 Jahre alte Diana, geborene Spencer, bei einem Autounfall in Paris ums Leben. Sie war die nach Marilyn Monroe meistfotografierte Frau der Welt: Jede Lebensphase von ihr ist fast lückenlos dokumentiert. Und selbst, als sie im Sterben liegt, sind Fotografen dabei. Zehn Jahre nach Dianas Tod äußern sich Zeitzeugen, Adels-Experten, Ärzte und Fotografen über das Leben und Sterben der unvergessenen Prinzessin.

SAMSTAG, 1. 9.
22.10 – 0.10 UHR VOX

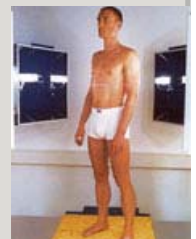
SPIEGEL TV SPECIAL

Das Todeslabyrinth – der Krieg im Schützengraben
Viele Millionen Soldaten kämpften im Ersten Weltkrieg in einem Labyrinth aus Schützengräben. Am Rande der Stadt Ypern, auf den sogenannten Flanders Fields, kam es zu Schlachten, die zu den grausamsten des Krieges gehörten. Ein Ausgrabungsteam hat sich vorgenommen, dieses unterirdische Schlachtfeld freizulegen. Eine Spurensuche in der Vergangenheit, bei der die Wissenschaftler neue Erkenntnisse über das Leben in den Schützengräben gewinnen.

SONNTAG, 2. 9.
22.45 – 23.30 UHR RTL

SPIEGEL TV MAGAZIN

Die Merkel, der Beck und der Frust – zwei Jahre Große Koalition; **Ohne Rücksicht auf Verluste** – Rasen in der Großstadt; **Kaum gestohlen, schon in Litauen** – grenzenlose Automafia; **Wie wir uns verändert haben** – die Vermessung der Deutschen.



3-D-Körperscan

GESTORBEN

Kurt Hübner, 90. Kaum jemand konnte so erfrischend ungerecht schimpfen über den „schrecklichen Unfug“ einer Inszenierung oder die „bodenlose Dummheit“ einer Kritik. Und doch glühte seine Liebe zum Theater stets bei allem Waghalsigen am heftigsten. Sein Blick für Begabungen machte den Intendanten, Regisseur und Schauspieler Hübner zu einem Titanen der deutschen Theatergeschichte. Hübner, geboren in Hamburg als Sohn eines Hafenbeamten, erlernte nach dem Abitur am Berliner Deutschen Theater den Schauspielberuf, war als Wehrmachtssoldat Kriegsberichterstatter unter anderem in Nordafrika, arbeitete nach dem Zweiten Weltkrieg als Regisseur und Dramaturg in Hannover und Stuttgart. Furore machte er erst als Intendant der Theater in Ulm (1959 bis 1962) und Bremen (1962 bis 1973), wo er verwegene junge Männer wie Peter Zadek und Rainer Werner Fassbinder antreten ließ mit dem Auftrag, den Staub aus dem bundesdeutschen Theater der fünfziger und sechziger Jahre zu pusten. Freche Skandalabende von Zadek und die aufsehenerregenden Inszenierungen von Peter Stein und Klaus Michael Grüber prägten den „Bremer Stil“. Seinem gesellschaftlichen Engagement blieb er auch als Intendant der Freien Volksbühne Berlin zwischen 1973 und 1986 treu. Kurt Hübner starb am 21. August in München.



FRANK MÄCHLER / DPA

Grace Paley, 84. Der von ihr am liebsten beschriebene Charakter dürfte ihrem eigenen sehr ähnlich gewesen sein: Grace Paley erzählte von Müttern, die bereit waren, alles für ihre Kinder zu tun, auch wenn sie dafür die Welt verändern mussten. Die Themen ihrer prämierten Kurzgeschichten fand die „sehr verbal“ aufgewachsene Tochter jüdischer Einwanderer auf dem Kinderspielfeldplatz im New Yorker Washington Square Park, umgeben von unglücklich verheirateten oder unglücklich geschiedenen jungen Müttern. Der Romancier Philip Roth attestierte Paley ein „enorm komisches und gar nicht damenhaftes“ Verständnis von Einsamkeit, Begierde und Selbstsucht. Aber auch wenn Paley ihr Lebenswerk als „Küchendramen“ bezeichnete – sie war politisch radikal. Das Elend der Welt konnte sie nur ertragen, indem sie dagegen anging. Die überzeugte Pazifis-



ZUMA PRESS / ACTION PRESS

tin und Feministin engagierte sich gegen den Vietnam-Krieg, half in Chile, reiste als Friedensdelegierte nach Moskau, verteilte Flugblätter in New York. Sie sei geradezu neurotisch antiautoritär, verriet sie in einem Interview, sogar auf ein Kochrezept reagiere sie mit der Frage: Ist das ein Befehl? Grace Paley starb am 22. August in Vermont.

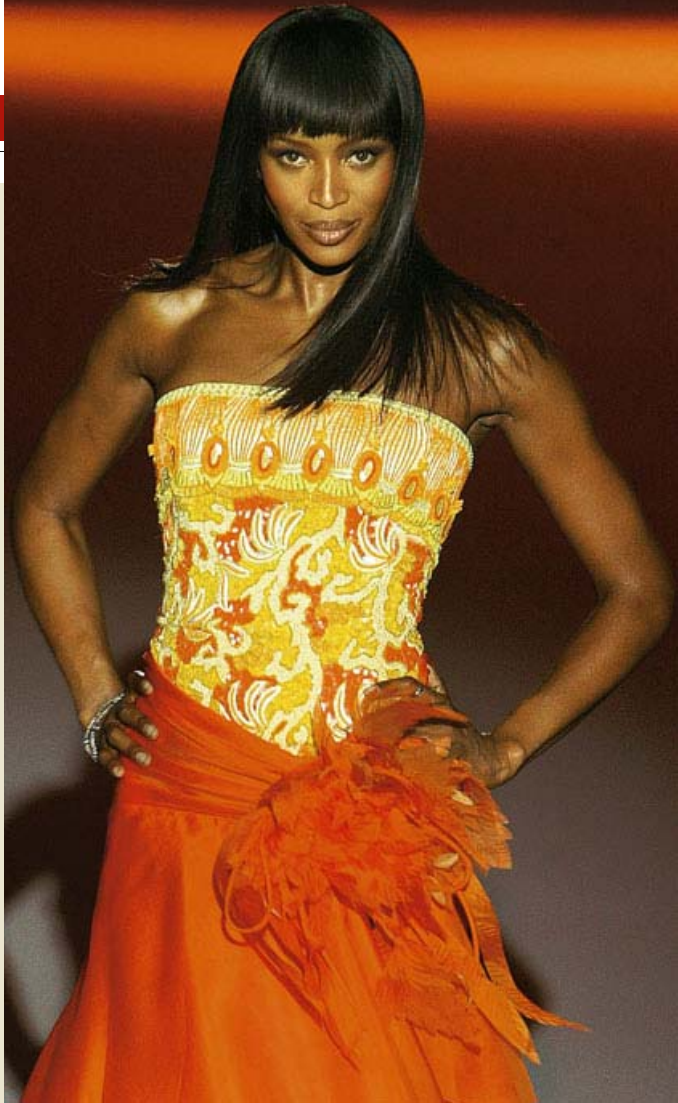
Ulrich Müther, 73. „Landbaumeister aus Rügen“ nannte er sich bescheiden. Müther war der Architekt der Ost-Moderne. Er setzte dem Plattenbau der DDR schwungvolle Konturen entgegen. Seine Stadthallen, Restaurants und Kirchen wirkten nicht gebaut, sondern wie aus Beton geformt. Im Zweitberuf Bauingenieur war er ein Virtuose der Schalenbauweise. Eines seiner bekanntesten Werke war das sogenannte Ahornblatt aus dem Jahr 1973, eine Gaststätte auf der Fischerinsel in Berlin, die vor einigen Jahren abgerissen wurde: Erst das laute Bedauern der Architekturexperten und Denkmalschützer über diesen Verlust machte den Ostdeutschen auch im Westen bekannt. Es freute ihn, immerhin ein „wenig aus der Versenkung herausgekommen zu sein“. Lange vor der Wende arbeitete er auch im Ausland in Helsinki, Kuwait, in Wolfsburg. Der Mann von der Ostsee suchte auch als Architekt die Nähe des Wassers: In seinem Heimatort Binz auf Rügen erschuf er 1968 ein Stück Futurismus, einen Wachturm für Bademeister. 2003 wurde er mit einer Ausstellung gewürdigt: „Kühne Solitäre“. Ulrich Müther starb am 21. August in Binz.



STEFAN SAUER / DPA

Leona Helmsley, 87. Wenn Amerikaner sich an die Ära Ronald Reagan erinnern, überkommt sie wohlige Wärme. Für sie war der Präsident ein liebevoller Großvater, der dafür gesorgt hat, dass sie wieder stolz auf ihr Land sein konnten. Die Kehrseite dieser Ära ist die Geschichte des ehrgeizigen Ex-Models Leona Rosenthal, die Maklerin wurde, einen der reichsten Immobilienhaie der USA heiratete, zur Mitbesitzerin des Empire State Building aufstieg und als ausgewiesener Raffzahn ihre Angestellten schikanierte. Nach einem Prozess wegen Steuerhinterziehung, bei dem ihr getriehtes Personal in Zeugenaussagen Rache nahm, verschwand die Milliardärin 1992 für 18 Monate hinter Gittern. Einer der damaligen Ankläger konnte das mit lautem Jubel begrüßte Urteil in einen Karrierestart verwandeln: Rudolph Giuliani wurde Bürgermeister von New York. Leona Helmsley starb am 20. August in Greenwich, Connecticut.

Naomi Campbell, 37, Supermodel der ersten Generation, dessen Oberflächlichkeit, Zickigkeit und schlechtes Benehmen schon oft für Schlagzeilen sorgten, will etwas gegen Rassismus unternehmen. Campbell, eine der wenigen dunkelhäutigen Frauen in der Modebranche, die es bis ganz nach oben geschafft haben, machte nie ein Hehl aus ihrer Meinung, dass schwarze Mannequins diskriminiert werden. Jüngst erklärte sie rundheraus: „Schwarze Models werden von den großen Agenturen missachtet.“ Die temperamentvolle Schönheit, die wegen tätlichen Angriffen auf eine Angestellte Anfang des Jahres zu gemeinnütziger Arbeit verdonnert worden war, hat nun einen Plan ins Auge gefasst, um dem etwas entgegenzusetzen: die Gründung einer eigenen Model-Agentur in Kenia.



Gajendra Kharatmal, 28, aus dem indischen Kolhapur, hat allzu hartnäckig sein Berufsziel verfolgt und wurde dafür streng bestraft. Kharatmals Bewerbung auf eine Stelle bei der örtlichen Polizei war zunächst aussichtslos, weil seine Körpergröße nicht den staatlichen Vorgaben entsprach: Er war mit 1,62 Meter einen Zentimeter zu klein. Um der Natur nachzuhelfen, ging er 2003 zum Arzt und unterzog sich einer kosmetischen Kopf-Operation. Dabei wurde die Schädeldecke künstlich aufgepolstert, so dass der Möchtegern-Beamte hinterher 1,9 Zentimeter größer war. Als Kharatmal fast alle Prüfungen und Tests bestanden hatte, erregte die Deformation seines Kopfes doch noch Aufmerksamkeit. Darauf angesprochen, gab Kharatmal sofort zu, künstlich nachgeholfen zu haben. Trotzdem kam sein Körpereinsatz nicht gut an: Nach der Anzeige wegen Betrugs musste er für vier Tage ins Gefängnis, das Verfahren ist heute noch nicht abgeschlossen.

Hugo Chávez, 53, linkspopulistischer Staatspräsident Venezuelas mit einem Hang zu leicht exzentrischen Aktionen, hat einen berühmten Mitstreiter gewonnen. Der argentinische Fußballgott im Ruhestand, **Diego Maradona**, 46, stellte sich in

Chávez' allwöchentlicher TV-Sendung „Aló Presidente“ im Staatsfernsehen an dessen Seite und bekannte sich zum „Sozialismus des 21. Jahrhunderts“ (wie Chávez ihn anstrebt). Gleichzeitig versi-



Chávez, Maradona

cherte Maradona, er wolle gegen den Imperialismus kämpfen. Der venezolanische Staatschef, der vergangene Woche für Schlagzeilen sorgte, weil er mit einigen Millionen Dollar sozial schwache Londoner Busbenutzer unterstützen wollte, hatte zuvor den Kauf von 5000 Kalaschnikows AK-47 angekündigt. Mit denen wolle er notfalls die US-Amerikaner aus Venezuela in einem Guerillakampf „Mann gegen Mann“ fernhalten.

Anne-Marie Laroche, 69, französische Lehrerin im Ruhestand, lieferte rechtzeitig zum Rückblick auf 100 Tage Amtszeit ihres

Wladimir Putin, 54, russischer Präsident mit Macho-Image, steigert seine ohnehin glänzenden Umfragewerte durch immer neue Fotos mit freiem Oberkörper. Eine Bilderserie, in der Putin oben ohne beim Angeln und Wandern zu sehen war, sorgte weltweit für Aufsehen. In der vergangenen Woche spielte der Pressedienst des Kreml der Boulevardzeitung „Argumenty i fakty“ exklusiv ein weiteres Motiv zu. Passend zur Supermacht-Rhetorik und zu Putins diplomatischen Muskelspielen zeigt sich der Präsident im Rambo-Stil mit Gewehr auf der Jagd. Anders als der französische Präsident Nicolas Sarkozy ist der

Kampfsportler Putin so durchtrainiert, dass untertänige Redakteure keine Fettrollen an den Hüften wegretouchieren müssen. Das Konkurrenzblatt „Komsomolskaja prawda“ druckte derweil unter der Überschrift „Werden wie Putin“ eine Anleitung für die männliche Bevölkerung zum gezielten Muskelaufbau. Russlands Frauen sind begeistert, und auch in Gay-Chatrooms sind die Bilder Kult. Die Fotoserie nährt Spekulationen, dass hinter den Kreml-Mauern weiter mit dem Gedanken gespielt wird, Putin entgegen der geltenden Verfassung eine dritte Amtszeit zu ermöglichen.

Gordon Brown, 56, Premierminister von Großbritannien, bekommt ungefragt Schönheitstipps. Der Lieblingsfriseur des Schauspielers Sacha Baron Cohen („Borat“) hat bekanntgemacht, dass er „in der Sekunde, als er Premier wurde“, an Brown einen Brief geschrieben habe, um ihm mitzuteilen, dass er dringend „etwas Hilfe“ mit seinem Haar benötige, seine Frisur sei alles andere als schmeichelhaft. Coiffeur Carmelo Guastella hat bis heute keine Antwort aus Downing Street erhalten. Dabei hat er seine Dienste kostenlos angeboten – „zum Wohle der Nation“. Der Labour-Chef soll pro Haarschnitt 160 Pfund ausgeben.

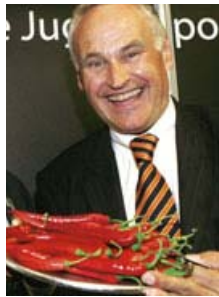
НСКИЙ поход презид



Ausschnitt aus „Argumenty i fakty“

Präsidenten Nicolas Sarkozy neue Details zur Person. Laroche erteilte 1960 dem damals Fünfjährigen den elementaren Rechen- und Schreibunterricht und empfing von ihm eine Liebeserklärung: „Maitresse, ich liebe Sie, Sie sind die Schönste.“ Im Unterschied zu Biografen, die Klein-Sarko als cholerisch beschrieben haben, hat ihn die Erzieherin als „liebervoll und schüchtern“ in Erinnerung. Entgegen der Legende war der einstige Superminister für Wirtschaft und Finanzen gut im Lesen, aber „Rechnen war nicht seine Stärke“. Da er, so die Ex-Lehrerin, schon als Kind ein „Perfektionist war, der sich ärgerte, wenn er sich irrte“, bediente er sich – „ein Auge zugekniffen“ – umständlich der Kugeln eines Rechenschiebers, bis er sich ganz sicher war: „Jetzt weiß ich es!“

Erwin Huber, 61, bayerischer Wirtschaftsminister, liefert sich weitgehend unbemerkt von der Öffentlichkeit einen heißen Sommerwahlkampf an der CSU-Basis mit Bundesverbraucherminister **Horst Seehofer**, 58, um den Parteivorsitz. Seehofer, der durch seine Berliner Affäre geschwächt in die Schlacht gezogen ist, verweist gern auf



Huber



Seehofer

den wortgewaltigen Linken Lafontaine, der schon „Stimmungen auf Parteitagern gewendet habe“. Symbolträchtig – und wenig sensibel – ließ er sich vor christlichen Heiligenschein-Motiven fotografieren. Favorit Huber setzt auf Altbewährtes und posiert wie der ehemalige Vorsitzende Franz Josef Strauß mit allerlei Utensilien, wie etwa zur Einweihung der Jugend-Website www.pepperoni.de in der Allgäu-Metropole Kempten. Er habe „keine Berührungsängste mit roten Früchten“, scherzte Huber, „egal wie scharf“ sie seien. Den geforderten Biss ins pikante Gemüse blieb der Vorsitzende in spe jedoch schuldig.

Sachs in seinem Appartement



Gunter Sachs, 74, Playboy-Legende, Ästhet und Fotograf, hat eine neue Leidenschaft: Graffiti. Der Kunstliebhaber, dessen Sammlung moderner Werke zu den bedeutendsten Europas zählt, hat deswegen seine 200 Quadratmeter große Turmwohnung im fernsehberühmten Schlosshotel am Wörthersee in Velden von zwei Graffiti-Künstlern gestalten lassen. Dare alias Sigi von Koeding und Toast alias Ata Bozaci gelten in der Szene als Stars und haben Sachs' Appartement mit zum Teil futuristischen Wandgemälden und einigen Pin-up-Schönheiten zu einem Gesamtkunstwerk gemacht. Das wurde von Sachs persönlich fotografiert und in der Septemбераusgabe von „AD – Architectural Digest“ veröffentlicht. Mit dieser Kunst-im-Bau-Aktion knüpft der umtriebige Eidgenosse an die Vergangenheit an: 1969 lud Sachs Pop-Art-Künstler wie Andy Warhol und Roy Lichtenstein ein, seine Turmwohnung im Palace Hotel von St. Moritz zu gestalten. Das Leipziger Museum für bildende Künste wird kommenden März einen Wiederaufbau der kultigen Pop-Wohnung zeigen. Das Domizil in Velden ist ausschließlich zur privaten Nutzung der Familie Sachs vorgesehen. „Meine Frau hatte mich für verrückt erklärt, als sie von den Graffiti-Plänen erfuhr“, so der experimentierfreudige Kunstfreund schmunzelnd. „Jetzt ist sie ganz begeistert, und ich bin wieder der Größte.“

Aus der Münchner „tz“: „Wie sicher ist der Eisbach? Schon drei Männer ertranken heuer in Münchens beliebtestem Surfrevier. Eigentlich ist das verboten, doch das wird ‚massenhaft ignoriert‘, so CSU-Stadtrat Richard Quaas in einer Anfrage an die Stadt.“

Pfarrer lassen bei Fußwaschung Seele baumeln

Aus dem „Gießener Anzeiger“

Aus der „Goslarschen Zeitung“: „Positiv beurteilen die Wissenschaftler Bemühungen zum Abbau von Demokratie.“

Aus der „Hamburger Morgenpost“: „Auch schockierende Einzelheiten über die Tigerattacke im Oktober 2003 sickerten durch. Damals war der schwerverletzte Roy viermal auf dem Operationstisch gestorben.“

Giftpilz findet erstes Opfer

Aus den „Schaumburger Nachrichten“

Bildunterschrift in den „Wolfsburger Nachrichten“: „Bildungs-Idyll: Am Standort Wolfsburg der Fachhochschule Braunschweig/Wolfenbüttel tummeln sich Kaninchen und Studenten unter günstigen Bedingungen.“

Aus der „Hannoverschen Allgemeinen Zeitung“: „Die Tatsache, dass alle Mitarbeiterinnen im persönlichen Umfeld weiblich sind, hält Rösner für ‚nicht ganz zufällig‘.“

Mülltonne hat als Nahrungsquelle ausgedient

Aus der „Kölnischen Rundschau“

Aus dem „Weser-Kurier“: „Bürgermeister Böhrnsen wandte sich allerdings gegen den Vorschlag aus den eigenen Reihen, die Klage mangels Aussichtslosigkeit nun unverzüglich zurückzunehmen.“

Geburt im Kinderwagen

Aus der Münchner „Abendzeitung“

Aus dem Magazin „Der Deutsche Zollbeamte“: „Die Zigaretten sind zum eigenen Verzehr bestimmt und werden von den Reisenden persönlich mitgeführt.“

Zitate

Die „Berner Zeitung“ zum SPIEGEL-Bericht „Außenpolitik – Geheimtermin in Zürich“ über ein Treffen von BND-Leuten mit Taliban-Abgesandten in der Schweiz (Nr. 34/2007):

Im eidgenössischen Departement für auswärtige Angelegenheiten blieb man auch gestern dabei: „Wir nehmen keine Stellung zum Artikel im SPIEGEL“, wiederholte Departementssprecher Jean-Philipp Jeanerat. Das Nachrichtenmagazin hatte am Montag berichtet, dass Agenten des deutschen Nachrichtendienstes im Zürcher Flughafenhotel Hilton streng geheime Verhandlungen mit Vertretern der Terroristenorganisation Taliban geführt hätten. Die behördliche Informationsverweigerung stößt Sicherheitspolitikern sauer auf: „Wenn es in den nächsten Tagen nicht eine offensichtliche Erklärung für dieses geheime Treffen gibt, werde ich in der Sicherheitskommission eine Untersuchung beantragen“, sagt SP-Nationalrat Boris Banga... Peinlich fände Banga insbesondere, „wenn die Taliban ohne Wissen der Schweizer Geheimdienste in die Schweiz eingeschleust worden wären. Das wäre eindeutig ein Sicherheitsrisiko für die Schweiz“.

Die „Süddeutsche Zeitung“ zum SPIEGEL-Buch „Der Tod wird euch finden“ von Lawrence Wright (DVA, München):

Es gibt Geschichten, die muss man mehr als einmal erzählen. Die Geschichte von der schier unwiderstehlichen Anziehungskraft des Islamismus, der im Kairo der dreißiger Jahre zu gären begann und der in den Anschlägen des 11. September 2001 seinen ersten Gipfel der Geschichte erreichte zum Beispiel. Kaum jemand hat diese Geschichte so gut verstanden und so brillant erzählt wie Lawrence Wright, Autor des Wochenmagazins „New Yorker“. Auch wenn sich schon viele an dieser Geschichte versucht haben – sein Buch „Der Tod wird euch finden“ (SPIEGEL-Buch bei DVA, 543 Seiten, 24,95 Euro) ist ein Ereignis. Buchstäblich. Im vorigen Sommer inszenierte Wright seine Recherchearbeit als Performance. Und auch wenn er vielleicht nicht zum Entertainer taugt – jedes Mal, wenn er auf der Bühne des Culture Project Theaters im New Yorker Galerienviertel Soho stand ... dann wurde aus dem linkischen Autor im Pullunder der kundige Führer durch eine fremde und beängstigende Welt. Als er dann im vergangenen Frühjahr den Pulitzer-Preis bekam, führte er seinen Abend mit dem Titel „My Road To Al Qaida“ im Konzertsaal der Town Hall am Times Square noch einmal vor rund eineinhalbtausend Zuhörern auf. Und noch einmal wurde deutlich, welchen Sog seine Erzählkunst entwickelt.